This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

47. e. 18

Mythen und Bräuche

des

Volkes in Oesterreich.

Als Beitrag zur

deutschen Mythologie, Volksdichtung und Sittenkunde.

Von

Theodor Vernaleken.

Wien, 1859.

Wilhelm Braumüller,

k. k. Hofbuchhändler.

Druck von W. Auer in Wien.

Vorwort.

Was ich im Süden des deutschen Landes, in den Schweizer Alpen, begonnen, setze ich fort im Süd-Osten, wo deutsches und slawisches sich vielfach berühren. Die günstige Aufnahme meiner „Alpensagen“ ermuntert mich manches nachzutragen und seit den letzten 9 Jahren in Österreich gesammeltes den theilnehmenden zu bieten.

In Österreich ist die Mehrzahl der Leser gewohnt diese Überlieferungen entweder geversetzt oder in Almanachen und Kalendern ausgeschmückt zu finden. Während in allen deutschen Ländern dieser volkstümliche Theil der Litteratur für die Wissenschaft gerettet ist, hat er in unserm Reiche nur für Tirol und Siebenbürgen seine Vertreter gefunden; außerdem haben J. Wenzig in Prag, Weinhold in Gräz und Schröer in Presburg demselben ihre Aufmerksamkeit zugewendet. Es ist die höchste Zeit, daß die in Österreich, in Böhmen, Mähren und österr. Schlesien vorhandenen Reste mit Verständnis gesammelt werden. Indem ich diese erste Lese ordnete, schien es mir zweckmäßig die historische Sage einstweilen ganz bei Seite zu lassen und mein Augenmerk vorerst auf die Mythenreste zu richten, die am ehesten der Vergessenheit anheim fallen. *)

Es ist eine große Lust brachgelegene Felder anzubauen. In der neuen Wissenschaft vom deutschen Volke, wie J. Grimm sie begründet, ist noch manche Lücke. Multum adhuc restat operis, multumque restabit; nec ulli praecludetur occasio aliquid adhuc adjiciendi. (Seneca ep. 64).

Man braucht nur das Register dieses Buches zu durchgehen, um sich zu überzeugen, daß für deutsche Mythologie und Volkskunde Österreich noch ein ergiebiges Feld bietet. Wir finden hier viele Nachklänge der alten Naturreligion unseres Volkes, deren noch nicht ganz erstorbene Wurzel bis auf die Gegenwart herabreicht. Wie bei der griech. Mythol. so haben wir auch bei der wissenschaftlichen Würdigung unserer Mythen nicht außer Acht zu lassen, daß jene Wurzel häufig neue Sprossen trieb, die überall die Färbung der Zeit und selbst des Landes an sich tragen. So lange poetischer Sinn im Volke lebt, wird diese dichtende Thätigkeit fortdauern; es ist aber schon von andern die Ansicht ausgesprochen, daß die Lebenskraft jener Wurzel bei uns im erlöschen begriffen ist. Darum sammeln wir die Reste.

*) Der lyrische Theil der Volksüberl. hat früher Beachtung gefunden. Hierher gehören die Sammlungen von J. G. Meinert, alte deutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens, 1817. Tschischka und Schottky, österr. Volkslieder, Pest, 1844 (2. Aufl.) Von Fr. Ziska haben wir österr. Volksmärchen 1822.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY INSTITUTION
11 JUL 1945
OF OXFORD

Druck von M. Auer in Wien.

Vorwort.

Was ich im Süden des deutschen Landes, in den Schweizer Alpen, begonnen, setze ich fort im Süd-Osten, wo deutsches und slawisches sich vielfach berühren. Die günstige Aufnahme meiner „Alpensagen" ermuntert mich manches nachzutragen und seit den letzten 9 Jahren in Österreich gesammeltes den theilnehmenden zu bieten.

In Österreich ist die Mehrzahl der Leser gewohnt diese Überlieferungen entweder geversetzt oder in Almanachen und Kalendern ausgeschmückt zu finden. Während in allen deutschen Ländern dieser volkstümliche Theil der Litteratur für die Wissenschaft gerettet ist, hat er in unserm Reiche nur für Tirol und Siebenbürgen seine Vertreter gefunden; außerdem haben J. Wenzig in Prag, Weinhold in Gräz und Schröer in Presburg demselben ihre Aufmerksamkeit zugewendet. Es ist die höchste Zeit, daß die in Österreich, in Böhmen, Mähren und österr. Schlesien vorhandenen Reste mit Verständnis gesammelt werden. Indem ich diese erste Lese ordnete, schien es mir zweckmäßig die historische Sage einstweilen ganz bei Seite zu lassen und mein Augenmerk vorerst auf die Mythenreste zu richten, die am ehesten der Vergessenheit anheim fallen. *)

Es ist eine große Lust brachgelegene Felder anzubauen. In der neuen Wissenschaft vom deutschen Volke, wie J. Grimm sie begründet, ist noch manche Lücke. Multum adhuc restat operis, multumque restabit; nec ulli praecludetur occasio aliquid adhuc adjiciendi. (Seneca ep. 64).

Man braucht nur das Register dieses Buches zu durchgehen, um sich zu überzeugen, daß für deutsche Mythologie und Volkskunde Österreich noch ein ergiebiges Feld bietet. Wir finden hier viele Nachklänge der alten Naturreligion unseres Volkes, deren noch nicht ganz erstorbene Wurzel bis auf die Gegenwart herabreicht. Wie bei der griech. Mythol. so haben wir auch bei der wissenschaftlichen Würdigung unserer Mythen nicht außer Acht zu lassen, daß jene Wurzel häufig neue Sprossen trieb, die überall die Färbung der Zeit und selbst des Landes an sich tragen. So lange poetischer Sinn im Volke lebt, wird diese dichtende Thätigkeit fortdauern; es ist aber schon von andern die Ansicht ausgesprochen, daß die Lebenskraft jener Wurzel bei uns im erlöschen begriffen ist. Darum sammeln wir die Reste.

*) Der lyrische Theil der Volksüberl. hat früher Beachtung gefunden. Hierher gehören die Sammlungen von J. G. Meinert, alte deutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens, 1817. Tschischka uud Schottky, österr. Volkslieder, Pest, 1844 (2. Aufl.) Von Fr. Ziska haben wir österr. Volksmärchen 1822.

Was der Nationalgeist schafft, ist immer bedeutsamer und dauernder als das was der einzelne schafft. Das größte in den Nationaldichtungen der Völker ist aus der Überlieferung des Volkes geflossen oder schließt sich ihr wenigstens an. Die Überlieferungen sind der naturgemäße Grund und Boden für nazionale Poesie und Kunst, und diese entarten, je weiter sie sich von diesem Boden entfernen.

In den Landstrichen zwischen den Alpen und Sudeten, den Karpathen und dem Erzgebirge ließe sich allerdings weit mehr sammeln, allein ich habe nur das berücksichtigt, was unserm Zwecke dient.

Die bereits gewonnenen Resultate der deut. Mythologie, Volks- und Sittenkunde theils mit neuen Zeugnissen aus bisher unerforschten Landestheilen zu belegen, theils durch neue Züge zu bereichern: Das ist der Zweck des vorliegenden Buches.

Eine Schwierigkeit liegt in dem Zusammenstoß des deutschen und slawischen, und ich hoffe, daß Männer, die der westslawischen Dialekte kundig sind, durch meine Mittheilungen zu eingehendern Forschungen veranlaßt werden. Der Ethnografie und Geschichte dieser Länder werden die Resultate zu gute kommen, wenn man unbefangen und vorsichtig zu Werke geht und vor allem die eigentümliche Wanderlust der Sagen und Lieder nicht außer Acht läßt. Nichts bestätigt so sehr die nahe Verwandschaft der Völker indo-germanischen Stammes als der Mythos und die Sprache. Weiter finden wir selbst die gleiche Anlage des menschlichen Geistes in der Naturdichtung der Völker.

Was die nichtdeutschen Völker Großösterreichs anbetrifft, so wird sich im Gebiete der Cechen, Slowaken und Polen am meisten übereinstimmendes finden, dagegen die Südslawen (serbisch, slowenisch und illirisch-kroatisch) dürften an den Ruthenen eine Brücke haben von der polnischen zur russischen Mythe. Gewiß sind die westslawischen Landestheile weit mehr von deutscher Mythe berührt als die südslawischen. Hier ist noch ein gut Stück Arbeit übrig.

Der Inhalt dieses Buches ist geschöpft aus der lebendigen Quelle, wie sie eben noch fließt. Weder Mühe noch Kosten scheuend bin ich dabei zu Werke gegangen, wie alle Herausgeber größerer Sammlungen. Unter den vielen Lehrern, die mir sammeln halfen, muß ich namentlich der Herren J. Wurth in Münchendorf und Hübel in Komotau dankend erwähnen. Häufige Erkundigungen zog ich ein von meinen Schülern, deren ich seit 9 Jahren sehr viele aus Böhmen, Mähren und Schlesien gehabt habe. Für die Beschreibung der Volksgebräuche gibt es keine zuverläßigere Quelle. Die harmlose und getreue Auffassung solcher Dinge von der dabei unmittelbar betheiligten Jugend haben auch schon andere erfahren. Eine gewisse Vollständigkeit einer Mythe oder einer Volkssitte habe ich dadurch erlangt, daß mir häufig mehrere Relationen, von verschiedenen erzählt, zu Gebote standen.

Wien, am 1. Mai 1859.

Theodor Vernaleken.

Inhalts-Verzeichnis.

Aus dem Mythenkreise
Wuotans.

I. Das Siveringer Brünnlein.

Seite

1. Das treiben des Volkes beim Brünnlein und auf der Jägerwiese . 4
2. Karl und Agnes 6
3. Geschichtliche und mythologische Bemerkungen 19

II. Mythen über Wuotan.

1. Wuotan als Zukunftkündiger 23
2. Wudil 24
3. Der vierte Huf 24
4. Der einäugige 24
5. Der Regenmann 25
6. Der Nebelmantel 25
7. Der Schimmelreiter 26
8. Hut und Stab 26
9. Der Stangelputzer 27
10. Das schwarze Gefährt 30
11. Der Goldhüter 30
12. Das weiße Wunderroß 32
13. Das dreibeinige Pferd 34
14. Die Zehnteufelshöle 34
15. Das weiße Pferd und der brennende Baum 37
16. Der schwarze Reiter 38
17. Der gespenstige Schimmel (nied. österr. Mundart) 38
18. Die wilde Jagd 40
19. Banadietrich 41
20. Die wilde Füa 43
21. Einer läßt sein Roß beschlagen 46
22. Der hagere Reiter 46
23. Den Kopf unter dem Arme 47
24. Ein Reiter auf einem dreibeinigem Schimmel und kopflos . . . 50
25. Der Ritter von Schumbera 51
26. Der kopflose einäugige 52
27. Mönche tragen den Kopf unter dem Arme 53

Seite

28. Die kopflosen auf Smolna schieben Kegel mit ihren Köpfen . . 53
29. Kartenspiel mit Geistern 56
30. Das Fischmännchen 58
31. Der in einen Fisch verwandelte Riese 59
32. Der h. Martin 62
33. Kinderliedchen 62
34. Abzählreime 63

III. Wuotan und der Tod.

Über die Gestalt des Todes und den Todtenritt.

1. Einleitende Bemerkungen 65
2. Das Dodamanderl 68
3. Der Dodamon 71
4. Das bucklabi Manderl 72
5. Der Todtenritt 75
6. Ein Schimmelreiter holt seine Geliebte ab 76
7. Weine nicht so sehr 77
8. Der tot geglaubte kommt auf einem Schimmel wieder 79
9. Die lebendige reitet mit dem Toten 80
10. Das Bild vom Tode 81

Tod und Teufel.

11. Die Schädelmühle 83
12. Die Teufelsmühle 84
13. Der schwarze Wagen 85
14. Der Sackträger 86
15. Der Tod fest (Mundart des Erzgeb.) 89
16 Der Teufel fest und gepeinigt 93

Der Wagen Wuotans.

17. Der Thomaswagen 94
18. Der schwari Wagen in Wien 97
19. Der schwari Wagen in Hainburg 99
20. Der fahrende Teufel 99
21. Rosse und fahrende sind ohne Köpfe 100
22. Der kohlschwarze Wagen 100
23. Die 12 schwarzen Männer 101
24. Eine Gräfin abgeholt 102
25. Die Drohung 102
26. Der Teufel ohrfeigt, straft die neugierigen 103
27. Der feurige Wagen 104

Todverkündende Vorzeichen.

28 Die Klage 105
29. Die Todtenkugel 105
30. Der Todtenreiter als Vorbote 106

IV. Die Entrückung.

Heldenhügel.

1. Der Berg Blanik 109
2 Der Ritter von Pořan 112
3. Das Gojmagoj Regiment 112
4. Der Radhoft 114

Seite
5. Der Obriſt und ſein Heer 116
6. Bäume als Zeugen der Unſchuld 117
7. Die grüne Wieſe 119
8. Der Ritter in Semole 121
9. Ein Rieſe verzaubert 121
10. Die ſchlafenden Krieger 121

Verwünſchung, Erlöſung, Schatzberge.

11. Gebannte im Reutitſcheiner Berge 123
12. Sagen von der weißen Frau 123
13. Allmählich weiß 125
14. Die Mutter und ihr Kind 129
15. Wann die Schätze ſichtbar ſind 134
16. Die weiße Frau und das Kind im Berge 136
17. Das Geldwittern 137
18. Eine Nacht währt im Berge ein Jahr. 137
19. Die 4 ſchwarzen Kater 138
20. Ein gebannter läßt Hufeiſen ſchmieden 139
21. Das weiße Mädchen bei Tyrnau 139
22. Die Springwurzel 140
23. Die Springwurzel und der Schwiegerſohn 141
24. Das Zauberreis 143
25. Zwölf Paare harren der Erlöſung 145
26. Das Wunſchhorn und die zwölf 146
27. Verwandlung 150
28. In den Sumpf gebannt 152
29. Der Sühnteichhirte 153
30. Der Hetſcherlberg 155
31. Die Fiſche auf dem Rachel 156

Die kleinen Elementargeiſter

oder

Wichte und Elbe.

I. Waſſergeiſter.

Allgemeines 159
1. Der Donaufürſt 163
2. Die blinden Fiſche 166
3. Das Waſſermännchen in der Wien 166
4. Der Waſſermann im Ziegelſchlage 169
5. Der zürnende Brunnenmann auf Kammerſtein 169
6. Der dankbare Waſſermann 171
7. Der Waſſermann in der Mühle 172
8. Ein Wagen wird aufgehalten 174
9. Ein Waſſermann gefangen 175
10. Der Haſtrmann in Moldautein 177
11. Die Wohnung des Waſſermanns 178
12. Der Haſtrmann in der Mühle 180
13. Der Waſſermann und der Tanzbär 182

Seite

14. Der Fiſcher und das Waſſermännchen 183
15. Des Waſſermanns Töchter 183
16. Der Waſſermann nimmt keine halben Pfennige 184
17. Waſſermann als Pferd 185
18. Verwandlungen des Waſſermanns 187
19. Waſſermann als Knabe 190
20. Der Waſſermann flickt 191
21. Der Waſſermann verlangt gefleckte Kälber 193
22. Der Waſſermann verkauft Bänder 193
23. Dem Waſſermann die Hand abgehauen 194
24. Der Waſſermann als Schuſter 195
25. Das Seeweibchen 196
26. Die Seebergjungfer 197
27. Das Waſchweibchen 198
28. Eine Waſſerjungfrau beſucht Zwerge 199
29. Eine Waſſerjungfrau vermählt ſich 202
30. Der beſorgte Waſſermann 203
Böhmiſches Kinderlied 205

II. Zwerge (Erd- und Berggeiſter).

31. Der Zwergelſtein 206
32. Zwerge bauen eine Straße 208
33. Der Zwergenſtein 210
34. Die ſchwarzen Männchen am Kammerbühl 212
35. Zwerge ſtelen Erbſen 213
36. Zwerg Putz 213
37. Ein Querx läßt in die Zukunft blicken 215
38. Querxe auf der Hochzeit 216
39. Die Geſchenke der Querxe 218
40. Die Zwerge bei Raaſe 221
41. Der dankbare Zwerg 222
42. Ein Zwerg ſtraft die Ungaſtlichkeit 226
43. Der Trollen 227
44. Die Fenesleute 228
45. Berggeiſt Gangerl 232
46. Wächſelbälge 232

III. Hausgeiſter.

47. Der Hausgeiſt läßt ſich ſeine Speiſe nicht nehmen 235
48. Lohn verſcheucht die Hausgeiſter 236
49. Die Didken 238

IV. Waldgeiſter.

50. Der Hehmann 241
51. Das Buſchweibchen 242
52. Die Salige 243
53. Eine Salige heiratet 245
54. Die wilden Frauen im See 247
55. Wilde Weiber ſtelen Kinder 248

Seite

Alraun, Drude, Feuermann.

56. Die Alraunwurzel 253
57. Die Galgenmännchen 254
58. Das Teufelchen 257
59. Das Tragerl 258
60. Das Alaräunchen 260
61. Die Tragerln 260
62. Die schwarze Henne 261
63. Spirifankerl 262
64. Der Fonich 264
65. Die Druden 268
66. Eine Drude wird bestellt 270
67. Eine Drude als Katze 272
68. Alpgebet 272
69. Dar Feiermon (schles. Dial.) 273
70. Der Feuermann 274

Volksgebräuche

und

Aberglaube.

I. Nach den Zeiten des Jahres.

1. Das Dodamonmácha 279
2. Nachträgliches über den Dodamon 280
3. Das Christspiel im nördl. Böhmen 282
4. Christmettschauen 285
5. Peitschen knallen 285
6. Nicla und Krampus 286
7. Petrus und Ruprecht 286
8. Der Niglo 286
9. Der h. Abend 289
10. Bäumeschatzen 290
11. Mettenheu 290
12. Wasser in Wein 290
13. Thiere reden 291
14. Silvesterkönig 291
15. Hirtenkönig 292
16. Das Schlafkraut 293
17. Der Strohmann 293
18. Pfinzda-Weibl 293
19. Tod begraben 293
20. Vernichtung des Todes. Verschiedene Bräuche 294
21. Sommer und Winter 297
22. Kindersänge 298
23. Schmeckostern 300
24. Das Osterlamm 302
25. Das Sonnehoppen 302
26. Gränzschau 303

Seite

27. Das Hahnſchlagen 303
28. Das Königsreiten 306
29. Das Hechſenbrennen 306
30. Johannesfeuer 307
31. Sonnwendfeuer 307
32. Die lupaliſche Nacht 308
33. Ärnte 310
34—44. Verſchiedener Aberglaube 310

II. Das loßen oder über das Glückſuchen und Zukunftforſchen des Volkes 317

III. Belege aus dem Volksleben.

Nr. 1 bis 84 329

Anhang: verſchiedene Sagen und mythiſche Züge.

I. Zur Naturanſchauung des Volkes 356

1. Rieſen 357
2. Höllen 357
3. Des Teufels Himmelsſtraße 358
4. Die Pechhölle 358
5. Die Strzygonie 358
6. Der Teufel macht einen Berg 359
7. Entſtehung des Karſtes 359
8. Entſtehung der Gletſcher 359
9. Der Hundsſtein 361
10. Entſtehung der Flüſſe 363
11. Wirbel und Strudel 363
12. Der Plattenſee 363
13. Der Moſebruch 365
14. Die Sündſtadt 365

II. Vom Teufel 367

1. Das hinken des Teufels 367
2. Seine Hochzeit 368
3. Er ſucht Müller 368
4. Teufel in verſchiedener Geſtalt 368
5. Die Hahnkrat 369
6. Teufelsbauten 370
7. Der Spornhahn 370
8. Der Hahnritt 371
9. Der Teufel läßt Pferde beſchlagen 373
10. Das Krapfenwaldl 374
11. Der Teufel betrogen 374
12. Die Teufelsbraut 375
13. Den Teufel an die Wand malen 379

Zuſatz (Waſſerhölle) 381
Regiſter 383

Aus dem Mythenkreiſe

Wuotans.

I. Das Siveringer Brünnlein.

In Wiens Umgebung am Fuße des Kahlengebirges liegt das Dorf Sivering; nicht weit davon die hohe mit Wald umgebene Jägerwieſe, und hinter derſelben am Abhange des Hermannskogels das weit bekannte Agnes- oder Jungfernbrünnlein.

Die Altertumsforſcher haben dieſer Stätte und ihrem Mythenkreiſe bisher gar keine Beachtung geſchenkt, obgleich Namen wie Hermannskogel und Jägerwieſe, das Glückſuchen beim „Brindl," der an eine griechiſche Orakelſtätte erinnernde Aberglaube der tauſende, die jährlich aus der ganzen Umgegend hinwandern, zum forſchen auffordern. Das ſinnen und glauben, das dichten und trachten der zahlreichſten Menſchenklaſſe hat — ſelbſt in ſeinen Auswüchſen — einen Anſpruch auf wiſſenſchaftliche Beobachtung. „Unſer Zeitalter — ſagt J. Grimm (Rechtsaltertümer XV) — lernt wohl Sitten und Werke fremder Völker erklären, kaum aber die ſeiner nahen Heimat." Wir finden bei Sivering ein Stück Kultur- und Sittengeſchichte, und durch das nichtfremdländiſche habe ich mich nicht abſchrecken laſſen, dieſen gewis uralten Überlieferungen des Volkes nachzugehen.

Allgemein bekannt iſt faſt nur das Nummernſuchen, allein dieſes und die auf das Lotto bezüglichen Begegniſſe haben ſich wohl erſt ſpäter den Mythen angelehnt und den eigentlich mythiſchen Hintergrund verdeckt.

1.

Berichten wir vorerſt über das was jedermann warnehmen kann, der jene Gegend mehrmals beſucht.

An Sonn- und Feiertagen, insbeſondere am Johannistag, Charfreitag, Dreikönig und zu andern beſtimmten Zeiten wird das „Brindl" von hunderten förmlich belagert. 12 Uhr Mittags und 12 Uhr Mitternachts hält man für die beſte Zeit. Es kommt auch vor, daß manche ihr Nachtlager im Walde aufſchlagen und mit geweihter brennender Wachskerze denſelben durchſtreifen; wenn ſie ermüden, ſo zeichnen ſie mit geweihter Kreide einen Zauberkreis, laſſen ſich in demſelben nieder und glauben ſich geſchützt vor den Geiſtern, die in jener Gegend ſich vorzugsweiſe aufhalten. Auch am Tage hat das ganze treiben etwas geheimnisvolles. Auf der verrufenen Jägerwieſe trifft man ganze Gruppen, deren jede ſich um eine Profetin ſchart. Da erfahren denn die Leute, wie man ſich zu verhalten habe, wenn Karl oder die Agnes ſich zeigen ſollten, welche Nummern ſie in die Lotterie zu ſetzen haben, was die Zukunft jedem einzelnen bringen werde u. dgl. Bei einer anderen Gruppe bietet einer Glücksnummern zum Verkaufe, dort theilt eine Alte — natürlich nicht umſonſt — ſympathetiſche Heilmittel aus. Beim Brünnlein ſelbſt ſind mehrere Bäume mit Bildniſſen behangen; Weiber blättern in Planetenbüchern und Würfeltiſche ſtehen umher. Andere drängen ſich zur Quelle und ſchauen mit der gröſten Spannung auf den Grund, um aus den Figuren des Schlammes oder auf Steinchen die Nummern zu entdecken, die bei der nächſten Ziehung herauskommen. Glauben ſie eine Nummer entdeckt zu haben, ſo waſchen ſie ſich die Augen mit Waſſer aus und ſchreiben die Ziffer auf. Manche legen Steine auf den Grund und murmeln halblaute unverſtändliche Worte vor ſich hin. Hinter ſich hört man Kartenſchlägerinnen oder alte Weiber, die aus den Planetenbüchern leſen, nach Tag und Monat der Geburt fragen, um daraus die Zukunft zu profezeien. Nicht ſelten entſtehen Wortwechſel, indem man ſich ärgert an denen, die Zweifel äußern oder das treiben ſpöttiſch belachen. In einiger Entfernung erzählt eine Alte geheimnisvoll von dem

„grünen Thor," das unter dem Brünnlein zu dem Kriſtallpalaſt führe, aber nur die können Eintritt finden, welche an die Wirkung des Brünnleins glauben.

Ein ſicheres Mittel die Gewinnnummern öfter zu wiſſen, iſt folgendes: Man ſuche auf der Agneswieſe einen Stein, lege ihn in's Waſſer des Brünnleins, bete dabei und ſtecke dann den Stein hinter das Kopfküſſen, ſo wird man jede Woche 5 Nummern ableſen können, welche gezogen werden. Oder man ſuche auf der Wieſe einen Johanniskopf (d. i. ein Schwamm auf den Wurzeln der Bäume), kratze mit dem Nagel des Daumens der rechten Hand die obere Haut weg, und lege ihn ebenfalls in das Waſſer des Jungfernbrunnens. Verſteckt man ihn dann zu Hauſe unten im Bett, ſo wird man jene Nummern ſehen, die „kommen werden."

Die Geheimlehre der Lotterieſchweſtern iſt ſogar der Mode unterworfen. In neueſter Zeit z. B. halten viele auf „Begebenheiten" und „Begegniſſe," die übrigen Mittel ſind nicht mehr vollgiltig. Eine Frau begegnete zwiſchen Sivering und der Jägerwieſe einem Soldaten, der zwei Rephühner anhängen hatte. Sie wählte Nr. 2 und gewann. Heißt einer der einem Glückſuchenden begegnet z. B. Wilhelm, deſſen Namenstag auf den 28. Mai (alſo den 5. Monat) fällt, ſo wählt der begegnende Nr. 28, dazu 5 und noch eine dritte Nummer, die ſich auch leicht findet.

Andere nehmen gewiſſe Kräuter mit in's Bett; dann träumen ſie Glücksnummern. Im Walde ſtehen zwei Bäume die eine gemeinſchaftliche Wurzel zu haben ſcheinen, ſo daß ſie einen bequemen Sitz bilden. Hier ſieht man häufig die Agnes ſitzen. Deshalb ſchneiden die Beſucher 3 Stückchen Rinde ab und legen ſie unter das Kopfküſſen. Dann wird im Traume die Zukunft geoffenbart.

Das Jungfernbrünnlein und die Jägerwieſe am Fuße des Hermannskogels ſind zugleich Mittelpunkte von Volksſagen, und man wird auch in dieſer Hinſicht erinnert an Dodona u. a. griechiſche Orakelorte, die freilich eine nazionale Bedeutung hatten. Auch Dodona lag am Fuße eines quellenreichen Berges (Tomaros). Die Hauptverehrung galt dem Zeus, an deſſen heiligem Baume der Wille des Gottes erkundet wurde; der Stamm war ſeine Wohnung, und am Fuße der Eiche

ergoß ſich eine heilige Quelle. Auch das Jungfernbrünnlein hat ſeinen Baum gehabt, und ſelbſt die Weihgeſchenke ſind nicht ganz verſchwunden. Ebenſo ſind die weiblichen Peleiaden Dodona's bei Sivering vertreten. Dort tronte Zeus und an ſeiner Seite Dione, als weibliche Hälfte ſeines Weſens, hier wandern Karl und Agnes glückſpendend umher. Es fragt ſich nun: Wer ſind dieſe Perſonen? Und damit gehen wir über zum Sagenkreiſe unſeres Brünnleins.

Ich lege dieſe Reſte ſchlicht und treu hier nieder, ſo vollſtändig als möglich, und theile zugleich die jeder Volksdichtung eigenen Abweichungen mit.

2.

1. Da wo heute Sivering liegt, lebte einſt eine Fee Namens Agnes. Im Winter hielt ſie ſich in einem Palaſte auf, deſſen Eingang bei der ſteinernen Wand (außerhalb Siverings, am Fuße des „Himmels") geweſen ſein ſoll. Im Sommer ſchlief ſie aber oft unter freiem Himmel oder hielt ſich in holen Bäumen auf. Einſt kam der König von Schweden in dieſe Gegend, um einer großen Jagd beizuwohnen. Indem er ein Reh verfolgte, verirrte er ſich bis auf die hoch liegende Jägerwieſe. Der Gang hatte ihn ermüdet, im Walde zog er ſeinen Harniſch aus und hängte ihn an einen Baum; dann legte er ſich auf das Gras nieder, um die Nacht hier zuzubringen. Kaum war er eingeſchafen, ſo hörte er ſeinen Namen rufen: „Karl, ſchläfſt du?" Erſtaunt bemerkte er an ſeiner Seite eine wunderliebe Frau, und nicht weit davon hörte er eine Quelle hervorſprudeln. Agnes blieb bei dem Jäger und zeigte ihm dann bei Tagesanbruch den Weg zu ſeinen Gefährten. Seit der Zeit iſt der König von Schweden nie mehr in jener Gegend geſehen worden; manchmal aber hört man einen Lärm in den Gebirgen, ein rollen und raſſeln, und dann ſagen die Leute, Karl fahre mit ſeinen geflügelten Roſſen. Die Quelle aber, an der beide ſaßen, heißt ſeit jener Zeit das „Agnesbrindl."

2. Einige Zeit nach dieſer Begebenheit gebar die Fee ein Mädchen; ſie wuſte aber nicht, wo ſie das Kind unterbringen ſollte. Da fiel ihr ein, daß in der Nähe ein Köhler wohne, der täglich aus einem

Brunnen im Walde das Waſſer hole. Sie legte deshalb das Kind in einen Korb und wickelte in ein Papier 20 Goldſtücke. Darauf ſchrieb ſie: Das Kind heißt Agnes, nehmt es an und zieht es auf, und alle 14 Tage ſollt ihr an dieſer Stelle das nöthige Geld finden. Als der Köhler das Kind ſo allein da liegen ſah, erbarmte er ſich und trug das Kind nach Hauſe. Die Köhlerin wollte anfangs nicht einwilligen, als ſie aber den Zettel las und das Gold darin fand, freute ſie ſich über das Begegnis. Die Köhlersleute hatten einen Knaben, der Karl hieß, und beide wuchſen nun nebeneinander auf, und mit den Jahren wuchs auch ihre Liebe zu einander.

3. Die Fee ſah dieſes Verhältnis gern und wollte den künftigen Gemahl ihrer Tochter zu hohen Ehren bringen. Sie befahl ihm daher auf die Jägerwieſe zu gehen; dort werde er einen Harniſch finden, den der Schwedenkönig an einen Baum gehängt habe. Den Harniſch ſolle er umlegen und ſo gerüſtet in das Lager der Türken ziehen; er ſolle deren Vorpoſten niederhauen und ihren Oberſten zum Zweikampfe auffordern. Er ſolle auch trachten den Helm des Türkenführers zu bekommen, da in demſelben deſſen ſchriftliche Befehle und Nachrichten aufbewart ſeien.

Karl nahm Abſchied von Agnes, und begab ſich in das Türkenlager [1]). Alsdann eilte er mit guten Nachrichten nach Wien und der Kaiſer verlieh ihm eine hohe Stelle im öſterreichiſchen Heere. Unterdeſſen hatte die Fee ihrer Tochter einen Palaſt bei Sivering eingeräumt. Karl hatte aber in Wien eine andere Bekanntſchaft gemacht („mit einer Hofdame"), und als er einſt in den Wald kam um die ſeinigen zu beſuchen, läugnete er es. Da öffnete ſich die Erde und mit furchtbarem Getöſe ſank der Palaſt in den Abgrund. Agnes und Karl aber ſind verwunſchen herumzuwandeln bis zum jüngſten Tage, und zwar er in Schuld ſie in Unſchuld. Täglich erſcheint auf der Jägerwieſe ein geharniſchter, ſchwarzer Mann, um 12 Uhr Mittags und 12 Uhr Nachts ſteigt er aus einem Baume heraus. Andere haben ihn in anderer Geſtalt geſehen.

[1]) Zwiſchen Sivering und Wien iſt die ſeit den Türkenkriegen ſo genannte Türkenſchanze. So lehnt ſich die Sage wie ein poetiſcher Duft an alle bedeutenden Ereigniſſe.

4. Karl und Agnes ſind denen die zum Brünnlein wandern, oft erſchienen. Bevor wir aber die einzelnen Begebenheiten berichten, verzeichnen wir noch die Abweichungen von der Sage.

Wo jetzt das Brünnlein ſich befindet, ſtund vor Zeiten eine mächtige Eiche, welche eines Tages ein Kohlenbrenner umhauen wollte. Da vernahm er hinter ſich einen Ton wie von einem Kinde. Er ſah ſich um und erblickte ein kleines wunderſchönes Mädchen. Das nahm er zum großen Ärger ſeines Weibes mit nach Hauſe und erzog es neben ſeinem Karl. Mit dem Findling war auch Glück in's Haus gekommen, denn alle Kohlen, welche das wunderbare Mädchen berührte, verwandelten ſich in lauteres Gold. Der Köhler baute nun neben jener Eiche eine Kirche und ein prachtvolles Schloß.

Karl und Agnes wuchſen auf und liebten ſich täglich mehr, als plötzlich ein Krieg ausbrach und Karl mitziehen muſte. Nach Jahren kam er heim, reich an Ehren und Würden, und als er ſo vornehm gekleidet in das Zimmer trat, rief Agnes aus: Wenn das der Karl iſt, ſo will ich verdammt ſein. Kaum waren dieſe Worte ausgeſprochen, als das Schloß mit allem was darin war, in die Tiefe ſank. Nur das Brünnchen bezeichnet noch die verhängnisvolle Stätte. Karl und Agnes finden ſeitdem nimmer Raſt und Ruhe. Zuweilen erſcheinen ſie im Walde und theilen Gaben an die Armen aus.

5. Nach einer anderen Erzählung ſtund auf der Agneswieſe (ſo heißt ein Theil der großen Jägerwieſe) eine ſtattliche Ritterburg, welche von dem Burgfräulein Agnes und ihrer Muhme, einer Zauberin, bewohnt wurde. Dieſe ſah das Verhältnis ihrer Nichte zu dem gemeinen Köhlerſohne Karl nicht gern; darum verfluchte ſie ihre Nichte und verzauberte die ganze Gegend. Die Ritterburg verſchwand in das Innere der Erde. Karl und ihre Nichte müſſen ſo lange auf der Oberwelt herumwandern, bis einer ſie erlöſet. Aber auch die alte Zauberin muß auf der Erde als Drache hauſen, bis ſie erlöſet wird.

Auf einem Kreuzwege ſieht man um Mitternacht die Ritterburg erleuchtet und Karl und Agnes ſind ſichtbar. Bis auf dem Platze, wo ehemals die Burg ſtand, zehnmal Wald und zehnmal Wieſe geweſen iſt, ſind Karl und Agnes erlöſt und die Burg kommt zum Vorſchein.

In der folgenden Sage ſteht Karl zu der Zauberin in einem nähern Verhältnis. Nach einigen andern Mittheilungen war Karl vornehmer Herkunft, Agnes dagegen als Köhlerstochter arm. Eine andere Abweichung iſt die, daß Agnes den Karl wegen ſeiner Untreue tödlich verwundet habe, und dafür müße ſie nun büßen und den Menſchen ſo lange gutes thun bis ihre Schuld getilgt ſei. Auch Karl muß dafür büßen, weil er ſich an der Agnes gerächt hat.

Der vorwaltende Zug in den Sagen iſt aber der, daß der Köhlersſohn Karl im Kriege der Braut untreu geworden und daß dann beide von der Mutter ſamt dem Schloſſe verwünſcht ſeien. Agnes wandelt umher, allen wohlthuend, Karl als wilder Jäger, als Reiter ꝛc.

6. Nach einer anderen Sage fällte der alte Köhler jenen Baum darum nicht, weil er noch ſo ſchön war. Da trat eine weiß gekleidete Frau zu ihm und ſagte: Weil du mich verſchont haſt, ſo werde ich dir dankbar ſein; geh' jetzt nach Hauſe und was dir ſonderbares auf dem Wege begegnet, das nimm mit. Darauf verſchwand die weiße Frau, und kaum war er zehn Schritte gegangen, ſo vernahm er im Gebüſche das ſchreien eines Kindes. Er nahm es und eilte nach Haus. In der Nacht erſchien ihm im Traume die weiße Frau und beſchied ihn zu jenem Baume im Walde. Da die Frau denſelben Traum gehabt hatte, ſo machten ſie ſich beide des Morgens auf den Weg, und nahmen das Kind ſamt ihrem Karl mit. Dort erfuhren ſie von der weißen Frau, daß das Kind Agnes heiße, und ſie bat, man möge es ſorgfältig erziehen, dann werde es ihr Glück ſein.

Als Karl erwachſen war, erſchien ihm die weiße Frau und ſagte: Mein Karl, du muſt nach Wien und zwar morgen ſchon; die Stadt iſt belagert und du ſollſt zu ihrer Rettung beitragen. Dann übergab ihm die weiße Frau ein Pferd, Schwert und Rüſtung. Als er auf Wien zuritt, begegneten ihm 300 andere Reiter, die er mit nahm. Nach vielen ritterlichen Thaten kehrten ſie nach Sivering zurück, aber vor dem Dorfe verſchwanden plötzlich ſeine Gefährten. Karl aber ritt in den Wald, legte Schwert und Rüſtung bei dem Baume nieder und ſein Pferd verſchwand.

Wenn man ſich auf der Agneswieſe auf das rechte Ohr legt, ſo hört man die 300 Ritter, von Karl befehligt, ſich üben. Der Baum

iſt vom Blitze vernichtet; er ſtand in der kleinen Grube, die jetzt das Brünnlein bildet. Auf den Steinchen im Brünnlein oder auch im Schlamme ſieht man Nummern; dieſe bringen Glück in der Lotterie. Hat man das Glück die Agnes zu ſehen und zu ſprechen, ſo kann man freilich die ſicherſten Treffnummern erfahren.

7. Agnes, Karl und die übrigen Bewohner des unterirdiſchen Schloſſes können erlöſt werden, wenn ſich jemand getrauet, den Teufel, der in Geſtalt eines Adlers erſcheint, zu beſchwören und ihm den goldenen Schlüſſel, den er im Munde trägt, abzukämpfen. Wirklich unternahmen es einige Weiber während der Weihnacht auf die Agneswieſe zu ſteigen und Beſchwörungsformeln herzuſagen. Es dauerte nicht lange, als man furchtbare Flügelſchläge in der Luft hörte und den feurigen Adler mit dem Schlüſſel im Munde herabſchweben ſah. Die erſchreckten Weiber flüchteten eiligſt in den Wald. In der nächſten Weihnacht wagten es einige kühne Wäſcherinnen. Dießmal fieng der Adler ein furchtbares Geſchrei an und der goldene Schlüſſel fiel ihm aus dem Schnabel. Eine wollte den Schlüſſel ergreifen, allein der Adler entriß ihr denſelben und flog empor.

Statt des Adlers ſetzt die Volksſage auch einen Drachen.

Ein armer Mann hatte alle Eigenſchaften, um Karln und Agnes zu erlöſen. Am St. Johannestag gieng er zufällig über die Agneswieſe. Als er gerade durch das Gebüſch ſchritt, welches die Agneswieſe von der Karlswieſe ſcheidet [1]), kam ihm ein ſeltſamer Jägersmann entgegen, der ſich als „Kohlenbrenner Karl" zu erkennen gab, und den Mann bat, er möge ihn doch erlöſen, und beſtellte ihn auf künftigen Freitag an jene Stelle; um 12 Uhr werde ihm ein feuerſchnaubender Drache entgegen kommen, welcher einen Schlüſſelbund im Rachen habe. Dieſen Schlüſſelbund ſolle er dem Drachen entreißen und die Erlöſung ſei vollbracht. Wirklich war der Mann am Charfreitage ſchon um 8 Uhr Abends an Ort und Stelle, um 12 Uhr erhellte ein ungeheuerer Lichtſchein den Wald; zugleich ſah er ein

[1]) Beide bilden die Jägerwieſe.

prächtiges Schloß festlich erleuchtet. Es faſſte ihn ein gewaltiger Schrecken, als er den feuerſprühenden Drachen mit dem Schlüſſelbunde im Rachen erblickte, und als er näher kam, ſank der Mann ohnmächtig zu Boden. So blieb er liegen bis zum Morgen, und als er zu ſich kam, war alles verſchwunden. In einigen Tagen ſtarb er.

8. Auf der Jägerwieſe, behaupten die Leute, könne man die Geiſter durch Gebete und gewiſſe Sprüche bannen; namentlich ſollen dieß die Jeſuiten können, und ſie ſollen auch zweimal mit dem Kaiſer Joſef dort geweſen ſein und ihre Kunſt ausgeübt haben. Kaiſer Joſef hat ſie auch ein drittesmal beſchwören laſſen, aber ſie waren ihm ſchon das zweitemal feurig erſchienen, und dießmal haben ſie ihn gewarnt, er ſolle ſie ja nicht mehr rufen laſſen, ſonſt werde er noch ſeinen Tod da finden.

9. Karl iſt keine geſchichtliche, ſondern eine mythiſche Perſon, wie auch aus folgenden Zügen deutlich hervorgeht. Man ſieht ihn mehr auf weißem als ſchwarzem „feuerathmenden" Roſſe reiten. Nach ihm iſt die Jägerwieſe benannt, weil man ihn mit ſeinem Gefolge auf der Wieſe oft jagen geſehen hat. Einſt gieng eine Frau dorthin, und nahm eine Woche lang nichts als Waſſer und Brot zu ſich. Täglich kam eine Nachbarin und brachte ihr Brot. Am achten Tage bat ſie dieſe da zu bleiben, ſie werde Nachts 12 Uhr einen Mann kommen ſehen mit einem breiten Hute auf dem Kopfe, mit kurzen Hoſen, langen weißen Strümpfen, Schuhen mit ſilbernen Schnallen und den weiten Rock um die Achſel gehängt; der werde ſie um Waſſer bitten, ſie ſolle es geben und ihn dann um eine Gabe anſprechen. Betend erwarteten beide die Stunde. Da vernahmen ſie ein immer ſtärker werdendes Geräuſch, der Himmel ward roth und der Mann ſtund in der beſchriebenen Kleidung vor ihnen. Und als die Nachbarin für das Glas Waſſer ihn um eine Gabe bat, hieß er ſie mitgehen. Mit einer an einem Baum lehnenden Schaufel füllte er ihr drei Schaufeln voll Kohlen in die Schürze und verſchwand. Zitternd lief ſie zu ihrer Gefährtin, unterwegs aber fiengen die Kohlen Feuer und ſie ließ alle hinausfallen. Als ſie ſich erholt hatte, ſuchte ſie nach den Kohlen und fand drei Goldſtücke.

10. Da wo jetzt Unterſivering iſt, befand ſich vor Zeiten ein großer Urwald und in demſelben eine Jägerhütte. Der Jäger ſchickte einſt ſeinen Burſchen auf den Anſtand, er kam auf die Jägerwieſe und ſtellte ſich hinter einen Baum. Da ſah er ſpät in der Nacht eine Prozeſſion von lauter weißen Frauen, nur eine, die in der Mitte gieng, war ſchwarz gekleidet und trug in der linken Hand ein weißes Sacktuch. Alle hatten brennende Fackeln, nur die mittlere eine abgebrochene Kerze in der rechten Hand. Als der Zug an dem Baume vorüberkam, gieng die ſchwarze auf den Jägerburſchen zu und winkte ihm zu folgen. Sie nahm ihn mit über Wieſen, Berge und Thäler, und ſie kamen endlich vor ein ſchönes Kriſtall-Schloß, deſſen goldene Thore verſchloſſen waren. Auf einiges murmeln der ſchwarzen, die jetzt aus der Reihe hervorgetreten war, gieng die Thür auf und beide giengen hinein. Der Burſche blieb vor Schrecken und ſtaunen ganz ſprachlos. Als ſie eine gläſerne Treppe hinaufgeſtiegen waren, zeigte ihm die Führerin eine Thür und verſchwand. Der Burſche gieng hinein, trat in eine Küche und wärmte ſich am Feuer. Da der ganze Palaſt ſchimmerte, ſo wuſte er nicht ob es Tag oder Nacht war. Plötzlich öffnete ſich die Thür und es trat ein ſchwarz gekleidetes Männlein herein, der trug einen Hut mit ſehr breiten Krämpen, rund herum mit ſilbernen Borten beſetzt. Am Hute hieng eine ſilberne Quaſte; die Hoſe reichte nur bis an die Kniee. Außerdem hatte er ein kurzes Wams an, rothe Strümpfe und Schuhe mit ſilbernen Schnallen. Der Mann ſah dem Jägerburſchen in's Geſicht und entfernte ſich dann mit ſonderbaren Mienen ohne ein Wort zu ſprechen. Dem Burſchen wurde immer unheimlicher zu Muthe; er wollte ſich entfernen, fand aber keinen Ausweg. Plötzlich brach ein furchtbares Getöſe aus, welches das Schloß in ſeinen Grundfeſten erſchütterte. Auf einmal ſtund ſeine Begleiterin vor ihm und begehrte ſeine Weidtaſche, mit der ſie ſich entfernte. Nun ſuchte er in ſeiner Todesangſt überall Ausgänge. Da verſchwand plötzlich das Schloß und er befand ſich ganz allein auf der Jägerwieſe, wo die Weidtaſche am Boden lag. Er hob ſie raſch auf und eilte nach Hauſe. Dort wunderte man ſich, daß er ein volles Jahr ausgeblieben ſei. Der Herr hatte bereits einen andern Jägerburſchen angenommen; dieſer gab darum ſeine Weidtaſche

zurück und als der Herr ſie öffnete, war ſie mit Goldſtücken ganz angefüllt. Der Burſche erzählte nun alles was ihm begegnet war. Als er aber den Herrn auf den Platz führte, wo er die ſchwarze Frau geſehen, wollte der Jäger auf den Burſchen losdrücken, die Kugel kehrte ſich aber um und traf den Jäger. An der Stelle ſoll damals ein Kreuz auf der Jägerwieſe errichtet worden ſein.

11. Dieſe Sage wird von andern etwas abweichend erzählt.

Als einſt ein frommer Jägerburſche im Walde jagte, bemerkte er auf der Jägerwieſe einen langen Zug Wallfahrter. Er ſchloß ſich ihnen an und ſie gelangten zu einer geheimen Thür, in welche alle eintraten. In der unterirdiſchen Gegend befand ſich ein prächtiges Schloß; alle andächtigen zerſtreuten ſich in ihre Wohnungen neben demſelben. Der Burſche aber folgte einer lieblichen Frau in das Schloß. Nach einigen Tagen ſah er die ſtillen Bewohner ſich wieder zu einer Wallfahrt ſammeln. Um wieder auf die Oberwelt zu kommen, nahm er Abſchied von ſeiner Beſchützerin. Vorher aber füllte ſie ſeine Weidtaſche mit Kohlen. Oben verſchwanden die Wallfahrter vor ſeinen Augen. Während er unter einem Baume ruhend ſeine ſchwere Taſche unterſuchte, in der er Gold fand, weckte ihn der Förſter mit einem derben Schlage aus ſeinen Betrachtungen. Warum haſt du dich, fragte ſein Herr, ſeit drei Jahren aus meinem Dienſte begeben? Der Burſche, welcher höchſtens eine Woche fort geweſen zu ſein glaubte, erzählte das vorgefallene und bot dem Herrn die Hälfte der Goldſtücke an. Damit nicht zufrieden erſchoß er den armen Burſchen. Als er aber zu Hauſe nichts als Kohlen fand, erſchoß er ſich ſelbſt. Der Baum, unter welchem dieß geſchah, ſtarb ab, und die Leute ſollen aus dem Holze dieſelbe Jägerſäule errichtet haben, welche noch auf der Jägerwieſe ſteht.

12. Dieſer Jägerſäule ſchließt ſich noch eine dritte Überlieferung an.

Der Kohlenbrenner, „welcher durch die Agnes ſo reich geworden war," ließ nördlich von der Jägerwieſe bei dem „Geiſterbrindl" eine Kapelle — nach andern eine Kirche — bauen, die aber, als die Gegend verzaubert wurde, ebenfalls in die Erde ſank. Viele Jahre nachher jagte dort Karls Jäger und ſchoß einen Haſen an. Als er

die Studenten und zogen weiter. Dasſelbe fragte der Burſche den dritten, der in einiger Entfernung traurig folgte. Ich möchte wohl, ſagte er, wenn das Glück mir günſtig wäre. Darauf ſetzte der Burſche ſeinen Krug ab, ließ den Studenten hineinſehen, und ſagte: Setze die Nummern, die du hier ſiehſt. Der Student that es und gewann eine große Summe. Jener Burſche war niemand anders als Karl, der das Glück derer gründet, denen er gewogen iſt.

16. Nachdem das Schloß des „Burgherrn" Karl und ſeiner „Gemahlin" Agnes verſunken war, ſchickten Holzhauer um die Mittagszeit einen Buben mit einem Kruge zu dem Brünnlein. Da ſah er einſt eine Frau in weißem Gewande, die wuſch ihr langes ſchwarzes Haar im Brünnlein. [1]) Der Bube füllte dennoch ſeinen Krug und trank. Da fragte die Agnes, ob es ihn nicht ekle. O nein, ſagte er, und gieng ſeines Weges. Als die Holzhauer tranken, war es guter Wein. Verwundert fragten ſie, wo er den Wein her habe. Der Bub betheuerte, er habe Waſſer geholt, und erzählte ſeine Begegnung mit der weißen Frau. Sie ſchickten nun den Buben abermals und er brachte wieder Wein, das drittemal aber Waſſer. Nach dieſer Begebenheit trug das Volk Waſſer als Heilmittel für Augenkranke nach Hauſe.

17. Es giengen einmal mehrere Perſonen miteinander hinaus zum „Brindl," um Nummern zu ſehen. Bei dieſer Geſellſchaft waren zwei junge Eheleute, welche ihr Kind, ein Mädchen von drei Jahren, bei ſich hatten. Sie waren alle auf der Jägerwieſe gelagert und fröhlich und guter Dinge. Auf einmal vermiſſte man das Kind. Man rief und ſuchte, aber alles war vergebens.

Untröſtlich über den Verluſt des Kindes durchſuchten die Ältern drei Tage hindurch die ganze Waldung, und als ſie am dritten Tage wieder auf die Jägerwieſe kamen, lag das Kind ruhig im Graſe und ſpielte. Auf Befragen der Ältern berichtete das Kind, es ſei in einem wunderbar ſchönen Schloſſe geweſen, wo es viele Reiter und Pferde

---

[1]) Vgl. Grimm Myth. 918.

und eine sehr schöne Frau gesehen. Die Frau sei sehr freundlich gewesen, habe es mit lauter Backwerk gespeist und mit Meth getränkt, und habe überdieß die Säckchen des Kleidchens mit Zuckerwerk angefüllt. Man durchsuchte die Säckchen, und siehe — statt des Backwerks fand sich eine große Menge Goldes.

Die schöne Frau, sagen die Leute, sei Agnes, die Geliebte Karls gewesen, und die vielen Reiter die Bewohner des versunkenen Schlosses.

18. Die wohlthätige Fee bezieht Nachts ihr Kristallschloß unter der Erde; bei dem Brünnlein ist der Eingang zu demselben. Bei Tage unternimmt sie ihre Ausflüge und thut allerlei gutes. Ein Trottel von Sivering, der zu den schwersten Arbeiten angehalten war, wurde von ihr gelabt und unterstützt. Milchmädchen ist sie oft begegnet und hat sie beschenkt. Besonders häufig sind die Erzählungen, daß Agnes verarmten Leuten Kräuter oder eine Schürze voll Kohlen, die dann Goldstücke wurden, gegeben, oder daß sie ihnen Nummern im Brünnlein gezeigt hat, mit denen dann die Leute „einen Terno" gemacht haben. Darum ziehen jetzt in der Agnesnacht ganze Scharen zum Jungfernbrünnlein, wo auch Agnesbilder ausgetheilt werden, die nach Aussage der alten Lotterieweiber „von den glücklichen geopfert worden sind."

19. Die herumwandelnde Agnes ist in verschiedenen farbigen Kleidern gesehen worden, meist aber in weißer Kleidung. Oft wird sie auf einem Blätterwagen von Tauben gezogen, fährt bei hellem Sonnenschein durch die Lüfte und grüßt die wandernden.

Am häufigsten erscheint Agnes den bittenden, indem sie ihnen auf die Schulter klopft und Kohlen austheilt. Sie sagt immer ihren Namen und fügt hinzu, man möge ihrer gedenken.

Einer Frau, die mit ihrer Tochter Waldmeister suchte, begegnete sie in schwarzem Gewande, sie hatte schwarze herabhängende Haare und einen schwarzen Schleier. Sie winkte der Tochter, führte sie in eine mit blauen und weißen Sternen ausgemalte Hütte und hieß sie in die dort stehenden Fässer langen. Das Mädchen brachte aber nichts heraus, darum sagte die Agnes: Meine Tochter, du bist noch nicht ganz

rein von Sünden. Das Mädchen gieng nach Hause, beichtete und erschien am folgenden Sonntage am bezeichneten Platze, aber die Agnes war nicht zu sehen.

20. Ein Bauer wollte sich aus Lebensüberdruß auf der Jägerwiese erhängen. Da erschien ihm Agnes und fragte, was er vorhabe. Und als er ihr seine Armut klagte, nahm sie ihn mit sich zu einer Fallthür. Durch diese kamen sie zu einem unterirdischen Schlosse, wo ihm die Agnes einen Sack voll Kohlen gab. Er blieb einige Zeit bei ihr und als er Abschied nahm, gab sie ihm ihr Bild mit den Worten: Beware dieß auf, und wenn du je wieder auf solche Gedanken kommen solltest, so betrachte es und erinnere dich meiner. Am andern Morgen wollte er zu Hause die Kohlen verkaufen, fand aber blankes Gold. Damit baute er sich in Sivering ein stattliches Haus, und das Bild der Agnes ließ er im Hofraume über den Eingang hängen. Spätere Besitzer, denen das Geläuf der neugierigen unangenehm war, brachten das Bild auf den Dachboden. In der Nacht kehrte es aber immer wieder auf den alten Platz zurück.

21. Nach anderen Berichten hat ein Bauer aus Dankbarkeit gegen die Agnes in Sivering ein Bild derselben anfertigen lassen und es in seinem Hause aufgestellt. [1])

An diesem Bilde wollen die Leute auch Glücksnummern sehen. Einmal fragte ich eine Frau, die das Bild lange betrachtete und von Zeit zu Zeit Ziffern in ein Büchlein schrieb: Sehen Sie denn etwas? Darauf antwortete sie: Na, i sich grad nix, oba i moan halt i sichs.

Einst hat die Agnes, als junges Mädchen, einem Bauern gesagt, er solle das erste aufnehmen, was ihm auf dem Wege vorkomme. Er fand ein „Bein" (einen Knochen) und steckte es zu sich. Zu Hause fielen Dukaten heraus. Das ist die Veranlassung, warum an jenem Bilde die Agnes ein Bein in der Hand hat.

Als die Dukaten bald zu Ende giengen, setzte sich jener Bauer auf einen Baumstumpf im Walde. Da erschienen ihm drei schwarze

[1]) Was dieses Bild betrifft, so ist im Volksglauben die heilige Agnes mit der mythischen Agnes offenbar verwechselt.

Mädchen, von denen das mittlere am kleinſten und etwa 15 Jahre alt ſchien. Dieſe jüngere bat ihn um einen Kreuzer, allein er wies ſie ab, und brach eine Ruthe. Auch um dieſe bat das Mädchen dreimal vergebens. Als das Mädchen verſchwand, ſah er ſein Unrecht ein.

3.

An den Mythenkreis des Brünnleins lehnt ſich nur ein legendiſcher Zug. Manche wollen nämlich auf dem „Wunderbaume" beim Brünnlein ein Marienbild mit dem Jeſuskinde geſehen haben. Weil aber die Menſchen ſo zahlreich hinſtrömten und manchen Unfug trieben, habe die Polizei den Baum umhauen laſſen, aber das Jungfernbrünnlein blieb dennoch das Ziel der Wanderung. In katholiſchen Ländern treffen wir eine Menge Volksüberlieferungen, die ſich auf die Erſcheinung eines Marienbildes an einem Baume beziehen, wie wir denn häufig ſolche Bilder an Bäumen befeſtigt finden. Ein Brunnen ſteht immer damit in Verbindung; wir erinnern nur an die Legenden, die über das an Maria Geburt von vielen tauſenden beſuchte Maria-Brunn (bei Wien) im Umlaufe ſind, an die Entſtehung vieler Wallfahrtsorte ꝛc.

Ein Jungfernbrünnlein iſt auch im Kanton Zug, bei der Langrüti (Gemeinde Hünenberg). Siehe ferner Panzer bair. Sagen 1. 105, 159.

Das erſcheinen der Bilder an Bäumen iſt uralt. Wir verweiſen über dieſen Gegenſtand auf das Werk K. Böttichers „Baumcultus der Hellenen." Seite 140 fg. ſagt er: „Bei den Hellenen wurden gewiſſe Götterbilder unmittelbar im Baume aufgeſtellt; nach der Weihe des Bildes unter oder an dem Baume war der nächſte Schritt die Gründung einer aedicula, eines Tempelchens, in welchem man das Bild aufſtellte."

Wir bemerken ferner, daß an den berühmten Cultusſtätten der Hellenen (Delphi ꝛc.) donaria, Weihgeſchenke, niedergelegt wurden (Böttticher S. 156)

In welch hohem Anſehn Wälder und Bäume bei den Deutſchen ſtunden, berichtet ſchon Tacitus: „lucos ac nemora consecrant." Vgl. Grimm Myth. Kap. IV. und XXI.

Wie der Aberglaube und die alten Bräuche des Volkes ſich hauptſächlich noch an die alten heidniſchen Kultzeiten ſchließen, z. B. die Weihnächte (Rauhnächte), ſo haften die Mythen auch am längſten an den Orten, die vermuthlich beſondere Sitze des heidniſchen Kultes waren. Die geografiſche Verbreitung der Mythen, Sagen und Bräuche iſt ſo wenig gleichmäßig als die der Bevölkerung. Gewiſſe Orte ſind für Volksüberlieferungen auffallend ergiebig, ein ſolcher iſt Sivering und deſſen waldige Umgebung. Da es nun bekannt iſt, daß die chriſtliche Kirche die heidniſchen Feſtzeiten nicht plötzlich änderte und ſelbſt die alten Kultusſtätten beſonders im Auge behielt, ſo darf man mit Rückſicht darauf, daß gerade die Siveringer Gegend von einem Chriſtenboten, dem heil. Severinus, gewählt wurde, wohl die Vermuthung äußern, daß der Hermannskogel und ſeine Umgebung eine vielbeſuchte heidniſche Kultusſtätte geweſen ſei. Die vielen heidniſchen Züge in der noch lebendigen Sage, der ſehr zahlreiche Beſuch des „Jungfernbrindls," ferner die Fülle von Mythen, die dort noch umgehen, und ſelbſt die Geſchichte deuten darauf hin.

Zur geſchichtlichen Kunde dieſer Gegend bemerken wir folgendes:

Nach Paul Diakonus (Langob. 1, 19) war „in Norikum das Kloſter des heil. Severin, der bis ans Ende ſeines Lebens in dieſer Gegend wohnte." Um den Rugierkönig Feletheus, der auf Severins Ermahnungen nicht achtete, zu züchtigen, zog Odoaker von Italien aus nach Rugiland und von da wieder zurück (um 487).

Nach Aventinus (des beyeriſchen Geſchichtſchreibers Chronica, Frankf. 1566, Bl. 288) ſtund Severin weit und breit in großen Ehren („vorauß ſo er künfftig Ding wußt"); er war in dieſe noch römiſchen Lande mit ſeinem Bruder Victorinus gekommen. „Zu Paſſauw iſt noch ein Pfarrkirchen, heißt zu S. Severin, ſo ligt ein halbe meil von Wien ein Dorff, ſol auch von im Severinus heißen. An dieſen beiden orten hat er gehaußt eine zeytlang."

In dieſer ſchönen Waldgegend Siverings lehrte und warnte er die „ungläubigen Teutſchen" und verkehrte mit Fürſten und Königen, die ſeinen Rath ſuchten.

Ferner erzählt Aventinus (Bl. 291):

„Darnach zog Severinus gen Wien, thet ſich auſſerhalb der

Statt nider, dienet allda Gott, da kam zu im der Rügen Fürſt Odagker, erbott groſſe Ehr Severino, iſt noch ein Dorff bey Wien, heißt von dieſem Fürſten Odagkin, der gemeine Mann Nadagkrin. Severinus ſagt dem Odagker, er würd noch gewaltiger Herr über Rom und alles Welſchland werden."

Demnach wären die Namen Sivering und Odakring [1]) auf jene berühmten Perſonen zurückzuführen.

Die älteſten Anſiedelungen ſind offenbar an der rechten Seite der Donau nach dem Wiener Wald hin, und hier erhebt ſich der Hermannskogel mit ſeinen waldigen Abhängen.

Ob Hermanskogel dem Namen nach auf eine Gottheit (Hirmin, ſ. Pfeiffers Germania III. 1, 126; Grimm Myth. 328 [2]) zu beziehen iſt, müßen wir noch dahin geſtellt ſein laſſen; den Mythen nach gewinnt es einige Wahrſcheinlichkeit, denn daß die Hauptperſon in denſelben, Karl, niemand anders als Wuotan iſt, geht aus den mitgetheilten Zügen klar hervor. Der Hermannskogel war der heilige Wald, der verehrte Baum über dem Brünnlein wahrſcheinlich ſeine Grenze (vgl. Grimm Myth. 60 ff.) und die Jägerwieſe eine Opferſtätte.

Jener heilige Baum muß eine Art Irminſul (Grimm Myth. 105 ff.) geweſen ſein, nur ſo erklärt ſich die zähe Anhänglichkeit des Volkes an jene Stelle, wo Wuotan (wie Hermes und Merkur als dator bonorum, Grimm Myth. 137) als Glücksgott verehrt ward. Als Gott des Wunſches (Grimm Myth. 126; Wolf Beitr. 1, 2) iſt Wuotan vorzugsweiſe ein begabender, und dieß iſt wohl der mythiſche Urſprung des heutigen Glückſuchens am Brunnen und in der Umgebung.

---

[1]) Die gewöhnliche Schreibung Ottakring ſtimmt auch nicht zur volkstümlichen Ausſprache. Die Endung — ing iſt bei öſterreichiſchen Ortsnamen allgemein.

[2]) Möglich, daß man vor Zeiten Hirman geſprochen, wie noch in Baiern (Panzer 2, 39); auf dem Hügel Hirmon wurde ein Fräulein geſehen, welches einen Schatz hat (Panzer 1, 28); der heilige Hirmann (Panzer 1, 88). Vergl. die Erörterung über Hirman in Frommanns deut. Mundarten V. 3, 351 fg.

Die zweite Hauptperſon Agnes hat mit der hiſtoriſchen Perſon nichts gemein; möglich wäre es aber, daß der Name einen Einfluß geübt auf die Benennung jener mythiſchen Perſon, ſo daß das Jungfernbrünnlein ſpäter auch Agnesbrünnlein genannt wurde. „Ein Jungfernbrünnlein, wo zuweilen eine geiſterhafte Jungfrau erſcheint," iſt auch in Baiern (Panzer 1, 105).

Unſere huldreiche, helfende Agnes iſt die Gemahlin Karls, Wuotans. Der Name Holda iſt in Öſterreich ſelten (S. 23 Holke), häufiger iſt Bercht, am häufigſten weiße Frau, und als ſolche erſcheint ſie hier.

Und ſo lebt denn das vornehmſte deutſche Götterpaar, dem Volksbewußtſein längſt entrückt, noch unter der Hülle heimiſcher Namen fort, und zwar vor den Thoren einer europäiſchen Großſtadt.

II. Mythen über Wuotan.

1.

In Nieder-Öſterreich findet man noch die Namen Wotn, Wut, Wudil, Wuterwald.

Im folgenden (aus Nied. Öſterreich im V. O. M. B.) erſcheint Wuotan als Zukunftkündiger:

In den Rauchnächten (Weihenächten und folg.) werden alle Räumlichkeiten unter Gebeten und Sprüchen beräuchert und mit Weihwaſſer beſprengt. Um Mitternacht geht man dann hinaus auf einen Kreuzweg, um in die Zukunft zu ſchauen. Ein weißes Roß ſieht man voraus traben, aber man darf demſelben nicht folgen und auch nicht zurückblicken, ſondern gerade vor ſich hinſchauend muß man aus dem, was man ſieht, die Zukunft zu ergründen ſuchen. Sieht man das weiße Pferd nicht, ſo erfährt man nichts zukünftiges; man muß daher ſo lange hingehen, bis man das Pferd an der Spitze des Zuges erblickt, der die Zukunft offenbart. Oft hört man in dieſen Nächten Hörnerruf, Hundegebell und Hollageſchrei, das nennt man die wilde Jagd. Der Bergmann oder Wotn und Frau Holke jagen um dieſe Zeit in den Lüften und niemand darf ſie ſtören. Bei Tage ſieht man dann Blutſpuren, die von den erlegten und verwundeten Thieren herrühren ſollen.

2.

In Trumau (unweit Baden in N. Ö.) nennt man einen tölpelhaften Menſchen, insbeſondere wenn er einen Hut trägt, den er tief über die Stirne gedrückt hat, einen Wudil, und man neckt ihn mit dem Zurufe: Wut, Wut!

3.

Wenn man von Gois (am Neuſiedlerſee) aus durch die Weingärten in den ſogenannten Wuterwald kommt, ſo ſieht man rechts vom Fußwege einen Felsblock, den ſogenannten Hufſtein, in der tiefen Schlucht des Wildbaches ſtehen. Auf der Spitze desſelben iſt ein hufeiſenförmiger Eindruck, von dem man ſich folgendes erzählt.

Als einſt der wilde Jäger mit ſeinem Pferde jagte, kam ein furchtbares Gewitter, und der wilde Jäger gab ſeinem Pferde die Sporen. Als er aber über den Wildbach nicht ſetzen konnte, wälzte er den Felsblock in das Waſſer, ſetzte mit einem Sprunge auf den Fels, und Jäger und Roß wurden von den Wellen verſchlungen. Das hatte der Waſſermann bewirkt, und froh darüber, daß er Rache genommen an dem Reiter, ſandte er einen Blumenſtrauß aus der Tiefe, welcher aber von den Wellen auf den Fels geſchleudert wurde, wo er noch heute verſteinert geſehen wird. Nur den vierten Huf des Roſſes hat der Waſſermann nicht finden können, darum ſucht er ihn noch bis zum heutigen Tage. [1])

4.

Zu Zirknitz in Krain lebte ein verarmter Mann, der gieng eines Abends ſpät über den Slivenza, da begegnete ihm ein kleiner, bucklichter, einäugiger Greis, der redete ihn an, und der Bauer klagte ihm ſeine Noth. Komm mit mir, ſagte der Greis, ich will dir einen Schatz zeigen. Sie giengen über Berg und Thal, bis der Alte bei einer Hollunderſtaude halt machte. Siehſt du was? ſprach er.

---

[1]) Wie hier ein Huf mangelt, ſo fehlt Wuotans Roſſe oft auch ein Bein. Vergl. Wolfs Beitr. 1, 21.

Nein, ſagte der Bauer. Da zündete er eine Fackel an, nahm aus der Felſenritze zwei Schlüſſel hervor und ſperrte eine eiſerne Thür knarrend auf. Sie giengen hinein in einen Sal, in welchem zwei Kohlenhaufen lagen, dann in einen zweiten Sal, wo er gleichfalls zwei Kohlenhaufen ſah, und an deſſen Ausgang einen großen ſchwarzen Hund. Hier ſagte der Alte, kannſt du täglich zwei Hand voll ſolcher Kohlen nehmen; doch darfſt du niemandem davon ſagen. Das that der Bauer, und er fand ſtatt Kohlen immer Gold.

5.

In Amſtetten (Nieder-Öſterreich V. O. W. W.) lebte eine arme Bauernfamilie. Vergebens ſuchten einſt die ältern Knaben Beſchäftigung bei einem Kohlenbrenner. Sie lagen gerade im Walde, als plötzlich ein großer Mann vor ihnen ſtand, der in einen weiten Mantel gehüllt war, und auf einem großen Schimmel ſaß. Sie klagten ihm ihre Noth, und er beſtellte ſie auf den folgenden Tag, er wolle ihnen dann Arbeit geben. Dieſe beſtund darin, daß ſie auf dem höchſten Punkte des Berges einen kleinen Hügel machen ſollten. Das geſchah, und am Abend eines jeden Tages fanden ſie ihren Lohn auf einem Steine liegen. Nach acht Tagen waren ſie fertig und als ſie eines Morgens zum Fenſter hinausſahen, erblickten ſie den Gipfel des Berges in Wolken gehüllt. Und ſo oft ein Gewitter entſtand, ſchien der ganze Berg in Feuer zu ſtehen. Manchmal ſahen die Bewohner von Amſtetten einen großen Mann auf einem weißen Roſſe hinaufreiten, und das bedeutet dann immer Regen. Lange Jahre hindurch ſoll der Gipfel des Berges mit Wolken bedeckt geblieben ſein, und niemand wagte es hinauf zu gehen, bis eines Tages die Wolken verſchwunden waren. Noch immer ſagt man, wenn Nebel auf dem Berge iſt: „der Mann iſt oben. [1])

6.

Im Dorfe St. Veit (unweit Straß in Steierm.) lebte ein Schneidermeiſter, der gern Wein trank. Als eines Abends die Magd

---

[1]) Wode als Regengott. Wolkenmantel ſ. Wolfs Beitr. 1, 3 ff.

ihm Wein holte, und an einem Freithofe vorbei muſte, ſah ſie auf der Mauer einen Mann ſitzen in einen Mantel gehüllt und einen ſpitzen Hut auf dem Kopfe. Das beherzte Mädchen glaubte, es wolle ſich jemand einen Scherz erlauben, entriß ihm den Mantel und nahm ihn mit. Bald darauf erſchien aber die Geſtalt in Nebel gehüllt vor dem Fenſter und forderte drohend den Mantel. Erſt in der dritten Nacht brachte die Magd in Begleitung des Pfarrers den Mantel zurück. Zur Strafe ward die Magd vom Blitze erſchlagen, und an der Stelle wächſt kein Gras mehr.

7.

Auf einer gräflichen Herrſchaft (Petersburg in Böhmen) lebte einſt ein grauſamer Kaſtner (Wirtſchafter), der am Grunt (Wieſe) verunglückte. Dort ſieht man ihn nachts auf ſeinem Schimmel herumjagen, begleitet von heulenden Hunden.

8.

In der Gegend von Tabor und Cheynow (Böhmen) bedienen ſich die Fuhrleute und hauptſächlich die Pferdehändler eines ſonderbaren Mittels, um ihre Pferde recht feurig zu machen. Sie trachten nämlich die Kleidung eines erhängten Verbrechers zu erlangen. Sie vergraben dann unter der Stallthür den toten Körper des Verbrechers und ſtreichen dreimal mit den Kleidern über den Rücken eines jeden Pferdes gegen die Richtung der Haare.

Man glaubt dort auch, die alten Katzen verwandeln ſich in Hechſen, und darum ſcheuet man ſich, ſie zu quälen. Einſt erſchlug ein Bauer ſeinen alten Kater, worauf die junge Katze das Haus verließ und auf die Brücke lief. Als nun der Poſtillion kam, rief ſie ihm halt zu. Er blieb ſtehen, und die Katze ſprach: geh in jenes Wirtshaus und ſage dem Kater, er möchte heute Nacht zur Leiche kommen, der Mirermauer (ſo nennt man die alten Kater) iſt geſtorben. Der Poſtillion wuſte nicht, wie ihm geſchah, er vollzog aber den Auftrag, und ſeitdem hat der Wirt ſeinen Kater nie mehr geſehen. Jenem Bauer aber erſchien jedesmal, ſo oft er durch einen Wald gieng, der Geiſt des erſchlagenen Katers in Geſtalt eines großen

Mannes mit breitkrämpigem Hute und langem Stabe. Seit dem ſcheuet man ſich die Katzen zu quälen. [1])

9.

Vor vielen, vielen Jahren lebte ein Bauer, der hatte drei Söhne. Der jüngſte hieß Hans, und galt allgemein als ein dummer Kerl. Als ſie eines Abends beim eſſen ſaßen, ſprach der Vater: Meine lieben Söhne, ihr ſeid jetzt alt genug, um euch in der Welt ſelber fortzuhelfen. Geht in die Fremde und lernt etwas; derjenige von euch, welcher am meiſten kann, bekommt das Haus.

Die beiden älteren Brüder giengen mit einander am andern Morgen fort.

Nun machte ſich auch Hans auf den Weg. Als er eine Weile gegangen war, kam er in einen großen finſtern Wald. Hier ſetzte er ſich unter einen Baum, zog ein Stück Brot aus der Taſche, und fieng an zu eſſen. Da kam ein Jäger zu ihm, und ſagte: Hans geh' mit mir, ich will dich etwas lehren. Was willſt du mich denn lehren? antwortete Hans. Stangelputzen ſprach der Jäger. Nun, ich gehe mit dir, ſagte Hans, dem der Name des Handwerkes gefiel. Beide giengen nun tief in den Wald hinein. Nachdem ſie die ganze Nacht gegangen waren, kamen ſie zu einem großen Hauſe. Hanſens Begleiter ſperrte das Thor auf, und gieng mit ihm in's Haus. Sie öffneten eine eiſerne Thüre, und traten in ein großes Zimmer. In der Mitte desſelben ſtund ein großer Tiſch, an dem ein dicker Mann ſaß, welcher ein gebratenes Kalb vor ſich hatte. Was bringſt du mir da? rief der dicke dem Jäger zu. Einen Burſchen, den ich im Walde gefunden habe, antwortete dieſer. Ich will das Stangelputzen lernen, ſprach Hans. So, das Stangelputzen willſt du lernen, ſagte der dicke, nun, dann kannſt

[1]) Vergl. Grimm Myth. 634. Über den Stab ſ. Wolf Beitr. 1, 12.

In Vigaun (Oberkrain) darf man eine Katze zwar ſchlagen, den Schlag aber muß man nach rückwärts führen. Geſchieht das nicht, ſo türmt ſich die Katze zu einer ungeheuern Höhe auf, und vertritt dem, der den Schlag nicht nach rückwärts geführt hat, den Weg.

du bei mir bleiben. Hans ſetzte ſich darauf mit dem Jäger zu Tiſche, und nachdem ſie gegeſſen hatten, legten ſie ſich ſchlafen. Des andern Tages ſagte der dicke Mann zu Hans: Du willſt ein Stangelputzer werden? ich will dir ſagen was das heißt, ſtangelputzen. Stangelputzen iſt nichts als ſtelen und rauben [1]). Willſt du nun bei mir bleiben, ſo iſt mir's recht; wenn es dir aber nicht gefällt, ſo kannſt du wieder nach Hauſe gehen. Weil ich ſchon hier bin, ſo will ich auch bleiben, antwortete Hans. Er blieb alſo bei dem Manne, und wurde ein tüchtiger Stangelputzer. Nach einem Jahre nahm Hans von ſeinem Lehrer Abſchied, um zu ſeinem Vater zurückzukehren. Als er nach Hauſe kam, hatten ſchon ſeine Brüder dasſelbe in Beſitz genommen. Wo kommſt du her? fragten ſie. Stangelputzen habe ich gelernt, antwortete dieſer. Der Dorfrichter, welcher Hanſens Worte gehört hatte, ließ dieſen vor ſich rufen. Weiſt du denn nicht, ſagte er, daß das Stangelputzen ein verbotenes Handwerk iſt? Ich laſſe dich hängen, wenn du nicht zwei ſehr ſchwere Arbeiten verrichteſt. Ich habe ein ſchneeweißes Pferd; das muſt du mir ſtelen. Schon gut, antwortete Hans. Der Richter ließ nun ſeinen Schimmel durch ſechs Männer Tag und Nacht bewachen. Hans aber ſetzte einen großen, breitrandigen Hut auf, nahm einen langen Stab in die Hand, gieng um eilf Uhr nachts zur Stallthür und rief hinein: Ich bin der Sunnawendfeu'r-Mann mit'n breiten Hut; ich habe meinen Schimmel verloren; gebt mir den eurigen, ich gebe euch dafür einen Pfennig. Als das die Männer hörten, führten ſie das Roß aus dem Stalle, und liefen davon. Hans aber beſtieg das Pferd, und ritt fort. Des andern Tages brachte er den Schimmel zum Richter. Dieſer ſprach: Die erſte Arbeit haſt du gethan; aber nun muſt du den Pfarrer und den Schullehrer in einen Sack ſtecken, und mir bringen. Morgen früh will ich ſie bringen, antwortete Hans. Der machte ſich auf, gieng zum Bache, fieng eine Menge Krebſe, und

---

[1]) Wenn einer ins Stockhaus kommt, ſo ſagt man in Wien: „den hat man auch ſtangelputzn gſchickt," vermuthlich weil die eingeſperrten aus Langeweile mit den Händen an den Eiſenſtangen hinabrutſchen.

klebte ihnen Wachskerzchen auf die Schwänze. Nachts zwölf Uhr gieng Hans auf den Kirchhof, zündete die Wachskerzen an, und ließ die Thiere frei. Dann legte er den Sack, in dem die Krebse gewesen waren, auf den Boden, und betrat die Kirche. Hans öffnete die Thüre des Chors, betrat denselben, und begann auf der Orgel sitzend zu geigen. Das hörte der Schullehrer, und lief in die Kirche, um nachzusehen, was es gebe. Hans gieng dann wieder auf den Kirchhof, nahm seinen Sack in die Hand, und rief:

I bin der heilig Petrus.
Heut ist der letzt' Tåg,
morg'n ist der jüngst' Tåg;
wer in Himmel kemma måg,
steig eini in mein' Såck!
Wånn nur da Herr Pfårrer kam,
und sei Geld åll's mitnahm,
und mit mir in Himmel gang.

Als das der Schullehrer hörte, gieng er zum Pfarrer und sprach: Herr Pfarrer, der heilige Petrus ist auf dem Kirchhofe, und ruft:

Wånn nur da Herr Pfårrer kam,
und sei Geld åll's mitnahm,
und mit mir in Himmel gang.

Nur geschwind, geschwind, sagte der geistliche Herr, gib mir meine Kappe, und ein „Bächsimperl" [1]) voll Zwiegulden, sonst kommen wir am Ende zu spät.

I bitt gar schön, Herr Pfarrer, lassen's mi auch mitgehn, sagte der Schullehrer. Nun, du darfst mitgehn, aber vergiß nicht, eine Laterne mitzunehmen, denn es ist sehr finster. O mein lieber Herr, wir brauchen kein Licht; denn die Engel laufen um die Kirche herum, und verbreiten einen wunderbar hellen Schimmer, antwortete der Schullehrer.

---

[1]) „Bächsimperl" — ein Körbchen aus Stroh, in welchem der Brotlaib seine Form erhält. Das alte sinwel, simbel heißt (länglich) rund.

Beide giengen nun hinaus, und ſchlüpften in Hanſens Sack, den dieſer ſchnell zuband. Hans wollte jetzt den Sack davontragen; allein er war zu ſchwer. Er ſchleppte daher den Sack durch dick und dünn, und gelangte damit nach Hauſe.

Am andern Morgen trug er ihn zum Richter, und öffnete ihn. Ganz erſtaunt krochen die zwei heraus, und giengen beſchämt nach Hauſe. Das Geld aber behielt Hans. Der Richter nun befahl Hanſen, das Stangelputzen aufzugeben, und ſchenkte ihm, weil er ſeine Sache ſo gut gemacht hatte, einen ſchönen Bauernhof. [1])

10.

Ungefähr drei Viertelſtunden von dem böhmiſchen Dorfe Scheibradaun, unweit Neuhaus, iſt ein großer Wald. In demſelben hört man zur Zeit des Neumondes (an den ſogenannten neuen Tagen) die wilde Jagd. Abgeſondert von derſelben ſieht man am Rande des Waldes den „ſchwarzen Mann" mit breitkrämpigem Hute. Schritt vor Schritt fährt neben ihm ein anderer in einem Wagen, der höher iſt als die Waldbäume. Der Wagen ſowohl, als auch die beiden Pferde ſind ſchwarz.

11.

In Straßnitz in Mähren lebte vor Zeiten ein Wirt, der folgendes geſehen hat.

Eines Abends kamen mehrere Diener des Grafen von Straßnitz in das Wirtshaus zum Nachtmahl. Sie blieben ſehr lange dort, und da dem Wirte der Wein ausgegangen war, verlangten ſie von ihm,

---

[1]) Dieſes Märchen erzählt man ſich in Göpfritz in der Wild, unweit Horn in Nied. Öſterr. Züge finden wir auch im „Meiſterdieb" (Grimm Märch. Nr. 192). Vergl. Zingerle S. 900. Kuhn 362. In wenigen der bisherigen Überlieferungen finden wir einen ſo deutlichen Wuotan. Über Suwend (Sunewend) berichtet Panzer 1, 39. 210 ff. Grimm Myth. 584. Schmeller 3, 261. Die Eigenſchaft Odhins als Sonnengott gieng ſpäter auf Freyr über; Vergl. Simrock Mythol. 255.

er ſolle einen andern holen. Der Wirt ließ ſich's nicht zweimal ſagen, obwohl es ſchon ſpät in der Nacht war; er nahm den Krug und die Schlüſſel, und gieng in den Keller, der im Hintergrunde des Haushofes ſich befand. Er ſperrte die Thür auf, aber kaum hatte er ſie geöffnet, ſo ſah er, daß in dem Keller Feuer war. Er ſtand einige Zeit wie betäubt da. Bald erblickte er in dem Feuer einen Mann mit einem breiten Hut auf dem Kopfe, und mit rothem ledernen Beinkleide angethan; ſeine ganze Tracht ſah der hanakiſchen am ähnlichſten. Der Mann hatte zwei Fäſſer vor ſich, und einen Goldhaufen auf einem Brette hinter ſich ſtehen. Er kehrte ſich um, nahm eine Handvoll des Goldes und warf es in das eine Faß, dann eine andere Handvoll und warf es in das andere Faß; ſo machte er es fort, bis er alles Gold in die Fäſſer gebracht hatte. Alsdann ſetzte er ſich auf eines der Fäſſer nieder, und betrachtete den draußen ſtehenden. Der Wirt zitterte an allen Gliedern, und wuſte nicht was das ſei. Zurück wollte er ohne Wein nicht gehen, damit, wenn ſeine Gäſte ſich überzeugen wollten und das Feuer dann nicht mehr da wäre, er nicht der Furcht überwieſen werden könnte. Das hätte ihn um ſo mehr beſchämt, da er ein ausgedienter Soldat war. Er blieb noch eine Zeit lang ſtehn, dann entſchloß er ſich in das Feuer hinein zu gehen. Er ſah nochmal den ſitzenden Mann an, dann machte er die Augen zu, und gieng über die Stiege zum Weinfaſſe. Als er hier angekommen war, öffnete er den Hahn, und als er glaubte, der Krug ſei voll, ſperrte er dieſen ab und gieng wieder mit verſchloſſenen Augen über die Stiege hinauf. Als er oben angekommen war, betrachtete er ſeine Kleider, ſie waren aber unverſehrt. Er ſah nochmal den Mann an, der noch immer an dem Faſſe ſaß; endlich machte er die Thüre zu, und gieng in das Zimmer, wo die Gäſte harrten. Beim Eintritte fragten ihn gleich die Diener des Grafen, wo er ſo lange geweſen. Er aber, ohne ihnen eine Antwort zu geben, trat an den Tiſch, ſtellte den Krug auf denſelben, und ſprach zu ihnen: Wenn ihr mir jetzt für jedes Seitel Wein einen Dukaten gäbet, ſo würde ich keinen mehr holen. Sie betrachteten den Wirt, und erſchracken über ſein verändertes Ausſehen. Sie fragten ihn dann um die Urſache. Und als er ihnen alles erzählt was er geſehen hatte,

ſo machten ſich alle auf, und giengen zu dem Keller hin, nur der Wirt blieb zurück. Während ſie die Thür öffneten, hörten ſie eine Menge Münzen klingen, und als ſie eintraten, war der Keller leer. Sie giengen mit dem Lichte, das ſie aus der Stube genommen hatten, hinein, konnten aber weder Mann noch Fäſſer mit Geld finden. Sie meinten nun, daß dieſes Geld verwunſchen ſei, und entfernten ſich aus dem Keller. Den Wirt aber fanden ſie beim zurückkommen tot am Boden liegen.

12.

Einſt lebte in Piſek (in Böhmen) ein reicher Fürſt, der ſehr große Beſitzungen hatte, aber immer mehr und mehr Reichtümer auf ſeinem Schloſſe anhäufen wollte. Zu dieſem Zwecke muſten alle ſeine Unterthanen, welche gröſtentheils Landleute waren, ihren Ackerbau vernachläßigen und in den Flüſſen und Bergen das verborgene Gold aufſuchen. Da trat plötzlich ein großer Unſegen im Lande ein; vierzig Wochen war der Himmel wie verſchloſſen und es fiel kein Tropfen Regen zur Erde. Da zogen die Bauern ſcharenweiſe zu dem Fürſten, weil das wenige welches er anzubauen erlaubte gröſtentheils durch die große Trockenheit zu Grunde gieng, ſo daß ſie jetzt Mangel litten. Ein Enkel desſelben, Namens Hoimir oder Horimir, der ſich bei dem Volke beliebt machen wollte, von demſelben aber immer gehaſſt war, nahm ſich dieſer Sache an und bat den Fürſten, er ſolle den Bergleuten wieder Freiheit geben und ſie zu ihrer ehemaligen Beſchäftigung zurückkehren laſſen. Doch als das Volk erfuhr, daß der von ihm ſo ſehr gehaſſte Enkel ſich ſeiner angenommen hatte, ſo änderte es ſeine Geſinnung und ſtritt gegen Horimir. Es ſchleppte das Getraide aus den Scheuern auf freie Plätze und zündete es an, wobei ſie riefen: Weil Horimir ſich vor dem Hunger fürchtet, ſo ſoll er auch Hungers ſterben. Deshalb flüchtete er, da er ſich ohnedieß nicht ſicher glaubte. Einige Tage irrte er im Walde umher, denn ſein Schloß lag weit entfernt an der Moldau und er nährte ſich von nichts als Wurzeln und Kräutern, die er mühſam zuſammen ſuchte. Da erſchien ihm eines

Tages ein Greis von hoher und königlicher Geſtalt, ſeinen Leib in ein langes und weites Gewand gehüllt; ſein Bart, der ihm bis zum Gürtel reichte, ſo wie das Haupthaar ſchien von geſponnenem Silber zu ſein. An ſeiner Hand führte er ein weißes Pferd, deſſen Augen gleich Blitzen leuchteten. Der Greis gab ihm das Pferd, und munterte ihn auf, das auszuführen, was er im Sinne habe, wobei ihm das Pferd gute Dienſte leiſten würde. Als der Greis geendet hatte, öffnete ſich der Berg und er verſchwand. Gleich darauf ſchwang ſich der Fürſtenenkel auf das Pferd und war ſogleich bei den reichen Gold- und Silberbergwerken des Fürſten. Dort ſtampfte das Pferd auf die Erde, worauf plötzlich tauſende von Berggeiſtern und Zwergen erſchienen und mit großem Getöſe die gähnenden Klüfte des Bergwerks verſchütteten. Man konnte kaum mehr die Stelle erkennen, wo das Bergwerk geweſen, und ſelbſt heut zu Tage findet man außer den tief in Stein eingeprägten Pferdetritten bei Eule, Piſek und Schittenhofen keine Spur von denſelben. — Alsdann ritt er zu dem Fürſten ſelbſt, ohne ihm aber etwas von dem geſchehenen mitzutheilen. Aber ſchon am andern Tage brachte man dem Fürſten die Kunde von der Verſchüttung ſeiner Bergwerke und daß es niemand anderer gethan habe, als der verhaſſte Enkel. Darob entbrannte der Fürſt in wildem Zorn und verurtheilte den Enkel zum Tode. Auf ſeinem letztem Gange erhielt er die Erlaubnis ſein Pferd noch einmal zu beſteigen. Sogleich ſchwang es ſich mit ihm hoch in die Luft über Mauern und Türme und trug ihn über die Moldau in ſein Schloß, wo alle ſeine Freunde ſich verſammelt hatten, um ſein Schickſal zu beklagen. Er führte darauf das Pferd in den Wald, wo es vor ſeinen Augen in einem Berge verſchwand und nicht mehr geſehen ward. Einige Bauern aber behaupten, daß ſie, wenn eine Landplage nahe iſt, das weiße Pferd, welches ſie gewöhnlich Schenik (Schemich) nennen, durch unwegſame Wälder und über Berge laufen geſehen haben. —

Der Fürſt war über alles das ſehr erſtaunt, und er erkannte jetzt wohl, daß er ſeine Hand an einen hatte legen wollen, der in dem unmittelbaren Schutze des Himmels ſtund. Deshalb ſandte er alsbald Boten auf das Schloß des Horimir und ließ ihm ſagen

er ſolle nur getroſt zu ihm kommen, es ſei ihm alle Schuld vergeben. Der Enkel kam auch demüthig zum Fürſten und geſtand ihm alles, und auf welche Weiſe ſolches geſchehen ſei. Darauf ſetzte der Fürſt ſeiner Begierde nach Silber und Gold Schranken und hielt die Leute jetzt ſelbſt an, ihren Boden tüchtig zu bearbeiten. [1])

13.

Ungefähr eine Stunde von Niederhollabrunn, in Nieder-Öſterreich, liegt der große Rohrwald, der in mehrere Theile zerfällt, die wieder verſchiedene Namen führen. Der gröſte Theil iſt der Kaltenberg. In dieſem Theile des Waldes liegt ein Stein, der die Geſtalt eines Pferdefußes hat.

Zwei Bauern fuhren eines Tages in den Wald um Holz, und verirrten ſich bei ihrer Rückfahrt in demſelben. Sie kamen auf einen mit Geſträuchen verwachſenen unfahrbaren Weg, und marterten ihre Pferde ſchon über eine halbe Stunde, denn ſie meinten den rechten Weg doch noch zu finden; aber ſtatt vorwärts zu kommen, kamen ſie immer mehr rückwärts.

Da begegnete ihnen ein Mann mit ſchwarzem Mantel und ſchwarzem runden Hute, welchen ſie für den Teufel hielten. Sie ſahen nämlich bei einer Bewegung mit dem Hute auf deſſen Kopfe zwei Hörner hervorragen. Er ſprach zu ihnen: Freunde ihr habt euch gewis verirrt? gebt mir ein Pferd, ſo will ich euch auf den rechten Weg bringen, denn ich bin ſchon ſehr müde, und kann nicht mehr weiter gehen. Die Bauern boten ihm ein ſchwarzes Pferd, jedoch nur ſo weit, bis ſie auf den rechten Weg kämen. Indes nun die Bauern mit dem ausſpannen eines Pferdes beſchäftigt waren, zog der Teufel eine Flaſche Wein aus ſeinem Mantel hervor, und hieß ſie trinken. Die Bauern, die den ganzen Tag Durſt gelitten, ließen ſich das nicht zweimal ſagen, und leerten die

[1]) Dieſe Sage vom Wladiken H. wird abweichend erzählt z. B. von J. Müller, Wanderungen 5, 14.

Flaſche. Nun beſtieg der Teufel ſein Pferd und ritt vor ihnen her; ungefähr nach einer viertel Stunde machte er halt und ſagte: Jetzt fahret nur gerade fort, ſo werdet ihr euch nicht mehr verirren können. Darauf lenkte er ſein Pferd um, und wollte wieder zurückreiten. Wie die Bauern dieſes ſahen, daß er mit dem Pferde davon reiten wollte, nahmen ſie ihre Hacken, welche ſie bei ſich hatten um Holz zu hauen, und liefen ihm nach. Schon ſtund ein Bauer hinter ihm und hieb mit der Hacke auf ihn los. Aber ſtatt den Teufel zu treffen, traf er das Pferd in den linken Hinterfuß, der ſogleich auf der Erde liegen blieb und in Stein ſich verwandelte. Man kann ihn noch heutiges Tags ſehen.

Seit der Zeit iſt das Pferd, auf welchem man den Teufel nachts reiten ſieht, nur dreibeinig. [1])

Die Bauern kehrten zu ihrem Wagen zurück, und fuhren nach Hauſe. Sie erzählten alles was vorgefallen war ihren Angehörigen, aber ſie ſtarben noch dieſelbe Nacht.

Man ſagt, ſie haben durch den Wein, den ſie getrunken, dem Teufel ihre Seele verkauft.

14.

Im Sacherbacher Walde, unweit der Stadt Horn (Nied. Öſtr.) befindet ſich eine Höhle, von welcher in dem nahe liegenden Dörfern Stallegg und Laingrub folgende Sage verbreitet iſt.

Vor mehreren hundert Jahren, als die Einwohner in jener Gegend von dem heranrückenden Feinde ſchwer bedrängt wurden, flüchtete ſich eine Mutter mit ihrem Kinde und einer Kuh, welche ihnen die nöthige Nahrung geben ſollte, in den Sacherbacher Wald, in welchem ſie eine Höhle fanden, wo ſie ſich einhauſten. Anfangs lobten ſie Gott, daß er ſie ſo glücklich dem Feinde entkommen ließ, aber da ſie längere Zeit in dem Walde leben muſten, ſo fiengen ſie an Gott zu läſtern, und die Mutter des Kindes faßte den Entſchluß, ſich mit dem

[1]) Vergl. oben Nr. 3.

Teufel einzulaſſen. Gedacht, gethan! In der Chriſtofsnacht um die zwölfte Stunde gieng ſie an einen Kreuzweg, ſprach dort das dazu erforderliche Gebet (Chriſtofsgebet) dreimal, ohne dabei ein Wort auszulaſſen, und machte, als dasſelbe zu Ende war, mit einem von Kreide beſtrichenen Stabe den Hechſenfuß in der Luft. Alsbald ließ ſich ein Getrapp von Pferden hören, ſie ſah ſich um und bemerkte in ihrer Nähe einen Schimmel mit 3 Füßen, von welchem ein Mann abſtieg und ſich hinkend mit einem Sacke auf dem Buckel ihr näherte. So, ſagte er, unterſchreibe dich hier mit deinem eigenen Blute. Sie ſchnitt ſich in den Finger, tunkte die Feder ein, legte das Papier auf den niedergeſtellten Sack und ſchrieb ihren Namen: „Neunteufel.“ Als der Teufel den Namen las, ſtieg er eiligſt auf ſein Pferd und jagte mit Windesſchnelligkeit davon. In der Eile hat er aber den Sack zurückgelaſſen. Jene nahm erfreut den Sack und gieng in ihre Höhle; dort öffnete ſie denſelben und ſah zu ihrem gröſten Erſtaunen lauter Goldſtücke. Als es Morgen geworden war, ſchickte ſie ihr Kind mit mehreren Goldſtücken in das Dorf, um etwas zu kaufen. Nach einigen Stunden kam das Kind mit reichlicher Nahrung, und ſie ließen ſich's wohl ſchmecken. Als es Abend war, legten ſie ſich auf ihr aus Laub und Nadeln gemachtes Bett, wo ſie bald einſchliefen. In der Nacht hörten ſie ein fürchterliches Gebrüll; der Teufel erſchien ihnen, ergriff ſie bei den Haaren, und flog mit ihnen in die Luft.

Die Höhle ward von nun an die Zehnteufelshöhle genannt. Noch jetzt ſieht man in jener Höhle einen Stein, der Ähnlichkeit mit einer Kuh hat, welche dort verſteinert wurde. Die Leute ſagen, der Teufel ſei über den Namen Neunteufel ſo erſchrocken, daß er ſeinen Geldſack zurückgelaſſen habe.

Das Chriſtofolusgebet wird im Aberglauben des Volkes in Öſterreich oft genannt. Es wird vor der Schatzgrabung geſprochen und beginnt nach einer Mittheilung aus Trübau (Mähren): „Heute Gold, Silber, Perlen, Edelſteine,

ſtehet ſtille! So wahr Chriſtus der Herr geſtorben iſt; ſein Kreuz überſchatte dich und mich, bis ich dich in meinen Händen habe, ohne Geſtank, ohne Verrückung und ohne Verwandlung!" Ohne umzuſehen wird dann gegraben, und ſobald der Schatz offen liegt, wirft man einen Roſenkranz darauf.

15.

Unweit des Dorfes Laurentzi in Steiermark ſteht am Eingange eines Waldes ein hohler etwa 3 Fuß hoher Stamm, welcher das Trumm einer Buche iſt. Von ihm erzählt ſich das dortige Landvolk folgendes:

Als jener Baum noch vollkräftig da ſtund, gieng niemand ohne einige Scheu vor ihm vorüber, [1]) denn es war allgemeiner Glaube, daß in dieſem Baume jemand verzaubert ſei. Der Verzauberte ſchütze dieſen Baum und erwarte darin ſeine Erlöſung. Wenn daher die Landleute ſpät abends von ihrer Arbeit vom Felde zurückkehrten, ſo fanden ſie bei dieſem Baume immer ein Hindernis, welches ſie in ihrem Wege aufhielt. Gewöhnlich erſchien ein Pferd von weißer ſelten ſchwarzer Farbe, welches bald den kommenden entgegenſprengte, bald wieder hinter ihnen her rannte, doch ohne ſie zu beſchädigen. Dieſes Pferd, ſo meinte das Volk, ſei der Schutzgeiſt des Baumes geweſen. Einſt, am ſpäten Abend kam ein Bauer vom Feld, und war genöthigt an jenem Baume vorüberzugehen. In einiger Entfernung von demſelben hörte er plötzlich aus jener Gegend her einen fürchterlichen Lärm, deſſen Urſache er ſich nicht erklären konnte. Bald klang derſelbe wie weinen, bald wieder wie das wiehern eines Roſſes und zugleich hörte man verworrenes Geräuſch, welches dem kniſtern eines Feuers und dem fallen von Balken und Brettern ganz ähnlich klang. Aber bald überzeugte er ſich, was es eigentlich war. Denn als er durch den Wald

[1]) Vergl. Grimm Myth. 66. 614.

kam, sah er zu seiner Bestürzung diese verhängnisvolle Buche lichterloh brennen, und eilte daher an Ort und Stelle um einen Waldbrand zu verhüten. Doch kaum war er am Fuße der Buche angelangt, als dieselbe mit fürchterlichem Getöse umfiel und den Weg ihm versperrte. Jetzt rollte ein schrecklicher unterirdischer Donner, die Erde erzitterte und bewußtlos fiel der Bauer zu Boden. Als er nach einiger Zeit wieder zum Bewußtsein kam, war der Brand vorüber, aber neben dem Baume lag etwas glänzendes, und als der Bauer es näher betrachtete, sah er lauter Goldstücke. Er raffte sie auf und ward auf diese Weise ein reicher Mann. Seit dieser Zeit hat auch jenes nächtliche Unwesen aufgehört, aber noch lebt es frisch in der Erinnerung des Volkes.

16.

In der Umgegend von Eisgrub (Mähren) hörte einer Pferdegetrapp hinter sich. Er sah sich um und erblickte einen Mann zu Pferde, dessen breiter Hut sein Gesicht verdeckte. Das Pferd hatte nur drei Füße. Nach einer Strecke Wegs flüchtete er sich in ein Gitterthor hinein, aber sein Begleiter folgte ihm. Und als der gespenstige Reiter ihn nicht verließ, schoß er nach ihm. Ein entsetzliches Getöse erfüllte die Luft, und es schien als ob ein großer Stein aus der Höhe in den nahen Teich gefallen wäre. Nach kurzer Zeit begegnete zweien Müllern dasselbe; die Wildjäger haben den schwarzen Reiter oft gesehen. [1])

17.

In Mödling (Nied. Österr.) erzählte ein Mann, welcher allgemein unter dem Namen Fischjogl (Jakob der Fischer) bekannt ist, folgendes:

---

[1]) Derselbe Reiter erscheint anderwärts als Todesbote.

I glaub nöt, daß's Geiſta gibt, åba daß am oft wås untakimmt, über wås am dö Grausbirn auffſteig'n, håb i ån mir ſelba dafåhrn. In mein Leb'n ſan ma drei Stickl begegn't, dö ma no ſo lebendi vor da Seel' ſtengan, åls wånns jtzt gſchechat.

I kånn valleicht ſo a ſiebazehn Jåhr ålt gweſen ſein, und woar eng g'wåchſ'n wiar a Bam, und g'fürcht hätt' i mi nöt vorn Teufel und ſeina Großmuada, wånns kumma war'n. I bin g'råd freigſprocha worn (müaßts wiſſen i bin a g'lernta Zimmamån) und wår drenta da Dahndorfa Hoab in da Lehr; und weil i a Geld auf Pfingſten zan Aufdinga (Geſelle werden) braucht håb, bin i za meina Muada gånga, dö eppar a fünf Stund oba da Hoab (Heide) in Wimpaſſing g'lebt håt. I bin um a ſiebani auf d'Nåcht fortgånga, weil ma då erſt Fei'råb'nd g'mâcht håb'n. Es wår dö Nåcht, zwiſch'n an letzten Aprül und erſten Mai. Mir håb'n g'råd Vollmon g'håbt, und weil i den Wech ſchon vil hundad mål gånga bin, hab i mi nöt fürchten derfa, daß i mi vageh'n tat. Wia ri ſo ſchon in da Mitt'n von da Hoab bin, und i ſchon meini Füaß g'ſpürt håb, will i ma ſo a Röſſal dånafånga, (wia dort ſogar bei da Nacht viel hundad gråſen tan) wås i a ſchon öfta probirt håb, wo ri mi nâcha auf's Roß g'ſetzt håb, und außi g'ritten bin. Vorn Doarf håb i erm an Renna geb'n, daß a wida wir da Sturmwind z'ruckgflog'n is. Åba g'råd heunt is ma koans untakema. Då håb i ſchon an Grand kriagt, und bin von Wech weita in d'Hoab einigånga und håb dabei mei Leibliadl g'ſunga: „Auf da Dahndorfa Hoab hât's an Schneidå vawaht, jå es gſchiacht erm ſchon recht, wårum naht a ſo ſchlecht." Auf oanmål ſiach i an Schimmel, der umag'ſprengt is, åls wånn a winni wa. I åba håb mei Kuraſch z'ſåmmaklaubt, und håb erm a Stickl Schmolln hing'hålten, und håb ållawal g'ſchrian: Sö! Schimmel! Sö! Glaubt's, dös verdrachte Vich is ma zuagånga, jå an Schmårn, der is ållamal rundumadum umi umag'ſchob'n, daß i ſchon gånz damiſch wurn bin,

auf oamål håt a g'juchazt, und is ågräult. Wås wår jtzt z'thuarn! Kan Roß wår weit und broat nöt z'segn; nix ånders, åls d'Haxen in d'Hånd z'nehma, und schaun wiar i selba weita kim. Jå, åba jtzt wår guada Råt teua, denn i hob mi nimma z'erinern g'wüßt, in welcha Geg'nd der Wech lieg'n kunt; denn dös sakrische Rössel håt mi ållawal in Kras uma g'führt. Da bin i hålt a so a 5 a 6 Stund auf's g'råte wohl fort ghatscht, üba Wies'na, Acka, Felda und Tümpf, dö i mei lebta no nöt geseg'n håb, obwohl ma fåst auf dera Hoad jeda Stoan bekånnt wår. Jtzt wårs ma åba schon z'dumm, denn mir is schon gånz entrisch wor'n, weil i schon nimma g'wüßt håb', wiar i d'rån bin. Dabei wår i schon so hin, daß i nimma weida kinna hätt'. Auf oamål håb' i unta meini Füaß a schön's lång's Grås g'schpirt, und z'gleich is da Mon'schein åbi gånga. In da Finsta war i auf d'letzt går no in an Grab'n g'fåll'n, i hau mi ålso, bums di Natzl, in's Grås eini, und in 5 Minuten håb i g'schnårcht wia r a Råtz'. Wiar i munta wiar, schau i auf, åba wås is denn dås, d'Sunn steht jå schon mitt'n aum Himmel, und wo lieg i denn, wås glaubts wo, schnurgråd untan Gålling nebn an Schinderhaus von Dahndorf, von wo i gestern um sibeni auf d'Nåcht fortgånga bin. In den Augenblick denk i drån, daß ma heunt in 1. Mai håb'n, und jtzt håb i ma selba a Dern åbag'haut, und håb zu mir g'sågt: åba Jågl, is da denn dös nöt frü'er eing'fålln, daß in da vawichana Nåcht d'Hechs'n auf da Hoad z'såmmkemman, und daß da Schimmel gånz g'wiß a Hechs' g'wes'n is, und dös glaub i bis am heundigen Tåg.

18.

Die Sage von der wilden Jagd ist so allgemein verbreitet, daß wir nur weniges ausheben.

Sie erscheint z. B. zwischen Weihnachten und dem Dreikönigsfeste in der Umgegend von Miltigau (Böhmen), am Finkenhügel bei Warnsdorf; in der Umgegend von Neuhaus

hat man einen feurigen Mann bemerkt, der einen schwarzen Pferdekopf unter dem Arme trug und mit großen Schritten immer um das Haus herumgieng; u. s. w.

Im Birkwalde bei Leobschütz in Schlesien haust der Nachtjäger, der wegen seines sträflichen Lebenswandels ohne Ruhe und Rast durch die Wälder jagen muß. Daselbst treibt auch ein Nachtschäfer sein Wesen; er ist von riesenhafter Größe, und seine Herde besteht aus dreibeinigen Schafen.

Auch im Schacherwald bei Vitis (Nied. Österr.) gebraucht man die Vorsicht, sich auf den Bauch zu legen, wenn die wilde Jagd nahet. Einer hatte das auch gethan, aber seit der Zeit spürte er einen Schmerz im Rücken, den er sich nicht zu erklären wuste. Man rieth ihm nach einem Jahre an dieselbe Stelle sich zu begeben, und da hörte er einen aus der wilden Jagd sprechen: in diesen Stock habe ich einmal meine Hacke geschlagen. Es war ihm als ob man ihm einen Schiefer aus dem Rücken zöge, und von nun an hörte der Schmerz auf.

19.

Dietrich von Bern, Berndietrich (Grimm Myth. 888) gehört nach wendischen Sagen in's Gefolge des wilden Jägers. In dem benachbarten nördlichen Böhmen (Warnsdorf ꝛc.) heißt er Banadietrich, und man erzählt von ihm folgendes:

Es lebte einst ein Ritter, Namens Banadietrich. Der war so fromm und tugendhaft, daß ihm ein Engel die Speise brachte und der Wind (oder auch die Stralen der Sonne) ihm den Mantel trug. Der Teufel versuchte all seine Macht, um den frommen vom Wege des guten abzubringen; vergebens, es wollte ihm nicht gelingen. Endlich nahm er zur List seine Zuflucht. Es war eben ein großer Feiertag und Banadietrich betete in der Kirche. Da nahm der böse die Gestalt eines alten, häßlichen Mannes an und setzte sich, eine Bockshaut in den Krallen, vor die Kirchthür; denn die Heiligkeit des Ortes hielt ihn ab, das innere der Kirche zu be-

treten. Während der Wandlung nun, da alles mäuschenstill war, biß der Teufel in seine Bockshaut, zerrte daran, ließ sie plötzlich fahren und schlug mit dem Kopfe gewaltig gegen die Kirchthür. Dadurch entstand ein großer Lärm. Banadietrich wandte sich voll Entrüstung um und wollte sehen, wer die heilige Handlung auf solche Art zu stören wage. Da erblickte er den alten, welcher gerade wieder die Bockhaut aus dem Munde riß und den Kopf mit aller Kraft gegen die Thür schleuderte. Bei diesem Anblicke verlor Banadietrich all seine Ernsthaftigkeit; er konnte sich nicht enthalten, laut auf zu lachen. Sein Gelächter gab Ärgernis, und die ganze versammelte Gemeinde wurde in ihrer Andacht gestört.

Nun hatte der Teufel gewonnen, denn der fromme Ritter war unandächtig gewesen und hatte durch sein böses Beispiel auch andere verführt. Bald offenbarte es sich, daß er dadurch das Mißfallen des Herrn auf sich geladen. Als er nämlich aus der Kirche trat, ließ ihm der Wind den Mantel fallen. Und zu Hause angekommen wartete Banadietrich vergeblich auf den Engel, der ihm ehemals das Essen gebracht hatte.

Nun war der böse thätig, das Herz des gefallenen mehr und mehr von Gott abzuwenden. Bald bemächtigte sich ein tiefer, finsterer Grimm des Ritters. Dieser konnte nicht begreifen, warum Gott eines so kleinen Fehlers wegen ihn so hart bestrafe und ihm so plötzlich seine große Gnade entziehe. Seine Erbitterung gieng so weit, daß er beschloß, die gröste aller Sünden zu begehen.

Er wuste aber nicht, welches die gröste Sünde sei. Deshalb gieng er zu einem Einsiedler und fragte diesen darum. Er erhielt folgenden Bescheid:

Wer sich Brot in die Schuhe legt, diese dann anzieht und so die edle Gottesgabe absichtlich mit Füßen tritt, der verübt die gröste Sünde. Dieß that nun Banadietrich und von nun an war er wie umgewandelt. Er betete nicht mehr, besuchte keine Kirche, theilte kein Almosen mehr aus, kurz, er

hörte ganz auf, ein tugendhafter Menſch zu ſein. Statt der heiligen Meſſe beizuwohnen trieb er ſich in Wäldern und Einöden umher, und in kurzer Zeit hing er dem Jagdvergnügen mit ſolcher Leidenſchaft an, daß er oft tagelang außerhalb ſeiner Burg verweilte.

An einem Sonntage, da eben fernes Dorfgeläute zur Kirche rief, flog er in einer wüſten Gegend, wie ein Sturmwind, auf ſeinem feurigen Roſſe einher. Da rief eine gewaltige Stimme vom Himmel herab: „Banadietrich, Banadietrich! Wie lange willſt du noch jagen?“ — Der Ritter erzitterte und rief: „So lange als Gott will!“ — Es war ſein Glück, daß er alſo geſprochen, denn hätte er frech geantwortet, ſo wäre er unverweilt der Hölle zugeritten. Jetzt aber erwiederte die Stimme von oben: „Nun ſo ſollſt du jagen bis zum jüngſten Tage!“

Und noch heute jagt der wilde Jäger. Wer zur Neumondzeit des Nachts den Wald durchſtreift, hört oft plötzlich in ſeiner Nähe Hundegebell und den Hufſchlag eines Roſſes; er vernimmt den Ton des Hiefthornes und den Halloruf des Jägers; aber das Auge vermag nichts in der undurchdringlichen Finſternis zu erſpähen, der Wanderer werfe ſich zu Boden und drücke das Geſicht in's Gras, auf daß die wilde Jagd über ihn dahinbrauſe.

20.

Eigentümlich iſt die mythiſche Vorſtellung des Bergvolkes in Tirol. Ich habe noch nachträglich (nach dem erſcheinen meiner „Alpenſagen“) eine Mittheilung aus Aineth bekommen, das in dem wenig beſuchten Iſlthale (unweit Lienz) liegt. Dort hat man von der „wilden Füa“ folgende Vorſtellung:

Ein Schock böſer Geiſter geht immer in der Welt herum; es iſt kein Ort, an den ſie nicht hingelangen, in bewohnte Gegenden ſowie in unbewohnte. Mit der Schnelligkeit und dem brauſen des Windes fahren ſie über Berge hinauf bis auf

die höchſten Gipfel und ebenſo wieder herunter in die Tiefe der Thäler. Sie dürfen alles verwünſchte, verfluchte oder überhaupt nichtgeſegnete mit ſich nehmen, und führen es ſo lange mit ſich, bis es wieder erlöſt wird. Daher haben ſie auch alles erdenkliche bei ſich, als: Dreſchflegel, Pflüge, Senſen, Schmiedehämmer, Mühlſteine, Webſtühle, Tiſche und Bänke, überhaupt die verſchiedenſten Geräthſchaften, alle muſikaliſchen Inſtrumente, als: Geigen, Harfen, Hörner, Glocken, Flöten, Schwögl und Hackbrett. Alle Inſtrumente geben ohne Unterlaß ihren Ton von ſich, aber ohne Harmonie und Melodie, während ebenſo verwirrt und ſchauerlich das Geklapper der Mühlen, das dreſchen, hämmern, ſchneiden und hacken dazwiſchen tönt. Auch alle Arten von zahmen und wilden Thieren ſind dabei vertreten. Man hört das brüllen der Bären, das Geheul der Wölfe; Hunde bellen, Katzen jammern, Schafe blöcken wehmüthig, Pferde wiehern, Hähne krähen und Vögel zwitſchern und ſingen auf die mannigfaltigſte Weiſe. Allein nicht nur Thiere und Geräthe aller Art führen ſie mit ſich, auch Menſchen wiederfährt dieſes traurige Schickſal. Man vernimmt trotz des gröſten Wirrwarrs doch ganz deutlich, wie einige weinen und heulen, andere lachen, wieder andere ſind im Wortſtreite begriffen, fluchen und ſchelten, noch andere ſingen und jauchzen, und zu allem dem werden ſie von den böſen Geiſtern angetrieben. Das brauſen und pfeifen der Stürme, das toſen der Wildbäche und Waſſerfälle, das abſtürzen der Lavinen und das krachen fallender Bäume ſteigert den Lärm und das Getöſe auf's höchſte, und dieſes alles zuſammen heißt „die wilde Füa.“ Man vernimmt ſie gewöhnlich zur Weihnachtzeit. Über Menſchen hat ſie nur dann Macht, wenn ſie böſes gethan haben, in böſer Abſicht bei Nacht auf dem Wege ſind, oder wenn ſie nicht geſegnet ſind. Letzteres gilt auch für Thiere und Geräthe; daher das räuchern und beſprengen aller Dinge zur Weihnachtzeit.

Begegnet man ihr zufällig auf einem ordentlichen Wege, ſo hat man ſich an der rechten Seite des Weges auf die

zurückgelaſſene Spur des Wagenrades zu legen, das Geſicht gegen die Erde und den Kopf gegen die daherkommende wilde Füa gekehrt, und ſie geht ſchadlos darüber hinweg.

Gegenüber meinen Geburtsorte Aineth (Iſelthal, Kreis Brixen) — ſo erzählt der Mittheiler — iſt ein großer Urwald, der den ganzen ſteilen Abhang eines Berges einnimmt; er heißt der Oberlienzner-Wald. In dieſem befand ſich vor nicht gar langer Zeit ein Bauer, der mit holzſchlagen beſchäftigt war. Es war Abend und ſchon ſehr dunkel, als er ſich auf dem Heimwege befand, da kam plötzlich die wilde Füa über eine Rieſe herunter, und nahe an ihm vorbei. Er ſah, wie zuletzt ein kleines Kind in Windeln nachkugelte. Der Bauer ſah dem Kinde wehmütig nach und ſagte laut vor ſich hin: „O Bitzele, Bätzele hintennoch.“ Kaum hatte er aber das geſagt, ſo ſtand ein Knäblein vor ihm in weißem Hemdchen, und ſagte: Ich danke dir, daß du mir einen Namen gegeben haſt, denn als ich geboren wurde, habe ich nur die Wachttaufe [1]) (Nothtaufe) empfangen, und man hat vergeſſen mir einen Namen zu geben, darum muſte ich mit der wilden Füa, ſo lange, bis ich einen Namen bekommen habe, und nun bin ich erlöſt.

Das Volk verbindet mit dem Namen Füa drei Begriffe. Erſtens bezeichnet es damit die auf einem Wagen fortzuſchaffende Laſt; zweitens ein muthwilliges oder auch böswilliges Geräuſch, ein Getöſe, einen zweckloſen Wirrwarr, ein buntes durcheinander, welches ſich durch nie ruhende Bewegungen und Laute bemerkbar macht; drittens gibt das Volk dieſen Namen auch einem Frauenzimmer, welches in einer Aufregung von Zorn und Rache wie wahnſinnig ſich gebärdet, mit zerrauften Haaren und zerriſſenen Kleidern herumläuft, jeden ſchilt, der ihm in den Weg kommt, und ſich nicht beſänftigen läßt.

Im eigentlichen Puſterthale ſagt man Fuire ſtatt Füa. [2])

---

[1]) Man ſagt dort: „das Kind iſt wachtgetauft.“

[2]) Über Fuer, das ich in der Schweiz im Sinne von Lärm, Unfug gehört habe, ſ. Schmeller, bair. Wörterb. 1, 556.

21.

Es mag bei fünfzig Jahre sein, da lebte zu Alland ein Schmied. Zu dem ist einmal im Winter um Mitternacht ein unbekannter Mann gekommen, hat am Fenster geklopft und gerufen, der Schmied möge aufstehen, er habe mit ihm etwas zu reden Der Schmied ist aufgestanden und hat gefragt, was er wolle? Da bat ihn der Mann, er möchte mehrere Hufeisen nehmen und mit ihm zum „Engelkreuz" [1]) gehen, und daselbst sein Roß beschlagen, weil es ihm fortwährend ausglitsche. Der Schmid wollte nicht recht einwilligen, machte Einwendungen und sagte, es sei halt so schwer, auf der Straße und ohne Feuer beschlagen, und noch dazu so weit weg. Weil aber der Mann so sehr bat, so gieng er endlich mit.

Wie sie zum „Engelkreuz" kommen, steht das Roß da. Jetzt hebt ihm der Schmied den Hinterfuß auf und paßt das Hufeisen an. Wie er aber den ersten Nagel hineinschlägt, so fängt das Roß zu reden an und sagt: „G'vätter nit so tiaf!" Über das hat sich der Schmied sehr entsetzt, und ist bald davongegangen. Der unbekannte Mann aber hat ihn noch zuvor reichlich belohnt. [2])

22.

Dem Prior zu Heil. Kreuz (Nied. Österr.) erzählte eine Frau folgendes:

Ich mache oft an Nachmittagen eine Spazierfahrt nach Alland. Da nehme ich eine Jause ein und kehre dann gegen

---

[1]) Das Engelkreuz ist ein steinernes Kreuz unweit Heil. Kreuz an der Straße nach Alland. Seinen Namen hat es daher, weil daneben ein ebenfalls steinernes Bild des heil. Schutzengels steht.

[2]) Auch der wandernde Wuotan kehrt Abends bei einem Schmiede ein und läßt sein Roß beschlagen. Vergl. Wolf's Beiträge 1, 28.

Abend wieder zurück nach Hause. Ich gehe bei dieser Gelegenheit mitunter eine Strecke zu Fuß, besonders beim Engelkreuz vorüber. Bei diesem Kreuze hörte ich schon öfter, wenn ich vorüber gieng, im Walde ein singen, dann wieder ein winseln, und darunter vernahm ich eine Stimme: „Ich bitte für den armen Sänger!" Als ich heute abends im Mondlichte wieder mit meinen beiden Kindern vorbei gieng, hörte ich dasselbe, und meine Kinder hörten es auch. Plötzlich vernahmen wir im Walde Pferdegetrappe, und ein Reiter kam zum vorschein. Derselbe war von hagerer Gestalt, hatte einen Mantel um und auf der Brust ein Kreuz, welches aber schon etwas verwischt war, wie ein vom Alter schon abgetragenes. Der Reiter blieb vor mir stehen und sagte: „Ich bitte für den armen Sänger!" Da fasste ich mir Muth und fragte: „Ja, was soll ich denn?" Er antwortete: „Beten für den Großmeister und die zwei Brüder!" Dann kehrte er sich um, ritt wieder waldeinwärts, und verschwand endlich im Walde.

23.

Der Schimmelreiter, der wilde Jäger und andere Geister werden häufig als kopflos gesehen oder sie tragen den Kopf unter dem Arme. Die Volksanschauung scheint sie so als verstorbene, seelenlose zu kennzeichnen. Wir haben folgende Mythen über diesen Zug mitzutheilen. [1])

a. Ein Bauer, der sein verbrecherisches Weib getötet und, wie er glaubte, dadurch die Hälfte ihres Fluches auf sich geladen hatte, begegnete bei Weitra in N. Ö. einem kleinen Männlein, welches in einen weißen Mantel gehüllt war und den Kopf unter dem Arm trug. Das Männchen, dem er sich anvertraut, räth ihm, er möge sich abends unter das Fenster ihres Buhlen stellen, dort werde er hören, wie er sich von der Sünde frei machen könne.

---

[1]) Vergl. Grimm Myth. 887. Vernaleken, Alpensagen S. 16. 58. 71. Zeitschrift f. Myth. u. Sittenk. IV. 2, 150.

b. An der Straße zwiſchen Biſenz und Ung. Hradiſch liegt das Dorf Piſek. Hier erzählen die Bewohner folgendes:

Vor langer Zeit lebte in dieſem Dorfe eine Familie, die ſich durch eigenen Fleiß ſo viel erſpart hatte, daß ſie ſich ein kleines Häuschen kaufen konnte. Der älteſte Sohn dieſer Famile gieng einſt in den nahe beim Dorfe gelegenen Wald, der auch an der Straße ſich hinzieht, und den Namen Kladichov führt. Er kam aber nicht mehr zurück, und alle Mühe, die man ſich gab, denſelben wieder zu finden, war vergebens. Bald nachdem der Sohn in Verluſt gerathen war, wurde alles zur Nachtzeit im Hauſe der Ältern beunruhigt. Bald wieherten die Pferde, die früher ſtets ruhig waren; bald hörte man ein Geräuſch am Dachboden des Hauſes, ja ſpäter vernahm man klopfen an der Thüre und an den Fenſtern, und in jeder folgenden Nacht war es im Hauſe der Ältern fürchterlicher als in allen früheren, bis daß ſie ſich zuletzt gezwungen ſahen ihre Wohnung zu verlaſſen und eine neue zu beziehen; aber auch in dieſer ergieng es ihnen nicht anders. Die Familie ſuchte auf alle Art auffindig zu machen was das wäre, aber niemand konnte etwas entdecken. In dieſer Zeit begab ſich nun folgendes:

Ein Soldat kam einſt ſpät in der Nacht zum genannten Walde und gieng an der Straße rüſtig fort dem nahen Dorfe Piſek zu. Als er gegen die Mitte des Waldes kam, hörte er jemanden nieſen, ohne eine Perſon zu ſehen. Er ſah ſich um, und da er niemanden bemerkte, ſprach er vor ſich hin: „Wenn ich auch niemanden ſehe, ſo will ich ihm doch die Hilfe Gottes wünſchen;“ er ſah ſich abermal um, und da er wieder niemanden bemerkte, ſagte er laut: „Helf' Gott.“ Aus dem Walde antwortete es: „Vergelt's Gott, du haſt dir und mir geholfen.“ Der Soldat erſchrack über dieſe Worte, faßte ſich aber gleich, und fragte weiter: Wer biſt du? Die Stimme antwortete: Ein ermordeter. Und was verlangſt du von mir, ſprach jener weiter. Warte ein wenig, erwiederte die Stimme. Der Soldat blieb ſtehen und ſah gegen den Wald hin. Bald

erblickte er einen Mann ohne Kopf, und als er ihn näher betrachtete, sah er, daß er den Kopf unter dem Arme trug. Als der Soldat diesen Mann auf sich zu kommen sah, sagte er ihm gleich: Was verlangt er? [1]) Der kopflose Mann gab ihm zur Antwort: Willst du mir eine Gefälligkeit erweisen? Darauf erwiederte der Soldat: Ja. Nun höre mich an, sprach jener weiter, geh in das Dorf Pisek, in das Haus, das dem Friedhofe gegenüber liegt, und sage dem Besitzer desselben, er solle seinen ermordeten Sohn aus dem Walde Kladichov holen und ihn am Friedhofe zu seinen Nebenmenschen begraben lassen; nach dem Mörder soll er sich nicht erkundigen, denn er wird der Rache nicht entgehen. Er nannte dem Soldaten noch den Ort, wo er liege und sprach dann zu ihm: Jetzt gehe mit Gott. Der Soldat gieng nun in das Dorf und in das ihm bezeichnete Haus, und richtete die Botschaft aus. Der Vater gieng sogleich am Morgen an den vom Soldaten bezeichneten Ort, und fand da seinen ermordeten Sohn. Er nahm ihn nach Hause und ließ ihn auf dem Friedhofe begraben. Von nun an hörte auch die nächtliche Unruhe auf.

c. In Auschwitz (westlich von Krakau) ist eine Ruine, unterhalb welcher ein Schätzesucher Geister gesehen hat, welche die Köpfe unter dem Arme hielten. An der Stelle soll früher ein Kloster gewesen sein. Einer hat eine Prozession aus dem Kloster gehn sehen; jeder hielt eine Fackel in der Hand. In der Mitte saß ein Mann auf einem Rosse und war ganz weiß angezogen; auf seinen Wink kehrte alles um und verschwand. Eines Tages sah man auch auf den Hauptmauern einen großen Mann herumreiten, er war ganz feurig und erleuchtete mit seinem Scheine die Straße.

d. In einem Hause zwischen Neustadt und Sebenstein ist der

---

[1]) Das Volk sagt, man müsse dergleichen ermordete immer nur in der dritten Person anreden.

verſtorbene Knecht geſehen worden, wie er mit dem Kopfe unter dem Arme gedroſchen hat.

In Solnitz (Böhmen) lebte ein Brauer, der ſehr hartherzig war, und beim niederreißen ſeiner Brauerei verunglückte. Seit der Zeit ſoll er umgehen. Alle ſieben Jahre erſcheint er mit dem Kopfe unter dem Arme auf einem Pferde reitend. Man ſieht ihn dann auf dem Waſſer, ganz feurig, ein eigentümliches Getöſe verurſachend.

24.

Im Troppauer Kreiſe liegt das Bergſtädtchen Benniſch. Daſelbſt ſoll vor langen Jahren ein Bürgermeiſter gelebt haben, welcher Kunz hieß. Er galt allgemein für einen Hechſenmeiſter, weil er als Reitpferd einen dreibeinigen Schimmel hatte. Er ritt oft in ſpäter Nacht von Hauſe weg, ohne daß man wuſte wohin, und früh morgens war er doch wieder zu Hauſe. Beſonders bezeigte er ſich gegen reiſende Fuhrleute gefällig, indem er ſtets bei der Hand war, wenn man ihn wünſchte. Wenn die Fuhrleute auf dem Grenzhügel zwiſchen Benniſch und Spachendorf auf der Straße ſtecken blieben, die ſtets äußerſt ſchlecht war, ſo brauchten die Fuhrleute bloß zu ſagen: Wenn nur Herr Kunz käme! — Augenblicklich kam er auf ſeinem dreibeinigen Schimmel daher geſprengt, und nahm ſeine Stellung vor den abgematteten Pferden, ohne daß man ſah, daß er den Schimmel vorſpannte, und fort gieng es dann über Stock und Stein, ſelbſt wenn der Wagen bis an die Achſe im Kothe geſteckt hatte. Oft half Herr Kunz auch den Holzführern über die „kalte Ecke," das iſt ein waldiger Berg, an deſſen Fuß die forellenreiche Oppa vorbei fließt; jedoch muſten ſie jederzeit ſagen: wenn nur Herr Kunz käme! denn wenn man bloß ſagte: wenn nur Kunz käme! ſo kam er gewis nicht, er wollte durchaus Herr Kunz genannt ſein, ſonſt trug er dazu bei, daß die Wagen noch mehr im Kothe verſanken. — Oft hat man ihn zur Nachtzeit ohne Kopf reiten ſehen, und allenthalben wich man ihm aus, wie einem

Geſpenſte. Nachdem er geraume Zeit auf dieſe Weiſe ſein Unweſen getrieben hatte, ſtarb er eines plötzlichen Todes. Als man ihn begraben wollte, führte der Weg über den Marktplatz, auf deſſen Mitte ein Gebäude ſich befand, was man die Fleiſchbänke nannte. An einer Seite des Gebäudes befanden ſich die Löſchgeräthe der Stadt, ſammt Feuerſpritze, auf der andern Seite war die Wachſtube der Hauptwache und oben auf dem Dachboden der ſtädtiſche Schüttboden. Als der Leichenzug vorüberging, unterlagen beinahe die Leichenträger unter der Laſt der Leiche. Plötzlich rief eine Stimme von Balken des Schüttbodens dem Leichenzug zu: Wen begrabet ihr denn hier? Herrn Kunz den Bürgermeiſter, war die Antwort. Wer weiß ob's wahr iſt, ſagte die Stimme von oben, ſeht einmal in den Sarg hinein.

Die Träger ſtellten die Bahre nieder und öffneten den Sarg, den ſie ſtatt einer Leiche mit Steinen gefüllt fanden. Plötzlich hörte man ein furchtbares Gelächter, und Herr Kunz wurde auf dem Balken auf ſeinem dreibeinigen Schimmel ſichtbar; er brauſte reitend über die Stiege herab, ſprengte durch den Bogengang der Fleiſchbänke in aller Eile, und verſchwand in dem dort befindlichen Brunnen, deſſen Waſſer nicht trinkbar iſt. Vom Herrn Kunz und ſeinem dreibeinigen Schimmel iſt ſeitdem nie wieder etwas geſehn worden.

25.

Vor ungefähr zweihundert Jahren hauſte im Schloſſe zu Butſchowitz im Auſterlitzer Bezirke ein Ritter aus dem Geſchlechte Schumbera, welcher die Bewohner des umliegenden Landes auf jede Weiſe bedrückte und brandſchatzte. Durch das vielfache Unglück, welches er verurſacht hatte, zog er ſich den Haß und den Fluch des ganzen Landes zu, ſo daß ihm viele ein böſes Ende vorherſagten. Eines Abends bemerkte der Amtmann des bei dem Schloſſe liegenden Dorfes ein ungewöhnliches lärmen und treiben in demſelben; um die Mitternachtsſtunde entlud ſich ein furchtbares Ungewitter, der Blitz ſchlug

in die obern Hallen des Schloſſes ein und einige Zuſchauer ſahen, wie der Ritter von Schumbera ohne Kopf auf einem feurigen Roſſe ſitzend einen Ritt durch die Luft („wahrſcheinlich in die Hölle") machte.

Seit jener Zeit ſteht das Schloß verödet; niemand wagt mehr des Nachts in den Hallen zu verweilen und noch jetzt wollen Landleute der umliegenden Ortſchaften den kopfloſen Ritter auf dem feurigem Roſſe um Mitternacht geſehen haben.

26.

Eine Stunde von dem Marktfleckchen Forbes im ſüdlichen Böhmen liegt ein Meierhof mit Namen Trocnov.

Die Bewohner der Umgegend erzählen ſich von einem kopfloſen Manne, der ſich in den Wäldern bei Trocnov aufhalte. Derſelbe hat ein großes Auge auf der Bruſt und iſt ganz weiß gekleidet. Er kommt nachts aus dem Walde in die Nähe der genannten Meierei, trägt einen Grenzſtein in den Händen und ruft mit entſetzlicher Stimme: „Wohin ſoll ich dieſen Stein ſetzen?" Erhält er auf ſeine Frage keine Antwort, ſo begibt er ſich wieder zurück in das Gehölz. Gibt man ihm aber zur Antwort: „Lege ihn dorthin, wo du ihn genommen haſt," ſo wird er dadurch gereizt, und läuft demſelben nach. Glücklicherweiſe hat er noch niemanden ertappt, obgleich die Knechte ihn oft zum beſten halten.

An einem Abende gieng der Schaffner dieſes Meierhofes mit allen ſeinen Knechten und Dreſchern aus, um in dem nahen Bache bei Licht Krebſe zu fangen. Als nun alle beſchäftigt waren, da fieng ihr Hund an zu winſeln, und kroch dem Schaffner zu Füßen. Dieſer ſtand auf und erblickte zu ſeinem Schrecken zehn Schritte vor ihnen den kopfloſen, der ihrem Geſchäfte ſtillſchweigend zuſchaute. Ganz erſchrocken durch den Ruf „kopfloſer" ſprangen alle aus dem Bache, ließen ihren Fang zurück, und ſuchten dieſem unheilvollen Gaſte zu entkommen.

Als einſt drei Männer von Forbes von einem Beſuche aus Lagau zurückkehrten, verſpäteten ſie ſich. Sie kamen um

Mitternacht in die Wälder bei Trocnov, und als sie durch ein Dickicht giengen, hörten sie ein Geräusch in ihrer Nähe. Sie verhielten sich jedoch ruhig und lauschten ängstlich. Da sahen sie wie der kopflose aus dem einen in das andere Dickicht über den Weg schnellte. Doch setzten sie ihren Weg fort, und einer fragte den andern, ob er auch den kopflosen gesehen habe.

27.

Unfern dem Badeorte Pyrawart im V. U. M. B. liegt das Örtchen Gaunersdorf. In demselben soll ein Mönchskloster bestanden haben, das später von den Kuruzzen und ungerischen „Malcontenten" (17. Jahrh.) zerstört wurde, wobei sämmtliche Mönche „um einen Kopf kürzer" gemacht wurden. Die frommen Männer aber konnten selbst nach dem Tode nicht von der Stätte lassen, auf der sie einst alles irdische Leid in erbaulicher Betrachtung vergessen hatten. In den Rauhnächten will man sie um Mitternacht in feierlichem Zuge zur Stelle wandeln sehen, wo die Trümmer ihres Klosters lagen. Jeder von ihnen trug dabei seinen Kopf, der ihm von dem Feinde war abgeschlagen worden, unter dem Arme. Beobachtet werden wollten sie nicht; ja sogar einem Ziegenbocke, der ihnen einmal unversehens in den Weg lief, soll der Kopf nach hinten gedreht worden sein. [1])

28.

Zwischen den mährischen Städten Leipnik und Bodenstadt liegt ein Feld, welches den Namen „Smolná" führt. Auf diesem Felde wächst weder ein Baum, noch irgend eine Pflanze, sondern es ist bloß felsig und mit nichts als Mos bedeckt. Die Slaven erzählen davon folgendes:

---

[1]) Vergl. „D'Mana'r ohni Köpf" in J. G. Seidls nieder-österreichischen Gedichten. Wien, 1844. S. 256—263, welches „g'spaßigi G'schicht'l" auf dieser Sage beruht. (Mittheilung von J. G. Seidl.)

Jedem Beamten, der die Leute ſtreng behandelte, wurde von den Bauern heimlich gedroht: „der wird auf Smolná geführt.“ Die Bauern glaubten nämlich, wenn er ſtürbe, ſo verſchwinde ſein Leichnam, und der Kopf werde vorher mit einem Grabſcheite abgehauen. Ein ſlaviſcher Bewohner erzählte folgendes:

Ich gieng die Straße von Bodenſtadt gegen Leipnik und da muſte ich den Weg über's Feld Smolná einſchlagen. Es war bereits Nacht geworden, und da ich in der Gegend unbekannt war, ſo ſah ich mich genöthigt auf dieſem Felde zu übernachten. Ich ſchlief ein, an ein kleines Polſter von Mos gelehnt, und lag ſo bis zur 11. Stunde Nachts. Da öffneten ſich plötzlich die Hügel, und aus ihnen giengen ſchön gekleidete Männer, alle ohne Kopf, heraus und ſpazierten einige Zeit umher. Darauf kamen ihre Köpfe zum Vorſchein und mit dieſen ſchoben ſie Kegel. [1]) Plötzlich aber verſchwand alles, denn es ſchlug die 12. Stunde.

Am frühen Morgen eilte ich gegen die nahe liegende Stadt Bodenſtadt zu, und erzählte es allen in der Herberge. Dieſen gefiel es und zwei faſſten den Entſchluß, dieſe wunderbare Erſcheinung auch einmal zu ſehen. — Sie giengen hinaus, legten ſich auf's Mos, und erwarteten die 11. Stunde. Und als dieſe erſchien, kamen plötzlich ſchöne Wagen, jeder mit 4 Pferden beſpannt, die jedoch mit dem Kopfe gegen den Wagen und mit dem Schweife nach vorwärts gekehrt waren. Alle fahrenden waren ohne Kopf, und zur 12. Stunde entſtand ein furchbarer Sturm, und alles verlor ſich allmählich.

Ein luſtiger Geſelle wollte ſo etwas abenteuerliches auch einmal anſehen. Er gieng gegen Abend auf dieſes Feld, und nahm Brot, Fleiſch und Wein mit. Als er auf dem Felde ankam, ſetzte er ſich nieder, aß und trank; darauf ſchlief er

---

[1]) Anderwärts erzählt das Volk vom Kegelſpiel der Helden, Hünen, des Teufels. Vergl. Kuhn nordd. Sag. Nr. 59 u. S. 476; Gr. Myth. 905.

ein. Zur 11. Stunde erſchienen die verklärten Männer und wiederholten ihr Spiel. Er betrachtete alles, näherte ſich ihnen und bot ihnen ſogar etwas von ſeiner Speiſe und von ſeinem Tranke an. Jedoch um zwölf Uhr muſten ſie verſchwinden. Am Morgen erwachte er, und war verwundert, als er ſah, daß er nichts bei ſich hatte, weder etwas von der Speiſe noch irgend ein Weingefäß. Darüber ſchauderte er und verließ eiligſt dieſes Feld. Niemanden konnte er etwas von dem geſehenen erzählen, und als man ihn fragte, gab er zur Antwort: „Ich wurde von den Geiſtern betäubt, und ſie nahmen alles, was ich bei mir hatte.“

Die Deutſchen erzählen dagegen:

Auf dem Wege von Leipnik nach Bodenſtadt (auf der rechten Seite) iſt ein Flachsbrechhaus, in welchem viele Dienſtmägde wohnen. Gewöhnlich muſte eine von ihnen in der Nacht trocknen, um in der Frühe den andern Arbeit zu ſchicken; die andern begaben ſich zur Ruhe bis die Stunde kam, wo ſie arbeiten muſten. Gegen die 11. Stunde hörte die wachende plötzlich das Geraſſel eines Wagens. Ein Schauder überfiel ſie, da in dieſer Gegend nie ein Wagen fuhr, weil ringsumher Felder ſind. Die Neugierde brachte ſie zum Fenſter, um den vor dieſem Flachsbrechhauſe ſtehenden Wagen zu ſehen. In dem Wagen ſaß ein ihr bekannter Jude, ſammt einem ſchönen jungen Mädchen, das ihr auch bekannt war. Beide hatten abgeſchnittene Köpfe, die nach rückwärts gebogen waren, und herabhingen. Der Knecht hatte eine ſchöne, ſehr alte Kleidung. Als ſie vor dem Brechhauſe ankamen, ſprang der Knecht herab und gab den Pferden etwas Heu. Die arme Wächterin ward aber von ſolcher Angſt ergriffen, daß ſie nicht im Stande war ſich zu bewegen. Gerne hätte ſie ihre Gehilfinnen gerufen, aber ſie hatte keinen Muth dazu. Sie fieng endlich ſo laut an zu ſchreien, daß alle herbei kamen. Darauf verfiel ſie in eine ſchwere Krankheit. Am frühen Morgen ſahen die Flachsbrecherinnen an jener Stelle, wo der Wagen geſtanden war, Heu, und dadurch ward alles geſchehene bekräftigt. Zur Mittags-

zeit war es schon in Bodenstadt bekannt, und man erinnerte sich, daß ein Jude sich erhängt hatte, und das mit ihm fahrende Mädchen aber durch einen unbekannten Mörder getötet war.

29.

In Mühldorf, einem Dorfe an der böhmisch-mährischen Gränze, ist ein altes verfallenes Schloß, von dem man sich folgendes erzählt.

Vor vielen Jahren bewohnte es ein alter ungerechter Gutsherr. Nach seinem Tode sagte man, der Schloßherr gehe er mit bösen Geistern darin um.

Einst kam der Wächter eines benachbarten Dorfes nach Mühldorf, und da er sehr ermüdet war, so begehrte er eine Schlafstelle. Man gab ihm eine, und da er sich nach verschiedenem erkundigte, so erzählte man ihm auch, daß der Schloßherr mit anderen bösen Geistern in seinem Schlosse umgehe. Dummes Zeug, sagte er, tragt mir Wein und Brot und ein Spiel Karten dazu hinüber, und ich werde mich prächtig drüben unterhalten. Das geschah. Er setzte sich in eines der Zimmer, aß und trank und spielte mit sich Karten. Kaum hatte es 12 Uhr geschlagen, so hörte er an der Thüre klopfen. Ah, sagte er, ich glaube gar ich bekomme einen Gesellschafter. Herein! Die Thüre blieb zu. Es klopfte zum zweiten male, er sagte abermals herein, die Thüre blieb jedoch zu. Da es nun abermals klopfte, so gieng er zur Thüre, öffnete dieselbe und es traten mehrere weiß gekleidete Männer herein. Diese lud er zum Spiele ein, und nach langer Weigerung ließen sie sich herbei. Sie zogen ihre langen Nägel von den Fingern und sagten: Wir zahlen mit Nägeln und du gibst uns für zehn Nägel einen Kreuzer. Sonderbares Spiel, sagte der Wächter, was hab ich denn von euern Nägeln? — Auch recht, sagte er endlich, wenigstens spielen wir doch um etwas. Nun setzten sich die zehn Geister zum Tische und spielten mit dem Wächter.

Das erſte Spiel gewann der Wächter, und erhielt zwanzig Nägel, die er in ſeine Taſche ſteckte, während er die verlierenden auslachte. Das zweite Spiel gewann der Wächter ebenfalls und er erhielt ſechzig Nägel. Bravo, ſagte er, das geht gut. Es kam das dritte Spiel, welches der Wächter ebenfalls gewann und wofür er zwanzig Nägel erhielt. Nun konnten die Geiſter nicht mehr ſpielen, weil ſie keine Nägel mehr hatten. Das geht nicht, ſagte der Wächter, ihr habt noch Nägel an den Füßen, auch die müſſen herunter. Der Wächter gewann abermals alle Nägel auf einmal, und lachte ſie aus. Nun erhoben ſich die Geiſter, und begehrten einſtimmig ihre Nägel zurück. Wartet ein wenig, ſagte der Wächter, ihr hättet mir auch nicht das Geld zurückgegeben, wenn ich verſpielt hätte. Gewonnen iſt gewonnen.

Die Geiſter deuteten dem Wächter, er ſolle zur Thür hinaus. Er jedoch ſagte: Wozu denn, gehet voran, ich will ſehen wo ihr hingeht und will euch folgen. Die Geiſter kamen in einen Gang, von dieſem zu einer Treppe, die nach abwärts gieng, und ſtanden endlich vor einer Thür. Dieſe wurde von einem, der einen Bund Schlüſſel anhängen hatte, aufgeſperrt, und ſie traten ein. Der Wächter folgte ihnen nach.

In der Mitte des Kellers ſtand ein Amboß, und neben demſelben lehnte ein großer, ſchwerer Hammer. Nun brachte derjenige, der den Schlüſſelbund anhängen hatte, eine lange eiſerne Stange, legte ſie auf den Amboß, und wies den Wächter an, die Stange zu ſchmieden. Der Wächter ſagte: Schmiede nur du fleißig, und ich werde indeſſen ſchlafen gehn. Sie baten ihn abermals, er ſolle nur drei Schläge auf den Amboß führen, er aber ſagte: auf den Amboß nicht, aber auf euch. Da er durchaus nicht ſchmieden wollte, ſo ergriff endlich der, welcher den Schlüſſelbund hatte, den Hammer. Beim erſten Schlage fielen die neun umſtehenden Geiſter zu Boden und waren tot, beim zweiten warf der ſchlagende den Schlüſſelbund dem Wächter zu, und nach dem dritten entfiel ihm der Hammer, und er ſank tot zu Boden, und der Wäch-

ter, der die Geister erlöset hatte, saß plötzlich in seinem Zimmer, bei dem übrig gebliebenen Wein und Brot.

Als es Morgen geworden war, begab sich der Wächter zum Schloßthor hinaus und übergab den Leuten den Schlüsselbund, und erzählte ihnen, was er die Nacht hindurch erlebt hatte.

Man belohnte ihn und machte ihn zum Ortswächter in Mühldorf. Die aufgefundenen Leichen ließ man beerdigen, und erkannte in ihnen den Schloßherrn und seine Freunde, die ebenfalls geizig gewesen waren. [1])

30.

In der Nähe von Wagstadt (Österr. Schlesien) steht eine Waldmühle, welche vom Wasser getrieben wird. Vor langen Jahren kam täglich um Mitternacht ein Männchen in die Mühle; es hatte einen langen braunen Bart, die Nase und die Ohren der Quere nach, den Mund und die Augen der Länge nach; es trug eine braune Kutte und eine rothe Mütze. Wenn man ihm eine Freude machen wollte, so spielte man Karten. Beim spielen sah er den andern zu, legte seinen Bart auf die Tischplatte und sprach nicht ein Wort. Als einmal ein Wanderer dort übernachtete, kam das Männchen wie gewöhnlich und sah den Kartenspielern zu. Der Fremde erschrack über die seltsame Gestalt so, daß er nach wenigen Tagen starb.

In der Nähe war ein Teich, der sehr fischreich ist. Eine Frau kam eines Abends vorbei und sah einen Fisch am Ufer liegen. Da er sich gerade in das Wasser wälzen wollte, sprang sie schnell hinzu, nahm ihn in die Butte und gieng vergnügt weiter. Er nahm immer mehr an Gewicht zu, so daß sie ihn nach einiger Zeit nicht mehr tragen konnte. Sie setzte die Butte

---

[1]) Das Kartenspiel ist Spiel des Teufels (Mercur-Wuotans Gr. M. 136). Vergl. Kuhn, nordd. Sag. Nr. 63. 152.

auf den Boden, und in dem Augenblicke ſprang das kleine Männchen heraus, klatſchte in die Hände und ſchrie: Jetzt habe ich doch einmal ein Weib geprellt. [1])

31.

Im Dorfe Lipnik (bei Biala) lebte ein Fiſcher, der eines Tages im Bialka-Fluſſe fiſchte; da begegnete ihm ein ſtarker Mann, der ihn fragte, wo er hingehe. Der Fiſcher antwortete ihm, er gehe fiſchen; darauf wandte ſich der große Mann um, und verlor ſich bald aus ſeinen Augen. Der Fiſcher gieng nun bis zum Fluſſe, fieng viele Fiſche, und begab ſich dann fröhlich nach Hauſe. Jener rieſige Mann, der früher dem Fiſcher begegnet war, hatte ſich aber in einen Fiſch verwandelt und ſich von dem Fiſcher fangen laſſen. Als dieſer nun mit ſeinem Fange nach Hauſe kam, und die Fiſche auf die Bank legte, hauchte der in einen Fiſch verwandelte Mann einen ſchädlichen Dunſt aus, verwandelte ſich hierauf in einen Vogel und flog davon. Der Dunſt, den der Fiſch ausgeathmet hatte, bewirkte, daß der Fiſcher und deſſen Familie gefährlich krank wurden. Eine Tochter des Fiſchers war jedoch während dieſer Zeit abweſend. Als ſie nun ſpäter nach Hauſe kam, wunderte ſie ſich nicht wenig, Vater, Mutter und Geſchwiſter krank zu ſehen. Sie fragte nach der Urſache ihrer Krankheit, allein bevor ſie eine Antwort erhielt, wurde ihr unwohl, und um ſich zu erholen, gieng ſie hinaus auf das Feld und holte Futter für das Vieh. Nachmittags trieb ſie dann das Vieh auf die Weide. Während ſie nun ſo einſam auf dem Felde war, dachte ſie an das Unglück ihrer Eltern und Geſchwiſter und muſte bitterlich weinen. Da kam ein Männlein zu ihr und fragte ſie theilnehmend was ihr fehle.

---

[1]) Vergl. Kuhn norddeutſche Sagen Nr. 35 u. S. 472. Die häßliche Geſtalt und das Wohlgefallen am Kartenſpiel weiſen auf den Teufel, mit welchem der in einen Fiſch verwandelte Loki oft zuſammenfällt. Vergl. Müllenhoff, holſt. Sag. Einleit. S. 49. Vergl. die folg. Sage.

Sie erzählte ihm daß ihre Eltern und Geſchwiſter krank ſeien. Das Männlein tröſtete ſie und verſprach ihre Eltern geſund und glücklich zu machen; ferner ſagte das Männlein, ſie ſolle ſich auf das nahe Gebirg Klimczak begeben, dort werde ſie eine Höhle bemerken, in die ſie hineingehen ſolle, er werde einſtweilen das Vieh weiden. Anfangs wollte das Mädchen nicht gehen, endlich ließ ſie ſich bewegen und gieng auf das ihr angewieſene Gebirg und fand die Höhle. Hier begegnete ihr ein Greis, der ihr eine brennende Lampe reichte. Mit dieſer betrat das Mädchen die dunkle Höhle. Nachdem ſie mehrere Gänge durchwandelt hatte, kam ſie zu einer verſchloſſenen Thüre. Rathlos ſtand ſie nun da; ſie wandte ſich um und erblickte eine Ente, die einen Schlüſſel im Schnabel hielt. Raſch nahm das Mädchen den Schlüſſel und ſperrte damit die Thüre auf, dann betrat ſie einen finſtern Gang; kaum hatte ſie aber einige Schritte vorwärts gethan, ſo ſchloß ſich krachend die Thür hinter ihr zu und ein Luftzug löſchte ihr das Licht aus. Das Mädchen erſchrack heftig, ſetzte ſich nieder und weinte. Während ſie ſchluchzte, entfuhr ihr ein Pfiff. Alsbald erſchien ein Berggeiſt, und fragte ſie was ſie verlange. Sie bat ihn um ein Licht; der Berggeiſt verſchwand und brachte bald eine brennende Lampe, die er ihr überreichte mit der Ermahnung, die Lampe nicht zu hoch zu halten, ſonſt könnte der Berg ſich entzünden, und dadurch ein großes Unglück entſtehen.

Getröſtet gieng das Mädchen nun weiter, und kam, nachdem ſie mehrere Gänge durchwandelt hatte, wieder vor eine verſchloſſene Thüre. Bei dieſer ſtand ein großer, ſtarker Mann, der ſeinen Kopf unter dem Arme trug. Als das Mädchen dieſen Mann erblickte, erſchrack ſie heftig. Der Mann fragte was ſie hier wolle, und ſie antwortete, daß ihr ein Männlein befohlen habe, hieher zu gehen, und daß ſie aus dem Schnabel einer Ente einen Schlüſſel genommen habe. Nachdem der rieſige Mann dieſen Schlüſſel geſehen hatte, öffnete er die Thür und ließ das Mädchen in einen großen Saal eintreten. Kaum war

ſie jedoch darin, ſo ſchloß ſich hinter ihr die Thüre, wie vordem, und ein Luftzug löſchte ihr Licht. Das Mädchen brach wieder in Thränen aus. Zufälliger Weiſe rieb ſie jedoch ein wenig an der vom Berggeiſte erhaltenen Lampe, und nun verſammelten ſich die Berggeiſter ſcharenweiſe um ſie herum und fragten was ſie verlange. Sie bat um ein Licht und alsbald wurde es hell. Nun ſah das Mädchen, daß ſie ſich in einem prachtvollen Saale befand, in dem Schätze über Schätze angehäuft waren. Das Mädchen bat die Berggeiſter um eine Gabe, und dieſe ſtellten ihr drei Kiſten vor, damit ſie ſich eine von denſelben ausſuche. Voll Beſcheidenheit wählte ſie ſich die unanſehnlichſte Kiſte von den dreien und begab ſich mit derſelben nach Hauſe. Ungehindert gelangte ſie durch die erſte und durch die zweite Thüre. Bei der letzteren gab ſie dem Berggeiſte jene Lampe zurück, die ſie früher von ihm erhalten hatte.

Endlich kam das Mädchen wieder zur Herde zurück, welche das Männlein noch weidete. Jetzt öffnete ſie die Kiſte und fand die gröſten Schätze darin. In der Mitte lagen Kräuter. Das Männlein ſagte ihr, daß ſie dieſe kochen, und den erhaltenen Thee den kranken Eltern und Geſchwiſtern zu trinken geben ſolle. Das Mädchen bedankte ſich bei dem Männlein und trieb eilends das Vieh nach Hauſe, wo ſie von den Eltern mit Sehnſucht erwartet wurde. Sie kochte nun die Kräuter und gab den Thee den Kranken zu trinken. Die Eltern genaſen und das Mädchen erzählte ihnen ſpäter, wie ſie zu den Kräutern und den Schätzen gekommen ſei. [1])

32.

Mit den letzten Stücken ſind wir über den Mythenkreis Wuotans ſchon hinausgegangen. Noch einige kleinere Überlieferungen haben wir nachzutragen.

---

[1]) Die Sage iſt mir von einem Polen aus Weſtgalizien (Biala) ſo erzählt worden; ſie ſcheint aber lückenhaft zu ſein.

„Der heilige Martin kommt auf dem weißen Schimmel geritten," ſagen die Leute (in Nied. Öſterreich), weil es um Martini gewöhnlich zu ſchneien anfängt.

In Freudenthal (öſterr. Schleſien) kommt am Vorabende Martini (10. November) der h. Martin auf einem weißen Schimmel geritten und bringt den Kindern (auch wohl erwachſenen) allerlei Geſchenke, unter denen ein Martinshörndl (Kipfl) nicht fehlen darf.

Dagegen im Iſlthale, Bez. Lienz (Tirol), drohet man den ungehorſamen Kindern mit dem „Wauwe," der ſie in ein finſteres Loch in den Wald mitnehmen werde; den braven aber werde „Nikolo aus dem Paradeis" ſchöne Sachen bringen. Dieſer Nikolo bringt dann am 5. Dezember eine entſetzliche Geſtalt mit, welcher der leibhaftige „Tunda" iſt. Dieſer böſe wird dort auch „Klaubauf" genannt, im Oberpuſterthale „Täter," im Oberinnthale „Putz."

Zur Weihnachtzeit reitet der Sonnwendfeuermann von einem Markſtein der Freiheit des Dorfes (Göpfritz in der Wild, Nied. Öſterr.) bis zum andern. Der „Sunawendfeuermon" reitet auf dem „golda Rössl," und die Kinder glauben, daß er ſeine Gaben auf's Fenſtergeſimſe lege. Auch erwachſenen, die an das golda Rössl [1]) glauben, bringt er „a Feirtagwond und an Zwieguld'n."

33.

Die Erinnerung an heidniſches hat ſich in Kinderliedern ſehr lange erhalten. Aus Nieder Öſterreich theile ich folgende mit.

Während das Kind auf dem Knie geſchaukelt wird, ſingt man:

---

[1]) Vergl. oben S. 28 und 29.

Hot, hot, hot, Schimmerlmân!
's Katzerl hât Stiefeln ân;
Jâgerl, geh du voran,
daß 's Katzerl nit beiß'n kân. (Um Wien.)

oder:

Hot, hot, hot, Hoferlmân?
die Baurn hâm Stiefeln ân,
reiten auf Bâßer
um a ſchön's Wâßer;
dâ reit'n die Herrn,
dâ reit'n die Frau'n
dâ reit'n die Bürger,
dâ reit'n die Baurn. (Münchendorf.

34.

Abzählreime:

Wiſt'l, Waſt'l, Leinwetkaſt'l,
auf der golden Wieſ'n
ſteht a goldes Pferd;
Brântwein, Zucker drein,
wâs die Kua am Löff'l ſch . . ßt,
des g'hört dein! (Trumau.)

Annichi, bannichi, ſchlâg mi' nit,
Kraut und Ruabm mâg i' nit,
Kloani Fiſcherl aß i' gern,
Kân 's nit hâm va meinen Herrn.

D' Herrn gengen in Gârt'n,
ſpil'n ſi' mit di Kârten;
Kimmt der Gigas Gâgas Mân,
nimmt in (den) Schimm'l und reit't davon.
(Heil. Kreuz.)

Das lautet in Röhrawieſen in Nied. Öſterr. nächſt Horn:

Anichi banichi ſchlåg mi neid,
Kraut und Ruibn, des måg i neid,
Klani Fiſchl'n aß i gern,
Trau mi neid vur meine Herrn.

D' Herrnleit ſizand in Gårten,
Dan auf Fiſchl'n wårten,
Kumt da Gigas Gågas Mån,
Fåhrt mit Roß und Wågn davon,

Die Wandelbarkeit des Volksliedes zeigt ſich auch hier: In der Gegend von Stockerau ſingen die Kinder beim ſpielen:

Angerl, bangerl, ſchlåg mi net,
Kraut und Ruabn das måg i net,
Kloane Fiſcherl aß' i gearn
Kann's net håm vo' meini Herrn. —
Kikrihan, Kikrihan,
ſitz auf's Roß und reit davon,
geh du ålta Gågasma',
haſt a zriſſens Hemad a',
geh, du biſt drauſt.

III. Wuotan und der Tod.

Über die Gestalt des Todes und den Todtenritt.

1.

Die antike Kunst stellte den Tod mit dem Schlafe zusammen, und dieses schöne Bild des Brüderpaares hat bekanntlich Lessing in seiner Abhandlung erörtert: „Wie die Alten den Tod gebildet“ (Berl. 1769. In Lachm. Ausg. 8 Bd.) Auf Grabesdenkmälern ist er abgebildet als schöner Jüngling oder Knabe, geflügelt oder ungeflügelt, gewöhnlich schlummernd, mit noch lodernder aber gesenkter oder mit umgestürzter und ausgelöschter Fackel — „nullique ea tristis imago!“ Die Römer, welche nicht den Schönheitssinn der Griechen hatten, entwarfen schon ein schreckhafteres Bild; ihre Gerippe, die auf manchen alten Denkmälern vorkommen, stellen nicht eigentlich den Tod vor, sondern sind lavae (Less. 67). Ihnen folgend stellt auch die bildende Kunst des Mittelalters den Tod als Gerippe dar (Grimm Myth. 809), wenn er nicht bloß sinnbildlich angedeutet wird durch einen Schädel oder einen Apfel oder durch einen Delfin als hilfreichen Führer in's Reich der Toten.

Es muste die Poesie und der Volkshumor seit dem 14. Jahrhundert zu Hilfe kommen, um die grauenhaften Vorstellungen zu mildern, und dieß finden wir auf den Bildern des bekannten Todtentanzes.

Das Christentum konnte keine Veranlassung geben zu einem schreckhaften Bilde. Christus selbst nennt den Tod einen Schlaf, Johann 11, 11: Lazarus unser Freund schläft (κεκοίμηται) und V. 14 fügt er erklärend hinzu: L. ist gestorben; ferner Luk. 8, 52 und Matth. 27, 52. Diese Stellen scheinen die christlichen Künstler, welche die römischen Bilder nachahmten, übersehen zu haben.

Dem Altertum war der Tod kein tötendes Wesen, bloß ein in die Unterwelt abholendes, geleitendes; der Tod trat als Bote einer Gottheit auf (Gr. M. 799). Seit der Teufel [1]) in den Besitz der Hölle gesetzt war, trat er neben den Tod. Der christlichen Ansicht gemäß empfiengen Engel die Seelen der frommen, Teufel die der gottlosen (Gr. M. 814).

Nach der ältern Vorstellung der Deutschen war Hel die Todesgöttin, welche die Toten in ihrer Behausung empfängt. Sterben war den deutschen Heiden wie den Christen: zu Gott fahren. Als Boten Odins traten zuerst die halbgöttlichen Walkyrien auf, um die im Kampfe gefallenen zu empfangen. Das halbgöttliche Wesen des heidnischen Todes ist dem der Elbe, Hausgeister und Genien nicht unverwandt (Gr. M. 814).

Im Volksglauben des deutschen Mittelalters finden wir den Tod als männliches Wesen, wie bei den Griechen. An die Idee der Botschaft und des haufenweise wanderns knüpften sich damals, als Spielleute Boten zu sein pflegten, heitere Vorstellungen, und daher entstunden die berühmten Bilder des Basler Todtentanzes. [2]) Auf dem ältesten Bilde (in Kleinbasel 1312) ist der Tod kein Gerippe, sondern fleischig aber hager [3]) (s. W. Wackernagel in Haupts Zeitschr. für deut. Altertum, IX. Bd. 1853, S. 363 u. a.) Auf einem Holzschnitte der

---

[1]) Das Wort ist ursprünglich weder deutsch noch römisch, im griechischen hieß ein Verleumder διάβολος.

[2]) Die Litteratur bei Goedeke, Grundriß S. 381.

[3]) Nach einem tiroler Märchen (Zingerle 2,43) ist der Tod „dürr." und zwar deshalb, weil er 7 Jahre lang am Ofen gedörrt ist. Vergl. oben Nr. 22.

Koburger Bibel (gedr. 1483), zur Verbildlichung der Offenbarung 6, 8: „Und ich ſah ein fahl (bleiches) Pferd, und der darauf ſaß, des Name hieß Tod," ſitzt der Tod auf einem einherſprengenden Pferde; er hat die Figur eines nackten Mannes, durchaus nicht eines Gerippes; nur die Bruſtrippen treten ſtärker hervor, die Augen ſind kleine Höhlen ohne Brauen, der Kopf iſt faſt ganz kahl; in der rechten Hand trägt er eine Senſe, in der linken ein Schwert, das an der linken Seite des Roſſes ſchräg herabhängt. Die Idee der Todtentänze, bei welchen der Tod auch als Geiger vorkommt, ſcheint dem 14. und 15. Jahrhundert anzugehören. Nach der Vorſtellung des Mittelalters war das ſterben ein Tanz, zu welchem der Tod den Menſchen aufſpielt. [1]) Wie der Volkshumor ſich an den Teufel wagt, ſo auch an den Tod, der mit dem Teufel ſo häufig zuſammengeſtellt wird.

Auch der Teufel erſcheint in der Volksſage als tanzend (Rochholz, Aarg. Sag. 2, 285). „Tod und Teufel" ward eine allitterierende Redensart; Tanz und Teufel gehen nach den Mönchspredigten immer zuſammen. Keiſersberg ſagt in ſeinen Predigten über das Narrenſchiff (1520 S. 128) ſogar: „der tantz gat auch in circkelmaß, das ein Figur des teufels iſt." (Vgl. auch Seb. Frank Sprichw. 1541 S. 65.)

In einem Volksliede aus dem Weſterwald (Kretſchmer II. Nr. 47) muß es auffallen, daß der Geiger, der in der Walpurgisnacht ſchönen Frauen aufſpielt, einen Buckel hat. Die Frauen begehren, daß der Fiedler einen feinen Tanz geige, denn ſie feiern die Walpurgisnacht.

Der Geiger ſtrich einen fröhlichen Tanz.
Die Frauen tanzten den Roſenkranz,
und die erſte ſprach: „mein lieber Sohn,
du geigteſt ſo friſch, hab nun deinen Lohn."

[1]) Auch nach der myſtiſchen Auffaſſung lockt Chriſtus als geigender Spielmann die liebende Seele zum Tanze.

Sie griff ihm behend unter's Wamms sofort
und nahm ihm den Höcker vom Rücken fort:
„So gehe nun hin, mein schlanker Gesell,
dich nimmt nun jedwede Jungfrau zur Stell."

Dasselbe geschieht in einer Aachner Volkssage bei J. Müller (Aachener Sag. und Lg. 1858 S. 122), wo in der Quartembernacht dem Fiedler zum Lohne der Höcker weggenommen wird.

Das Hechsenelement und das elbische berühren sich, und der Teufel erscheint hier als ein „krummer Wicht" (Grimm Myth. 409, 410), wie er denn überhaupt in allerlei Gestalten erscheint. [1]) Im Geschlecht der Wichte und Elbe, das manche teuflische Züge hat (Gr. M. 966), gibt es viel ungestaltes; alle schwarzen Elbe sind häßlich und mißgestalt (Gr. Myth. 418); Zwerge haben oft Höcker und unförmliche Füße.

2.

Wir haben diese Andeutungen vorausgeschickt, um auf eine Gestalt des Todes aufmerksam zu machen, die meines Wissens noch nicht bekannt ist. Wir bringen einige Lieder, in denen der Tod als *bucklichtes Männlein* erscheint. [2])

Der Tod als zusammengeschrumpfte Leiche, mit stark hervortretenden Knochen kommt erst seit dem 16. Jahrhundert vor; älter ist die Vorstellung desselben als Schnitter mit einer Sense, wie er auch im folgenden Liede erscheint. Die launige Auffassung und Personifikation des Todes hat sich aus den früheren Jahrhunderten bis auf die Gegenwart erhalten, und es kann darum nicht befremden, daß in unsern Liedern der Todtenmann etwas neckisches hat, der wie ein Kobold die

---

[1]) Wir machen hier aufmerksam auf die Erläuterung des Sprichwortes „das wirt geschehen, wenn der Teufel von Ach kompt" bei Agricola (Ausg. 1529, Nr. 301.)

[2]) Sie sind verbreitet unter dem Volke in Röhrawiesen, Fugnitz, Jedlersdorf, nördlich von Horn im V. O. M. B. Nied. Österr.

Menſchenkinder überall verfolgt, und daß er hier in häßlicher Geſtalt erſcheint mit Buckel und großer Naſe, nach der mündlichen Ausſage auch mit langem Barte. Jenem magern Knochenmann hat der Volkshumor einen Buckel beigelegt. Durch dieſes komiſche auftreten iſt die ſonſt grauenhafte Geſtalt des Todes gemildert. Wie die Griechen den gefürchteten Erinyen den Namen Eumeniden, d. h. wohlwollende gaben, ſo hat auch unſer Volk den Tod ſich zutraulicher gemacht; denn es nennt ihn ſogar „Gevatter Tod" (ſ. Grimms Märchen 1843 Nr. 44), den es „dürrbeinig" erſcheinen läßt und mit „eiskalter" Hand. In Harrys S. Niederſachſens 1 Nr. 3 erſcheint der Tod als langer, hagerer Mann, mit blaſſem eingefallenem Geſicht, einen langen grauen Rock und in der Hand ein ſpaniſch Rohr mit einem Todtenkopfe als Knopf tragend. Bei dem bekannten Volksbrauche „das Todaustragen," wo er ein Symbol des Winters iſt, wird eine Puppe [1]) aus Lumpen gemacht, oder ein Strohmann wird auf eine Stange geſteckt.

Nach Panzer (bair. Sag. 2, 73) iſt es ein Jahr eine männliche, das andere Jahr eine weibliche Figur. Dieſe wird dann entweder in's Waſſer geworfen oder verbrannt. Daß bei dem alten Kampfe des Sommers mit dem Winter auch der Tod Gegenſtand des Volksſpieles war, beweiſet u. a. auch das unter dem Namen Königslied aus Siebenbürgen mitgetheilte dramatiſche Spiel. (Aus Siebenb. Vorzeit, Hermannſtadt 1857 S. 74). Ein Engel, der Tod und ein König treten als Perſonen auf.

Wertvoller ſind unſere Lieder, von denen das erſte ſo lautet:

1. Wir i auſi bin gånga, håb'n d'Hähna ſchon kroaht, [2])
und wir i åwi [3]) bin gånga, hât 's Dodamanderl [4]) ſchon gmoaht. [5])

---

[1]) Die Begriffe Kobold, Zwerg, Däumling, Puppe und Götze gehen vielfach in einander über ſ. Grimm Myth. 468. Die Beziehung des Todtenreiches zu den Elben hat M. Rieger nachgewieſen in Pfeiffers Germania 3, 2, 172 ff.

[2]) Die Hähne ſchon gekräht. [3]) Wie ich herab. [4]) Todtenmännchen. [5]) gemäht.

2. I bin a weng g'ſtändn und häb a weng g'ſchaut,
   då hät ma de's Dodamanderl mei Fuaßerl weg g'haut.
3. Geh' aufi auf's Berg'l, ſchau åwi in Gråb'n!
   Då hät de's Dodamanderl in Dodamon daſchlåg'n. [1])
4. Då oben am Berg'l wo 's Waſſerl ſchön rinnt,
   då tånzt jå de's Dodamanderl, daß d'Haxen [2]) umſpringt.
5. Änta's Båch, iba's Båch [3]) ſiach i wås ſtehn,
   und wir i gnau zuchiſchau woar's net går ſchen. [4])
6. I ſiach 's Dodamanderl ſtehn, lauf glei davon,
   Trau mi net umz'ſchaun mehr, lauf wås i kån.
7. 's Dodamanderl hät an Buckl g'håbt, 's wor net går groß,
   und hot a Drum [5]) Näſ'n g'håbt, wir a kloans Foß. [6])

Nach Inhalt, Kompoſizion und Reim zu urtheilen, iſt dieß Lied nicht bloß ſehr alt, ſondern auch ein echtes Volkslied. Die Singweiſe iſt ſehr einfach; jede Strofe wird mit einem Ju — he! geſchloſſen.

Eine Variazion ſingt man in Göpfritz in der Wild (Nied. Öſterr.); ſie beginnt:

Wiar i aufi bin gånga hät's g'ſchneibt und g'waht,
und wiar i åbi bi gånga hå'm die Måhda ſcho g'maht.

Im Verlaufe wird das Lied erotiſch.

Einzelnes Schnadahipferl variirt die 4. Strofe:

Dort omat (oben) aum Bergerl wo's Wåſſerl åbirinnt,
dort tåntzt da Herr Pfårra datz Kapperl umſpringt.

Das freie Volkslied hat ſolche Wandelungen, daß oft der urſprüngliche Sinn faſt verloren geht. So auch bei folgendem aus Göpfritz in Nied. Oeſterreich:

---

[1]) Da hat das Todtenmännchen den Todtenmann erſchlagen. Der Dodamon wird für den Vater des Dodamanderl gehalten. [2]) Das Bein. Nach Schmeller 2, 147 die Hächſen (Hackſ'n), der Kniebug mit ſeinen Sehnen, beſonders an den Hinterbeinen der vierfüßigen Thiere; das Bein überhaupt. [3]) Beide Wörter bedeuten: drüben. [4]) ſchön. [5]) Drum, Trum ein großes Stück, alſo eine Naſe von großem Umfang. Vergl. Schmeller, 1, 490. [6]) Faß.

Wiar i aufi bi gånga hâm d'Hâhna ſcho' kraht,
und wiar i âbi bin gånga hâm d'Mâhda ſcho' g'maht.
Hiatzt bin i a ſo g'ſtândn und hâb a ſo g'ſchaut,
do hât ma da Mâhda mei Fuaßerl âghaut.
„No wârt no, du Mâhda, i wia di ſcho' kriag'n,
i kaf ma a Häuſerl und heirat' dei Diarn."

Über das krähen des Hahns wären eine Menge Zeugniſſe beizubringen. Schon in der Völuspa finden wir den Hahn in den Sälen der Hel. In vielen Volksſagen wird der Teufel durch den Hahnkrat vertrieben. [1])

Über das mähen des Todes berichtet Grimm (Myth. 808). Wir finden ähnliches ſchon bei den Griechen: bei Euripides in ſeiner Alcestis erſcheint der Todesgott als ἱερεὺς θανόντων mit einem Meſſer, um den ſterbenden wie ſeinen Opfern das Haar abzuſchneiden. Ebenſo Perſephone bei Virgil (crinem abstulerat Stygioque caput damnaverat orco). Schon in den griechiſchen Keren, die den Schlachtentod vergegenwärtigen, (wie die germaniſchen Walkyren) finden wir Anhaltspunkte: Ker (von κείρειν abſchneiden, aufreiben) iſt ſo zu ſagen der Treff des Todes. Einen Zug, daß nämlich der Sohn den Vater erſchlagen (Str. 3), wage ich nicht zu deuten; es ſcheint eine uralte Erinnerung zu ſein.

3.

Wir theilen nun ein zweites Lied mit, das gewis viel jünger als das erſte iſt.

1. Onamirl, dicki Dirl, geh mit mir in Keller,
   um a Weinl, um a Birl, [2]) um an Muſchkateller.
2. No ſo gehn ma glei mitſâma, daß uns koan nix g'ſchiacht,
   ſauf ma a glei mitanânda, daß uns da Dodamon net ſiacht.

---

[1]) S. ausführliches bei Panzer bair. Sag. 1, 310 fg.

[2]) Bier. Dem Reim nach könnte die Strofe auch vierzeilig geſchrieben werden.

3. Wir i des ſåg [1]), mir woas a ſo, kumt eina bei da Thir
da Dodamon mit'n Häwaſtoh [2]), und ſtellt ſi glei zo mir.
4. Mir fängts då glei zon gruſeln ån, da Kopf wird ma gånz hoaß,
wir i den ſchiachen [3]) Dodamon neb'n meina [4]) ſitzen woaß.
5. I trau ma nimma aufz'ſchaun mehr und fåll vur Ångſten um,
und wir i wida aufſtehn thua, woa's finſta umadum.
6. In Dodamon den håb i g'ſeg'n, de's, Leidln, glaubt's ma g'wis:
er hât an enzdrum Buckl g'håbt, und a drum Nåſ'n in ſein G'friß. [5])

Hier trägt der Tod eine Senſe zum Hafermähen; auffallend ſtimmt damit überein, daß in dem bekannten Kinderliede (ſ. meine Alpenſagen S. 119 und 120) die dritte der Nornen Haferſtroh ſchneidet (oder ſpinnt). Dieſe dritte Norne iſt die Norne des Todes. Wenn hier die männliche Todesgottheit, der Dodamon, mit einer Haferſenſe erſcheint, ſo iſt es vielleicht erlaubt, an den Gott der Ernte, an Wuotan, zu denken.

4.

Mehr Aufſchluß über das bucklichte Männchen gibt uns das dritte Lied. Eine ähnliche Überlieferung hat „des Knaben Wunderhorn 3 Bd. 1808, Anhang S. 54. wo ein Kinderlied beginnt: „Will ich in mein Gärtlein gehn." Überall, im Gärtlein, in der Küche, Stube ꝛc. tritt das bucklichte Männlein hindernd oder neckend auf, wie auch Elbe den Menſchen ſchaden und ſie necken (Gr. M. 429); das Lied hat aber nicht die geringſte mythiſche Beziehung. Dieſe bietet aber unſer Lied in den beiden letzten Strofen. Ähnlicher iſt eine andere Verſion in Tſchiſchka's öſterr. Volksliedern (Peſt 1844) S. 12, deren Abweichungen in den Anmerkungen zu unſerm Liede angegeben ſind.

---

[1]) Wie ich dieß ſage. [2]) Senſe zum Hafermähen. [3]) ſchiach heißt häßlich, auch zornig. [4]) Neben mir. Neben u. a. Präpoſ. regieren im öſterr. den Genitiv. [5]) Vergl. S. 70 Str. 7. enz iſt Verſtärkungsſilbe. G'friß: g'wis reimen richtig, beide i ſind gedehnt. Die Ausdrücke G'friß, Freſſen, Fratze für Geſicht ſind in den Mundarten gewöhnlich.

1. Ei, ei, ei, ſägt mein Wei,
Knöd'ln ſoll i kocha,
häb koan Schmälz, häb koan Sälz,
's Häf'n is ma brocha.

2. Muaß i ſchnell zon Häfna geh'n,
muaß a Häfa kaufa,
ſteht des bucklabi [1]) Manderl do,
ſteßt mi ibern Haufa.

3. Muaß i ſchnell in Kirri geh'n
muaß a G'ſetzel bet'n,
ſteht des bucklabi Manderl do
mit da goldnen Bet'n. [2])

4. Muaß i ſchnell auf d'Wieſen geh'n
um a weng an Küm'l, [3])
ſteht des bucklabi Manderl do
auf oan weiß'n Schimmel.

5. Und wir i mi mål umſchaun thua
woar des Manderl ſchon a großa Bua,
und is mit ſein Schimmel
g'ritten bis am Himmel. [4])

Der Schluß erinnert an den Ausſpruch Abrahams a Sa. Clara (Wolf Beitr. 1, 203):

Wer nicht iſt wie der Himmel,
den holt der Teufel auf'm Schimmel.

---

[1]) Bei Tſchiſchka „bunkabs" d. h. kurz und dick; bunkert heißt eine kleine dicke Perſon. [2]) Die „Bet'n" heißt Roſenkranz. Bei Tſchiſchka: „Trit m'r auf de Bet'n," und das ſcheint bezeichnender für den Recker. [3]) Anderwärts geſprochen Kamüln (Kamillen). [4]) Bei Tſchiſchka iſt der Schluß:

Wollt ih glai zum Richta geh'n,
wollt's Manderl g'ſchwind vaklag'n,
ſich (ſehe) kan bunkab's Manderl mea(r),
auf und davon woa(r)s g'flog'n.

Daß hier der weit bekannte Schimmelreiter, der „bis am Himmel“ reitet, niemand anders als Wuotan iſt, dürfte keinem Zweifel unterliegen. „Hermes iſt Odinn ſelbſt, dem die Seelen gehören,“ ſagt Grimm (Myth. 800). Im Norden hieß „zu Odinn fahren“ nichts als ſterben (Gr. M. 132). Wie urſprünglich die Valkyren reiten, wie ſogar Elberich reitet (Gr. M. 434), ſo führt nach mittelalterlicher Vorſtellung der Tod zu Pferde die Seelen hinweg (Gr. Myth. 803). Und als die Idee vom Todesgotte dann auf den Teufel übergieng, ſo war es dieſer, der den Menſchen nachſtellte, und die Fantaſie des Volkes mit ſeinen Schrecken erfüllte. Der Menſch hinwieder ſucht den Tod wie den Teufel auf manche Art zu betriegen und ihn ſogar feſt zu bannen.

Nach Rochholz (Aarg. Sag. 2, 190) iſt Alahirzi, Holzhirzi, Holzmeier (Gr. Myth. 811) der Todesgott, der die Seelen in den Wald abholt. Dieſer Waldgeiſt gehört in's Reich der Elben. Auch der bucklichte Todtenmann hat manches elben- und zwerghafte. Die Beziehung dieſer Geſtalten zu Wuotan

In Heil. Kreuz und Trumau (Nied. Öſterr.) finde ich dasſelbe Lied mit folgenden Abweichungen. In H. hat es 6, in Tr. 5 Strofen.

H.

2. Str. wül mit mir raufa.
3. Str. zreißt mir di Betn.
4. Str. Wir i wül zon Richta gehn,
und wül's vaklägn,
ſteht das buglab Manderl dä,
wül mi daſchlägn.
5. St. Wir i wül in Wäld gehn,
wül mi vaſtecka,
ſteht das buglab Manderl dä,
wül mi daſchrecka.
6. Str. Wir i wül in Gärten gehn
um oan Sälät,
ſteht das buglab Manderl dä
und ſchlägt mi dod.

Tr.

1. Str. Rockerl ſoll i kocha.
3. Str. Wir i wül in Gärtn gehn,
wül a Bleamel brocka,
ſteht das buglab Manderl dä,
mit da goldan Docka.
4. Str. Wir i wül ins Wirtshaus gehn,
wül a Seitel dringa,
ſteht das buglab Manderl dä
mit da goldan Schwinga.
5. Str. Wir i wül in Kiacha gehn
wül a Bſetzel betn,
ſteht das buglab Manderl dä
trit m'r auf di Betn.

macht ſowohl das reiten als auch die den Zwergen eigene Tarnkappe wahrſcheinlich, und auch Grimm (Myth. 432) vermuthet, „die Zwerge können in einer beſondern, jetzt verdunkelten, Beziehung zu Odinn geſtanden haben.“ Dieſe „verdunkelte“ Beziehung ſcheint durch die obige Unterſuchung mehr Licht zu erhalten.

In jener Gegend Nied. Öſterreichs (Röhrawieſen ꝛc.) treffen wir noch ein Liedchen an, in welchem der Dodamon den Schutzengeln gegenüber geſtellt wird:

Kind'l thua ſchläf'n,
zwoa Engl bei dir wäch'n;
da erſti, der di weiſt,
da zweiti, der di behi't bei Tåg und Nächt,
daß dir da ſchiachi Dodamon nix mächt.

In einem andern ſteht er als Geiger da:

Eis Buima und Menſcha gehts eina zo uns!
da ſchelweankat Dodamon thuat geigna bei uns. [1])

(Ihr Buben und Mädchen geht herein zu uns,
der ſchiefe (mißgeſtalte) Dodamon thut geigen bei uns.)

5.

Auch über den Todtenritt können wir einige neue Überlieferungen aus dem Munde des Volkes mittheilen.

In ganz Deutſchland iſt Bürgers Lenore bekannt, weniger das Volkslied „Wilhelms Geiſt“ (bei Herder 6, 8) und das im „Wunderhorn“ (2, 19) mitgetheilte. Bürgern war ein Märchen erzählt, in welchem der Reiter ausruft:

Der Mond der ſcheint ſo helle,
die Toten reiten ſchnelle.

Dieſe Verſe kehren auch in den genannten Volksliedern wieder; das Märchen oder die Sage ſelbſt iſt bis jetzt noch

[1]) Daher auch bei Seb. Frank 1541, S. 65: des todts faßnachtſpil.

unbekannt, obgleich der Stoff, den auch Mickiewicz polnisch bearbeitet hat, sehr verbreitet gewesen sein muß. [1])

Daß diese Volksdichtung in Österreich noch in frischen Zügen lebt, geht aus den folgenden Sagen hervor.

Vorher bemerken mir, daß die älteste Grundlage der Lenorensage schon in der Edda (Helgakwida) zu finden ist.

Der getötete Helgi erschien wieder, Sigrun blieb bei ihm im Hügel, die lebende bei dem toten. Als es Morgen ward, sagte Helgi: Nun ist es Zeit fortzureiten, in Walhall muß ich sein, ehe der Hahn Salgofnir mit seinem krähen das Siegervolk weckt. [2]) Helgi ritt seines Weges, und Sigrun ließ Wache halten am Hügel, ob er etwa wieder käme. Er kam aber nicht. Sigrun lebte nicht lange mehr, vor Harm und Trauer.

6.

In Heil. Kreuz (Nied. Österr.) erzählt das Volk:

Ein Mädchen hatte einen Geliebten, der war Soldat und ist dann beim Heere gestorben. Jetzt hat sich das Mädchen gar so viel gesehnt nach ihm, und hat oft bitterlich geweint. Da kam einst in der Nacht ein Reiter auf einem schneeweißen Schimmel vor ihr Fenster geritten. Es war ihr Geliebter. Er klopfte an und sagte: „Ånamirl steh auf, und geh mit mir!" Sie stand sogleich auf und gieng hinaus. Er befahl ihr, sich aufzusetzen. Sie that es, uud beide ritten fort. Der Mond schien sehr hell. Als sie eine Weile geriten waren, fängt ihr Liebster auf einmal an:

Wie scheint der Mond so hell,
wie reiten die Toten so schnell;
Ånamirl fürchst dich nit?

---

[1]) Der ganze Sagenkreis ist behandelt von W. Wackernagel in den altd. Blättern von Haupt und Hoffmann (1835 S. 174 fg.) Vergl. auch Grimm Myth. 804 Anm.; in den K. und H. Märchen III. S. 75.

[2]) Simrocks Edda 176.

Sie aber ſprach: „Was ſoll ich mich denn fürchten, biſt ja du bei mir!“ Sie ritten wieder eine Weile, da begann er abermals:

Wie ſcheint der Mond ſo hell,
wie reiten die Toten ſo ſchnell;
Ånamirl fürchſt dich nit?

Es erfolgte dieſelbe Antwort, und ſo zum dritten Male. Während dem waren ſie zum Hauſe des Schulmeiſters gekommen, von dem der Freithof nicht weit weg war. Da kam ihr die Furcht („der Scheuch“); und als ſie vor's Schulmeiſters „Schupfen“ vorbei kamen, ſprang ſie ſchnell ab und eilte hinein in die Schupfen; denn ihre Angſt war ſchon groß, und unter den „Dachtropfen“ wuſte ſie ſich ſicher. Da rief ihr Geliebter ihr zu: „Dein Glück iſt's, daß du herabgeſprungen und da hinein biſt, ſonſt hätte ich dich auf tauſend Fetzen zerriſſen. Ich wäre ſchon bald erlöſt geweſen, und hab wieder ſo weit herkommen müſſen!“ Darauf warnte er ſie noch, ja keinen Verſtorbenen mehr zu ſich zu verlangen, und verſchwand.

7.

Es war einmal in einem Orte ein „Dirnderl“; dieſer ſtarb ihr Herzliebſter. Über das hat ſie gar viel geweint, und kein Menſch hat ſie tröſten können. Einige Zeit nachher ſaß ſie einmal auf dem „Gaſſenbankel“ vor ihres Vaters Haus und nähte an einem blauen „Fürtuch,“ welches ſie ſich machte. Sie wollte gerade die „Bandel“ annähen, als plötzlich eine ſchöne Frau daher kam, welche fragte, was ſie da mache. Nachdem ſie es der Frau geſagt hatte, entgegnete ihr dieſe, ſie möge die Bandel liegen laſſen und nicht annähen; es werde in der folgenden Nacht um zwölf Uhr ihr Liebſter kommen und ſie abholen; dann ſolle ſie das „Fürterl“ [1]) ohne Bandel nehmen und bloß

[1]) Fürterl, dim. von Fürtuch (Schürze). Wenn einem Mädchen das Fürtuch herabfällt (nachdem die Bandl aufgegangen), ſo ſagt man, ihr Schatz werde untreu. Sollte dieſer Aberglaube in einer Beziehung zum obigen ſtehen?

„hineinſtricken," daß es halte. Darauf iſt die ſchöne Frau wieder weg geweſen, wie verſchwunden. Als die Mitternacht gekommen war, erſchien richtig vor dem Fenſter des Dirnderl ihr Liebſter, klopfte an, und ſie muſte mit ihm gehen. Sie that mit dem „Fürterl," wie es ihr die ſchöne Frau geſagt hatte und ſtrickte es bloß hinein. Dann ſetzte ſie ihr Liebſter zu ſich auf ſein Roß, — denn er war reitend gekommen — und nun gieng es fort im Galopp! — Der Mond ſchien ſpiegellicht. Als ſie ſo eine Weile geritten waren, fieng der Reiter plötzlich an:

Wie ſcheint der Mond ſo hell,
wie reiten die Toten ſo ſchnell!
Dirnderl fürchſt dich?

Sie entgegnete: Nein! — Nach einer Weile fieng er dasſelbe zum zweiten und dritten Mal an, worauf ſie immer mit „Nein" antwortete.

Endlich waren ſie zum Freithof gekommen; beide ritten hinein; er ſprang vom Pferde herab und riß auch das Dirnderl herab. Darauf ſtieg er in ein Grab und wollt auch das Dirnderl mit hineinziehen. Da er ſie aber beim Fürtuch gefaſſt hatte, ſo riß er dieſes, welches nachließ, mit ſich hinein. Das war ihr Glück, denn das Fürtuch zerriß er in tauſend Fetzen; und das wäre ihr ſelbſt geſchehen, hätte ſie dasſelbe umgebunden gehabt. Ohnmächtig fiel ſie nieder.

Des andern Tages, als ihre Leute das Mädchen nicht fanden, giengen ſie dasſelbe ſuchen. Sie wuſten, daß es öfters auf den Freithof gegangen war, und ſchauten deshalb dort nach; und richtig fanden ſie das Mädchen dort noch liegen. Als ſie es zur Beſinnung gebracht hatten, erzählte es alles, was ihm begegnet war, worüber die Leute ſich großmächtig verwunderten. In der Nacht darauf, als das Mädchen ſchon ſchlafen gegangen war, kam wieder die ſchöne Frau zu ihr und ſprach: „Siehſt du, es war dein Glück daß du mir gefolgt haſt; laß dir das zur Warnung ſein, und weine

ein andermal nicht mehr so, wenn eines stirbt; denn dieser hat einen gar schweren Weg machen müssen!“ Darauf sagte sie noch, daß sie unsere liebe Frau sei, und verschwand.

8.

Es war einmal ein Kaufmannssohn, der die Tochter eines andern Kaufmanns heiratete. Sie versprachen sich gegenseitig, daß, wenn eines von ihnen sterbe, das andere nicht mehr heiraten solle. Als sie schon längere Zeit mit einander gelebt hatten, machte er eine weite Reise. Schon war eine geraume Zeit verflossen, und der Mann war noch nicht zurückgekehrt; auch kein Brief kam von ihm an. Da dachte sie, er müsse gestorben sein, und heiratete einen andern, ohne Rücksicht auf das gemachte Versprechen. Während der Hochzeit kam ein Handwerksbursche, bat um ein Almosen, und verlangte die Braut zu sprechen. Man sagte es ihr, und sie gieng darauf hinaus uud gab dem Handwerksburschen etwas. Nachdem dieser herzlich vergelts Gott gesagt hatte, gab er ihr den Rath, sie möchte ihr „Fürtuchbandl“ ja nicht binden, sondern nur so hineinstricken, es werde ihr noch von großem Nutzen sein. Und das befolgte sie auch. In der Nacht klopfte jemand beim Fenster an. Sie gieng sogleich hin um zu sehen, was es gebe. Da sah sie ihren ersten Mann draußen auf einem Schimmel. Er sagte ihr, sie solle herauskommen. Sie zog sich geschwind an, vergaß aber nicht, ihr „Fürtuchbandl“ bloß hineinzustricken. Als sie hinausgegangen war, setzte er sie zu sich auf seinen Schimmel, und fort gieng's im Galopp! — Als sie so ritten, sagte er:

Wie scheint der Mond so hell,
wie reiten die Todtenbeiner so schnell;
fürchst dich?

Da sagte sie: wie soll ich mich denn fürchten, bist ja du bei mir! — Als sie wieder eine Weile geritten waren, sagte er nochmal dasselbe, und so noch einigemale. Sie gab darauf immer dieselbe Antwort.

Endlich waren sie zu einem Freithof gekommen, da ritt er gleich über die Mauer hinein. Er stellte dann seine Begleiterin nieder, faßte sie beim Fürtuch, und ritt in ein offenes Grab hinein. Er wollte sie mit hineinreißen, riß aber nur das Fürtuch mit, und sie blieb unversehrt stehen. Da rief er aus dem Grabe heraus: „Dein Glück ist's, sonst hättest du jetzt also lebendig zu mir herein müssen." Darauf schloß sich das Grab.

Sie gieng dann fort aus dem Freithof, aber die Gegend war ihr ganz fremd. Als sie in einen großen Wald kam, baute sie sich eine Hütte, in welcher sie blieb bis sie starb. [1])

9.

Eine andere Sage aus Dalleschitz in Mähren (nördlich von Znaim) lautet:

Zwei Eheleute lebten fern vom Geräusche der Welt. Da brach ein Krieg aus und auch der Eigentümer des Häuschens, namens Philipp, muste mit den Truppen fortziehen. Die Frau blieb ohne Nachricht, und ungewis ob Philipp noch lebe oder nicht, gieng sie täglich zur Kirche und betete, es möge ihr doch im Traum das Schicksal ihres Mannes kundgethan werden. Aber das geschah nicht; endlich rieth ihr ein altes Weib, einen Todtenkopf Nachts vom Friedhofe zu holen, ihn im Wasser zu kochen und sodann Acht zu geben, ob der Todtenkopf dreimal den Namen ihres Mannes rufe. Geschähe das, so würde er erscheinen, ob tot oder lebendig. Das that die Frau wirklich, und als der Todtenkopf den Namen Philipp dreimal rief, klopfte jemand an der Thür. Sie machte auf und herein trat ihr Mann. Ein freudiger Schrecken überfiel sie, und sie fragte: woher kommst du und wie ist dir's ge-

[1]) Johann Wurth, Schullehrer in Münchendorf, der mir Nr. 6, 7, 8 mitgetheilt hat, fügt hinzu: Die Sagen vom „Todtenreiter" müssen in Nied. Österreich sehr verbreitet sein, da ich sie noch überall, wo ich hinkam, gehört habe; in Heil. Kreuz, in Münchendorf, in Wien; und in meiner Jugend hörte ich in Trumau verschiedene Personen ähnliches erzählen.

gangen? Ich habe nur eine halbe Stunde Zeit, erwiederte er; draußen stehen zwei weiße Rosse, willst du mit mir reiten, so erzähle ich dir. Sie setzte sich schnell auf das Roß und nun gieng's über Stock und Stein. Unterwegs sprach der Mann: der Mond scheint so hell; der lebendige reitet mit dem Toten: meine liebe, fürchtest du dich? Warum sollt ich mich fürchten, sprach das Weib, du bist ja bei mir. Nach einer Weile fragte er abermals, und er erhielt dieselbe Antwort. Endlich gewarte sie einen Friedhof, dessen Thüren aufgethan waren. Beide ritten hinein, und nun ward das Weib erst inne, daß sie mit einem Toten geritten sei. Schnell sprang sie von dem weißen Rosse und lief in das Totenhaus. Hier erblickte sie aber einen Toten, der in einer offenen Truhe lag. Sie sah sich nach einem Schlupfwinkel um, und verkroch sich in eine große Öffnung der Mauer. Kaum war sie darin, als ihr Mann kam und durchs Fenster dem Toten dreimal zurief: Gib mir heraus die lebendige! Da rührte sich der Tote und wollte aufspringen, allein in dem Augenblicke krähte der Hahn, und der Tote sank zurück. Auch ihren Mann sah sie in's Grab steigen. Mit Angst und Zittern erwartete sie den Tag; dann eilte sie schnell hinaus, gieng in das nächste Dorf und erfuhr, daß sie in einem fremden Lande sei, daß man eine andere Sprache spreche und daß sie mehr als 60 Meilen von der Heimat entfernt sei. Auf dem Heimwege muste sie sich durch betteln ernähren.

So weit die Volkssage. Der Hahnkrat findet sich auch in den Volksliedern (S. 71), nicht aber die Art und Weise des Zusammentreffens, das nach unserer Sage durch den Aberglauben veranlaßt scheint. Nach Meier (schwäb. Sag. 2, 488) meldet sich der Tod durch klopfen nnd dreimaliges nennen des Namens an.

10.

Betrachten wir schließlich die Farbe des Todtenmannes. Weiß ist alles was sich in Gebräuchen auf seine Erschei-

nung bezieht. Bei den ſlaviſchen Völkern iſt weiß ſogar die Trauerfarbe. In einem mir aus öſterr. Schleſien mitgetheilten Wiegenliede erſcheint der Tod weiß:

Schlouf Jengla lange,
Dar Tud ſetzt off der Stange;
ar hot an weißa Kettel on,
ar well das Jengla metta hon (mit haben):
Schlouf Jengla, ſchlouf.

Nach einer Mittheilung aus Straziowitz (bei Gaja in Mähren) ſah ein Feldhüter Nachts eine weiße, hagere und große Geſtalt. Die gieng auf das Dorf zu, und der Feldhüter ſah ſie in einem Hauſe verſchwinden. Am andern Morgen erfuhr er, daß der Herr in jenem Hauſe geſtorben war, und zwar zu derſelben Stunde, da der Feldhüter die Geſtalt im Hauſe hatte einkehren ſehen. Es war ihm nun klar, daß jene weiße Geſtalt der Tod ſelber geweſen ſei.

Wollte man einem Bilde vom Tode ein Attribut beigeben, ſo dürfte wohl das Käuzchen (der Steinkauz), in Nied. Öſterr. auch Wichtel genannt, als ſolches gelten, weil er Totesbote iſt.

Somit hätten wir ein ziemlich deutliches Bild vom Tode nach deutſcher Volksanſchauung. Wollte etwa ein Künſtler ſolch ein nazionales Bild darſtellen, ſo brauchte er weder antike Anſchauungen zu borgen, noch wäre er genöthigt den Tod als Gerippe zu malen. Der verweſete Körper eines Toten kann kein Bild ſein zur Perſonifikation des abholenden oder geleitenden Todesboten oder des Todesgottes ſelbſt. Auch ſollte teufliſches oder hölliſches das Bild nicht verunzieren, weil es der echt deutſchen Volksanſchauung fern liegt. Dieſer durchaus angemeſſen wäre eine weiße, hagere Geſtalt auf einem in ſchnellem Trabe begriffenen Schimmel. Ein lichtes nicht eng anliegendes Gewand würde den kleinen Buckel der zwergartigen Geſtalt nicht unſchön hervortreten laſſen. Der Ausdruck des Reiters, der eine Senſe trägt, wäre zwar neckiſch aber

nicht hölliſch, der Ton und Charakter des ganzen zwar ſchreckhaft aber mild, was zugleich übereinſtimmte mit dem Geiſte der chriſtlichen Lehre.

Tod und Teufel.

Die Beziehung Wuotans als Todesgott zu dem, unſerm Heidentum urſprünglich fremden, Teufel (Gr. Myth. 936 und 872), dann die wahrſcheinlich von den Schwarzelben entlehnte Vorſtellung der bucklichten Geſtalt des „Dodamanderl," der die Menſchen verfolgt, wird noch deutlicher, wenn wir den Mythenkreis ausdehnen und noch einige hieher gehörige bisher unbekannte Volksüberlieferungen mittheilen.

11.

In der Nähe des Dorfes Klauſen (Nied. Öſterr.) ſteht eine einſame Mühle, die „Schädelmühle" genannt. Der ehemalige Beſitzer war erſt einige Jahre verheiratet, als ſeine Frau in einer Nacht plötzlich verſchwand und nicht wieder zurückkehrte. Über dieſes verſchwinden erzählten die Bewohner der Umgegend folgendes. Die jungen Eheleute lebten ſchon ſeit der Trauung in fortwährendem Streite. Mismuthig gieng eines Tages der Müller in den Wald, entſchloſſen ſelbſt mit dem Teufel anzubinden. Nachdem er das hiezu erforderliche Chriſtofsgebet geſprochen hatte, erſchien der Teufel und fragte nach ſeinem begehren. Der Müller ſagte, er möchte gern ſeine Frau los werden. Nach heute hole ich ſie, antwortete der Teufel, wenn ihr mich alle Nacht in eurer Mühle malen laſſt.

Von nun an hatte der Müller keine ruhige Nacht mehr; denn ſobald die Mitternachtsſtunde geſchlagen, kam zur Mühle ein Wagen mit 6 Pferden beſpannt; auf dem Wagen waren Säcke; eines von den Pferden des vordern Paares war ein Schimmel, der 8 Füße hatte, und auf dieſem ritt ein Mann, welcher nur ein Auge hatte; ſtieg er ab, ſo konnte man bemerken, daß er mit einem Fuße etwas hinkte. Dieſer Fuhrmann gab ein Zeichen und es kam auch der Teufel

herbei [1]), und darauf trugen sie die Säcke, in welchen Menschenköpfe waren, in die Mühle und schütteten sie auf. Dann begann ein fürchterliches treiben und poltern bis zur Morgendämmerung. Einmal als das treiben begonnen hatte, lauschte der Müller um zu erfahren was denn eigentlich in seiner Mühle vorgehe. Er schauderte zurück vor den vielen Menschenköpfen, welche alle zu Staub zerrieben wurden. Wie ward ihm aber erst zu Muthe, als er hören muste, daß auch ihm ein gleiches Schicksal zu Theil werden sollte. Er konnte kein Auge mehr schließen, und besprach sich des andern Tages mit einigen herzhaften Bauern. Sie bewaffneten sich mit tüchtigen Knütteln, und versteckten sich, als die Nacht hereinbrach, in der Mühle. Der Teufel und sein einäugiger Gefährte wollte gerade die Säcke zur Stiege hinauftragen, da brachen die Bauern aus dem Hinterhalte hervor und erschlugen den einäugigen Fuhrmann. Der Teufel, welcher auch tüchtige Schläge erhalten hatte, packte ihn zusammen, warf ihn auf den Wagen und fuhr mit Windeseile davon. Seit dieser Zeit war es in der Mühle ruhig, und die Mühle erhielt den Namen Schädelmühle.

Hier haben wir deutlich bezeichnete mythische Züge. Wuotan ist noch eine von seinem spätern alter ego getrennte Person, beide aber haben dasselbe Geschäft. Der einäugige Odinn (Gr. Myth. 133) erscheint also hier auch auf deutschem Boden, ebenso der achtfüßige Sleipnir (Gr. M. 140). Wie der einäugige Sonnengott, der hier dem Hermes gleicht (Gr. M. 150), den Wechsel des Tages und der Nacht schafft, so leitet er auch den Übergang vom Leben zum Tod.

12.

Vergleichen wir eine andere Sage, deren Ort ebenfalls eine Mühle ist.

---

[1]) Der Erzähler, ein Bauer aus Heiligenkreuz, bemerkte, es seien zwei Personen gewesen.

An dem Flüſſchen Erlaf (und zwar 1 Stunde vom Dörfchen Wogern) in Nied. Öſterr. beſaß vor langer Zeit ein reicher Müller die ſ. g. Teichmühle, die man aber auch Teufelsmühle nennt. In dem Flüſſchen liegt ein Felsblock, mit Händeabdrücken, und geformt wie ein Mühlſtein. Jener Müller betrieb das Geſchäft nicht mehr, und dennoch hörte man Nachts die Mühle klappern. Die Neugierde trieb einen Bauer einſt zur Mühle; er erblickte durch eine kleine Öffnung eine Menge ſchwarzer, widriger Geſtalten, welche bei Fackelſchein eifrig aus Säcken Menſchenköpfe auspackten und ſie zwiſchen die Mühlſteine warfen. Als der Lauſcher unwillkürlich einen Schrei ausſtieß, ſtürzten jene ſchwarzen Geſtalten heraus und verfolgten ihn. Einer ſchleuderte ihm einen am Wege liegenden Mühlſtein nach, der aber in die Erlaf fiel. Am andern Tage fand man die Mühle zerſtört.

Die Benennung Teufelsmühle finden wir in Süddeutſchland häufig (Panzer, bair. Sag. 1. 123; Meier, ſchwäb. Sag. 1, Nr. 176, wo der Teufel „Seelen zerſägt").

Wie Ἑρμῆς ψυχοπομπός die Seelen zur Unterwelt geleitet, ſo führt oder trägt der deutſche Todesgott die Toten oder ihre Köpfe in Säcken, theils um ſie zu zermalmen, theils zum Friedhofe, wie aus folgender Sage hervorgeht.

13.

Zur Zeit als die Peſt in Wien war, wohnten in einem Hauſe (nahe beim allgemeinen Krankenhauſe) drei Schweſtern. Dieſe hörten das Gerücht, daß der Teufel in jeder Mitternacht mit den Toten des Krankenhauſes nach dem Friedhof in Währing fahre. Begierig den Teufel einmal zu ſehen, blieben ſie auf und vernahmen um Mitternacht ein furchtbares Wagengeraſſel und unaufhörlichen Peitſchenknall. Die jüngere Schweſter ſteckte den Kopf zum Fenſter hinaus und ſah einen ſchwarzen Wagen, von 6 ſchwarzen Roſſen gezogen. Ein ſchwarzer Kutſcher ſaß auf dem Bocke und knallte heftig mit ſeiner langen Peitſche. Als ſie nahe vorbeirollten, gab der Teufel dem

Mädchen eine ſolche Ohrfeige, daß ſie verſteinert wurde. Den menſchenähnlichen Stein hat man lange noch geſehen.

Die Idee vom abholenden Wagen lehnt ſich auch der Sitte des Klopfengehens an, z. B. in Komotau in Böhmen hört der, welcher dreimal angeklopft hat, von innen:

Klopf an, klopf an, mein lieber Held,
dein Klopfen mir gar wohl gefällt;
auf der Brücke ſteht ein goldner Wagen,
wird mich und dich in Himmel tragen. [1])

In einem Volksliede aus Röhrawieſen in Nied. Öſtr. heißt es:

D' Herrnleit ſitzand in Garten,
dan auf Fiſcheln warten,
kummt da Kikasgogasmon [2]),
fahrt mit Roſſ und Wagn davon.

Sagen vom „ſchweren Wagen" hört man beſonders in Wien und in ganz Nied. Öſterreich. Wir werden ſie unten mittheilen.

Unſerm heidniſchen Tode ſtehen unter den griechiſchen Gottheiten zunächſt Hermes und Hades, Perſephone ſammt Charon dem Fährmann (Gr. M. 814). Unſere Volksſagen laſſen den Teufel bald auf ſchwarzem Roſſe reiten, bald in ſtattlichem Wagen fahren, gleich Wuotan oder Donar (Gr. M. 958). Daß der Teufel auch an Donars Stelle getreten, vermuthet ſchon Grimm (Gr. M. 965).

14.

Die Toten werden auch getragen und zwar unmittelbar in die Hölle, wie folgende Sage zeigt, die wahrſcheiniich ſlaviſchen Urſprungs iſt.

---

[1]) Die beiden erſten Verſe ſtimmen mit denen von Hans Folz überein S. 115 in Schade's Abhandlung (Weimar. Jahrbuch II).

[2]) Man ſtellt ſich darunter einen ſchwarzen Mann (mit Hörnern) vor, den Teufel,

In Mähren bei dem Markte Roſſitz (weſtlich von Brünn) liegt der ſumpfige Entenſee. Ein Vogelſteller von Bellitz war eines Tages in die nahen Waldungen gegangen. Da begegnete ihm ein Mann in ſeltſamer Tracht, der trug einen weißen Sack (wie die Aſchen- oder Pöpelsträger in Mähren) auf dem Rücken; darin zappelte etwas und er ſchien übeln Geruch zu verbreiten. Der Vogler fragte was er da trage und der Fremde antwortete, wenn er eine Strecke mit ihm gehen wolle, ſo werde er es ſehen. Sie giengen auf den Entenſee zu, bei welchem es nach dem Volksglauben nicht geheuer ſein ſoll. Oberhalb des Sees iſt die Teufelskanzel, in deren Nähe der Teufel oft in Bocksgeſtalt ſichtbar ſein ſoll. Als der Sumpf erreicht war, hieß der Fremde ſeinen Begleiter thun, was er ſelbſt thue, und zog ſeinen linken Schuh aus, welcher roth und mit Kreuzen bezeichnet war. Der Vogler that das auch. Dann ſprang der Fremde von einem kleinen Hügel in den See hinab. Der Vogler folgte, es geſchah ein Donnerſchlag und tiefe Nacht umgab beide. Sie fanden ſich in einem Gewölbe wieder, der Fremde ſtund bei einer Eiſenthür ſtille und deutete ſeinem Begleiter an, er ſolle ſchweigen. Dann nahm er ſeinen Sack vom Rücken und trat mit dem bekreuzten Schuh gegen die Thür. Dieſe flog krachend auf und eine Feuerſäule ſtieg lodernd empor. In dieſe Glut ſchleuderte der Fremde den Sack. Der Vogler zitterte vor Angſt, bis der Fremde die Eiſenpforte zuwarf und ihn mit ſich fort riß. An demſelben Tage gieng ein Jäger durch den Wald beim Entenſee, und hörte unter der Teufelskanzel ein klägliches Gewimmer; er ſah den halbtoten Vogler, der ihm das Begegnis erzählte. Noch trug er den ſeltſam bekreuzten rothen Schuh, ſeine Kleidung war ganz zerfetzt. Als man einige Stunden darauf den Leichnam des Voglers aus dem Walde trug, ſtund auf der Teufelskanzel ein großer Bock und meckerte höhniſch.

Der Fremde, fügte der Erzähler hinzu, war ein Popanz- oder Pöpelsträger, der durch Formeln und Sprüche die Polter-

geiſter zu fragen verſteht und ſie in Säcken an Orte trägt, wo ſie gebannt bleiben. Und ein ſolcher Ort war der Entenſee unter der Teufelskanzel.

Die mythiſchen Züge in dieſer Überlieferung ſcheinen ſpäteren Urſprungs zu ſein. Daß der Teufel die Toten in Säcken trage, iſt eine ganz volkstümliche Vorſtellung; ich möchte ſogar vermuten, daß der Buckel, der dem Dodamanderl aufgebürdet wird, mit derſelben Vorſtellung zuſammenhängt. Wenigſtens habe ich in Weſtfalen gehört, daß man von einem höckerigen ſagt, er trage ein Juwelenkäſtchen. [1]) Jener Popanzträger („Pöpelsträger" in Mähren) hat, wie der Tod überhaupt, Berührungen mit elbiſchen Weſen; ein Hauskobold hieß in Schwaben der Poppele, an andern Orten Pöpel ꝛc. (Grimm M. 473). Der Poppele auf Hohenkrähen (Meier ſchwäb. Sag. 2, Nr. 85) fährt ſogar mit 4 ſchwarzen Rappen (Seite 80). Bei Panzer (bair. Sag. 2, S. 106) kommt ein Waldpöpel vor, der Rathhauspöpel in Kronach (Panzer 2, S. 109) huckelte ſich nachts den Leuten auf, und ſeine Identität mit dem Tode geht aus jener Sage (S. 110) deutlich hervor. In der Sage Nr. 170 fährt der „Aſchama" auf einem Wagen und macht fürchterlichen Lärm, er lockt jeden auf den Wagen und wirft ihn in einen Weiher.

Wir erwähnen noch eines Volksſpieles im nördlichen Böhmen, bei welchem ein Engel und ein Teufel mitwirken. Dieſer tritt ein, einen Sack auf der Schulter tragend. Auf die Frage: wer iſt da? antwortet er: der Teufel mit dem Sirupſacke.

So denkt ſich alſo das Volk den, der nach dem Leben die Menſchen abholt, fahrend und tragend, unter allerlei ſchreckhaften Geſtalten. Die urſprüngliche Todesgottheit verkehrt es in den Teufel oder in ein anderes Weſen, das der menſchlichen Natur näher ſteht. Das Volk ſpinnt ſeinen Natur-

[1]) Vergl. auch meine Alpenſagen 418. Rochholz alem. Kinderl. 439, wo dem Teufel ein „Choleſack" und ein Tragkorb beigelegt wird.

glauben fort — neben dem Christentum, und dieß wird so so lange gehen, als überhaupt die Volksdichtung eine lebenskräftige Wurzel hat.

In dem Zeitraume der reinen Naturreligion der Germanen war Hellia oder Hel die Todesgöttin, die mit Pferd oder Wagen durchs Land zog (Gr. M. 290). Dann schwand der persönliche Begriff, und das Wort bezeichnete den Ort der Strafe (Helle, Hölle). [1]) Im folgenden Zeitraume trat eine männliche Gottheit an ihre Stelle (Wuotan-Hermes). Und als der Kampf des Heidentums mit der Kirche anbrach, mengten sich christliche Ideen mit den altherkömmlichen; der Teufel errang ein weites Gebiet, elbische Elemente traten dazwischen, die heidnischen Vorstellungen flüchteten sich in's Versteck und es entstanden die Fantasiebilder, die wir oben vorgeführt haben.

15.

Der Volkshumor hat die nahe Beziehung zwischen „Tod und Teufel" weiter ausgesponnen. Man sucht den nachstelligen, unvermeidlichen Gast zu überlisten, namentlich überliefert die Volkssage eine Menge von Versuchen, den Teufel (und den Tod) zu betriegen oder ihn „anzuschmieren," ihn wenigstens eine Zeit lang fest zu bannen. Insbesondere sind es Schmiede, welche den Teufel eine Weile festhalten. Diese Vorstellung muß uralt sein und erinnert an den gefesselten Prometheus, [2]) an Ahriman und den gebundenen Loki (vergl. Gr. M. 221, 963 und Panzer bair. Sag. 2, 427). Die folgende Erzählung (aus Eisenberg bei Komotau in Böhmen) wendet das was bei Panzer 2, 201 vom Teufel gesagt wird, geradezu auf den Tod an.

---

[1]) Helle bezeichnet noch jetzt einen verborgenen Ort, z. B. in Rickenbach (Kant. Zürich) heißt so eine Vertiefung im Dorfe, in Warnsdorf (nördl. Böhmen u. a. O.) nennt man Helle den Winkel hinter dem Ofen.

[2]) D. h. der räuberische, als Gott des Feuers wird er mit Hephästos zusammengestellt. Vergl. A. Kuhn „von der Herabholung des Feuers" (Programm des köln. Realgymnasiums, Berlin 1858).

'S wor e mohl e oll'r Mo', dar wor e Schmied. Bei den kahrt' on en Ob'nd d'r h. Petrus ei, un ſogt: „Herſt' de bholl [1]) mich üb'r Nocht. 's ſill dich nich rei'n" [2]). D'r Mo' wor eiv'rſtond'n, hot'n heil. Petrus, den 'r ob'r nich konnt hot, üb'r Nocht bfolln un 'n a wos ze aſſ'n un trinkn ga'n. 'S onn'rn Togs mocht ſich d'r h. Petrus wied'r af 'n Wag un für'n [3]) fortgie ſogt' 'r zun Schmied, doß 'r gut g'ſchlof'n hätt', er ſill ſich drei Winſch thun ob'r gute, kane ſchlacht'n. Do is 'n Schmied e Licht aufgon; un 'r hot gla kennt mit wem 'r 's z thu hott'; do ſimmeliert 'r e Weil un ſogt drauf: „Ich winſch m'r en Stuhl, vun den kan'r aufſtie ko', wenn ich nich will, noch'rs en Kerſchbaam, vun den kan'r ohn man Will'n ro' ko', [4]) un wann's euch niſcht v'rſchleht, möcht ich a nuch, daß ich, ſu uft ich ſpiel, jedsmohl gwinn."

D'r h. Petrus ſogt' do drauf: „Is a racht! Dei Winſch ſill'n ſich erfill'n, wonn's m'r ubnd'rei a lieb'r g'waſ'n war, hätt'ſt de wos beſſ'rs gwullt un nich ſelch dimm's Zeich!" Noch'rs hot'r'n nuch Lahrn gabn [5]), un af e mohl wor 'r wag, un is a nich mahr gſah worn. D'r Schmied ob'r hot nuch long g'labt, un is a reich worn, weil 'r oll mohl g'wunn hot, wenn 'r mit an g'ſpielt hot.

Af d'r latzt ob'r hot kan'r mahr mit'n gſpielt, un dos hot'n gor ſahr v'rdruſſn. Do is on en Ob'nd d'r Tud kumm, un hot zu 'ne gſogt: „Do bin ich nu! De mußt jatzunn'r [6]) mit m'r gieh!"

„Schun racht!" ſogt' do drauf d'r Schmied, „ob'r dozu is moring frih a Zeit gnung! Spiel m'r jetzunn'r!"

„Nuſſe," [7]) ſogt d'r Tud un olle zwa hon ſich g'ſatzt, un hon gſpielt.

D'r Schmied ob'r hot'n Tud all's ohg'wunn. Do is dar bies worn, hot gflucht un rummgſchloh. Wie dos d'r

---

[1]) Behalte. [2]) reuen. [3]) vor dem. [4]) herab kann. [5]) Nachher hat er ihm noch Lehren gegeben. [6]) Jetzund. [7]) Nun alſo.

Schmied gſah hot, ſogt' r: „Herſt' de, m'r ſpiel'n jetzun'r e ſu: wonn ich gwinn, ſu loſſt' de mich nuch 10 Johre lab'n. Gwinnſt' ob'r du, ſu hoſt de mich un mei Gald." Iſt'r's racht e ſu? „Jo" ſogt' d'r Tud un hot a v'rlorn, drim mußt'r a ohzie, un den Schmied nuch 10 Jahre lab'n laſſ'n. Olś die ob'r im worn, wor a d'r Tud ſchun do, locht', un ſogt zun Schmied: „Sihſt es ich ho' dich bei Lei nich v'rgaſſ'n un' dosmohl ſillſt de m'r a nich mahr auskimm." „De hooſt mich no nich!" ſogt d'r Schmied: „Dert'n is e Stuhl. Ich muß nuch wos harricht'n!" — D'r Tud do'r müd wor, ſatzt' ſich a glei, un do ſtieht d'r Schmied auf un ſogt zu'ne: „Sihſtes ſihſtes du verfliſcht'r Ban'rmo' [1]), ich ho'dr's wull gſogt!"

D'r Tud hot nu nich g'wußt worim d'r Schmied ſu glocht hot, un wullt a aufſtie, kunnt ob'r nich. Do hot'r nocher's wull gewuſt, wuron 'r wor un hot'n Schmied gebat'n 'r ſill 'ne doch ner gieh loſſ'n." Dar ob'r hot'n e Zeit long zopp'ln loſſ'n, un v'rſprach'n loſſ'n, dos er 'n wied'r 10 Johre long in Fried loſſ'n ſillt. Un noch'rs hot'n d'r Schmied laaf'n loſſ'n un hot nuch 10 Johre v'rlabt. Olś die ob'r wied'r im worn un 'r 'n Tud hot kumm ſah, is 'r in ſei Gort'n gon, is af en Kerſchbam naufklattrt un noch'rs hot'r gaſſn.

D'r Tud hot'n e Weil zu gſah, un d'r Schmied ſogt' zu 'ne: Wenns de eppers Kerſch'n aſſ'n willſt, ſu ſteig ner af den Schworzkerſchbaam nauf, der dertn ſtieht. D'r Tud, d'r ſchun af de Kerſch'n g'lauert hot, klatt'rt a nauf un grob af den Baam, vun den kan'r roh [2]) kunnt. Der Schmied hot'n a Weil aſſn loſſn, noch'rs ob'r is 'r vun ſan Baam rohg'ſtieg'n un hot zun Tud gſogt, doß 'r 'n ſchun mitnehm kinnt, wonn 'r wullt.

D'r Tud wullt a glei vun Baam roh, kunnt ob'r nich un is drubn rimmgfohrn wie an'r der'n Weittonz hot, hot

---

[1]) Beiner-, d. h. Knochenmann. [2]) herab.

gflucht un gebatt, ells ob'r hot niſch gtaucht. Der Schmied ob'r hot glocht un is unn'rn Baam für Freid rimtonzt, un wie's Nocht worn is, ſogt' 'r zun Tud: Waſt de wos! Nu? hot d'r Tud g'frogt. „Doß de e weng merb werſt, loſſ' ich dich üb'r Nocht af'n Baam raußn, un moring frih kumm ich, un frog on, ub d'r's racht is, doß ich dich laaf'n loß', wenn's de m'r v'rſprichſt, doß de m'r gor nich mahr kummſt.“ Un drauf is d'r Schmied nei in's Haus gong, un hot ſich erſt 'n onn'rn Tog ſah loſſ'n. Do hot'r obr 'n Tud gfrogt: „Na willſt' ob'r willſt' nich? — D'r Tud ob'r hot racht gern „Jo!“ gſogt, un is zun dritten Mohl ohzogn, a nich mahr wied'rkummn.

Während dieß in einem rein deutſchen Landestheile erzählt wird, finden wir bei den tſchechiſchen Bewohnern Böhmens dasſelbe, und wir haben auch hier wieder die merkwürdige Übereinſtimmung in der Sage bei den ſprachlich verſchiedenen Böhmen. In Ober Cerekwe (an der öſtl. Grenze des Taborkreiſes) erzählt man: Zu einem Schmied kam ein alter Mann und bat um Unterſtand. Beim Abſchiede ſagte der Fremde: Da du mich ſo gut bewirtet haſt, ſo äußere einen Wunſch und er ſoll dir gewährt werden. Ich möchte gern — antwortete der Schmied — 100 Jahre leben, und jeder der ſich auf die Bank ſetzt, wo du geſeſſen biſt, ſoll nicht mehr aufſtehen, bis ich es ihm erlaube. Der Fremde ſagte ihm dieſes zu. Nachdem die 100 Jahre verfloſſen, trat der Tod zu ihm ein. Der Schmied ſagte, er ſei bereit, nur müſſe er erſt andere Kleider anziehen; unterdes ſolle er ſich dahin ſetzen. Der Schmied machte zu lange, und der Tod wollte erzürnt aufſpringen. Er vermochte es aber nicht, denn er ſaß auf jener Bank feſt, wo der Fremde geſeſſen war. Der Schmied ließ ihn ſitzen und erzählte allen Dorfbewohnern, daß der Tod feſt ſitze. Darüber freueten ſich alle. Weil nun aber nichts ſterben konnte, ſo überfüllte ſich die Erde mit Würmern, Heuſchrecken u. a. Thieren, welche alles auffraßen, was auf dem Felde war. Es fehlte auch an Fleiſch, weil man kein

Thier töten konnte. Da liefen endlich alle zu dem Schmied und baten, er möge doch den Tod wieder frei laſſen. Das geſchah, und der Tod begann wieder ſeine Ärnte.

16.

Zu Schönwald in Mähren hatte ſich ein Schmied aus Noth dem Teufel verſchrieben. Als er einſt trübſinnig am Fluſſe ſaß und fiſchte, kam ein Mann zu ihm, der ſich nach ſeinen Verhältniſſen erkundigte. Darauf begehrte der Fremde, er möge ihn in ſeine Wohnung führen. Dort ſagte er: Alles was du dir wünſcheſt, wird dieſer Tiſch dir verſchaffen; auch will ich dir Gewalt geben über die Teufel. Dann entfernte ſich der wunderbare Fremde, und der Schmied ſprach zum Tiſche, er wünſche Suppe, Braten, Wein ꝛc. und gleich ſtund alles da. So wurden eine Zeitlang alle ſeine Wünſche erfüllt; es fehlte ihm auch nicht an Arbeit und an Geſellen.

Nach einigen Jahren erſchien der Teufel zum zweitenmale. Der Schmied bat ihn ſo lange ſich zu ſetzen, bis er ſich angezogen habe. Der Teufel ſetzte ſich auf einen Stuhl, deſſen Harz ihm ſo anklebte, daß er lange feſt ſaß. Nach vielen Bitten und Verſprechungen machte er den Teufel los. Als dieſer aber ſein Begehren erneuerte, gieng der Schmied mit ihm. Draußen bei ſeinem Garten ſagte der Schmied, er habe den ganzen Tag noch nichts gegeſſen, darum möge er doch auf jenen Kirſchbaum ſteigen und ihm einige Kirſchen pflücken. Der Teufel that es, weil er ſelbſt gern Kirſchen aß. Als er aber herunter ſteigen wollte, konnte er ſich vom Baume nicht losmachen, und muſte einige Jahre auf den Äſten zubringen. Auf vieles bitten machte ihn endlich der Schmied frei und der Teufel eilte von dannen.

Nach etlichen Jahren kam er aber wieder, mit 30 kleinern Teufeln. Und er ſprach zum Schmied, entweder müſſe er nun mit ihm oder mit ſeinem Gefolge gehen. Da brachte der Schmied einen großen Kohlenſack herbei und ſagte, er wolle mit dem Teufel gehen, der in den Kohlenſack hinein-

ſpringen könne. Sogleich ſprangen alle hinein, und der Schmied ſchnürte den Sack zu, rief ſeine Geſellen herbei, und auf dem Amboß hämmerten ſie aus Leibeskräften auf die Teufel los. Darauf entließ er ſie.

Bevor der Schmied ſtarb, befahl er den ſeinigen, ſie ſollten ihm in den Sarg ſeine Schürze, ſeinen Hammer und ſeine Zange legen. Das geſchah auch. Und als der Schmied zur Hölle kam, that der Wächter einen Schrei, weil derjenige ankam, der ſie habe zermalmen wollen. Man verſchloß die Thür und der Schmied begab ſich nach dem Grabe zurück. [1])

Der Wagen Wuotans.

Die Volksſagen über den Wagen beziehen ſich weit mehr auf den Hellwagen (Gr. M. 762) als auf den Himmelwagen (Gr. M. 138). Die Vorſtellung von Wuotan auf ſeinem Götterwagen ſcheint älter als die des reitens durch die Luft. Zieht er an der Spitze des wilden Heeres, ſo ſind Seelen in ſeinem Geleit. Nach den vorhergehenden Erörterungen iſt es klar, daß auch der Teufel reitend und fahrend gedacht wurde, und der Wagen mit den ſchwarzen Pferden ward ein Schrecken für die Menſchen.

Der Wagen lebt nicht bloß in den Volksſagen fort, ſondern auch in Gebräuchen, z. B. bei dem oben erwähnten „Klopfengehen" in Komotau ſoll der goldene Wagen den Hörer in den Himmel tragen. Ausführlicher können wir berichten über den Thomaswagen.

17.

Im Markte Horaždiowitz in Böhmen beſteht folgender Brauch: Wenn die Thomasnacht (21. Dezember) heranrückt, ſo begibt ſich der Familienvater ſammt ſeinen Kindern und dem

[1]) In Öſterreich gibt es eine große Menge von Sagen, in denen der Teufel betrogen wird. Der Grundgedanke iſt überall derſelbe, darum theilen wir hier keine mehr mit. Teufelsſagen ſcheinen in Öſterreich überhaupt zahlreicher zu ſein als anderswo.

ganzen Hausgeſinde um die 7. Abendſtunde an einen langen Tiſch, in die Nähe des Ofens. Auf dem Tiſche befinden ſich die Federn des im Laufe eines ganzen Jahres geſchlachteten Geflügels. Die Federn werden an den langen Winterabenden getrennt, nämlich es wird die Fahne von dem Kiele geriſſen [1]).

Dabei erzählt man ſich allerlei Geſchichten, namentlich über den Thomaswagen. Ein Hausvater erzählte einſt folgendes.

„Als ich eben das Haus durchſuchte, begab ich mich auch auf den Boden und ſah gerade bei einer Dachluke hinaus. Da nahm ich war, wie der heil. Thomas in einem feurigen Wagen ſaß, über den Ring [2]) fuhr und ſchrie: Um 12 Uhr komm ich wieder. Als nun der heil. Thomas zum Kirchhof kam, blieb er mit Wagen und Pferden ſtehen, und am Kirchhofe warteten auf ihn die Toten welche Thomas hießen, und halfen ihrem Patron aus dem Wagen. Alsdann gieng der heil. Thomas ſammt ſeinen Begleitern bis zum Kreuze, welches ganz roth war, und Stralen von ſich warf; dort kniete er nieder und betete. Nach vollendetem Gebete ſtund er auf, gab den übrigen Namensbrüdern den Segen, und verſchwand unter dem Kreuze. Kaum war er in die Erde zurück, aus der er gekommen, ſo legte ſich jeder Thomas wieder in ſein Grab hinein.

Der Wagen ſammt Pferden und dem Kutſcher fuhren weiter in's nächſte Dorf; auf einmal hörte ich, als der Wagen kaum 20 Schritte vom Kirchhofe entfernt war, eine Stimme: Heiliger Thomas beſchütze mich! Jedoch der heil. Thomas war nicht in dem Wagen, ſondern war in die Erde verſchwunden.

Der Kutſcher, der in den Zügen dieſes rufenden den geizigen Richter von Buhſitz [3]) erkannte, ſchlug ihm mit ſeiner feurigen Peitſche die Augen aus und fuhr weiter."

---

[1]) Das Federntrennen wird in Mähren und Nied. Öſterreich auch Federnſchleißen genannt. Vergl. Kuhn nordd. Sag. S. 409 (130).

[2]) Marktplatz. [3]) Ein Dorf nächſt Horazdiowitz.

Nach dieſen Worten ſchwieg der Hausvater, und es ſchlug 12 Uhr. Da begann er wieder: Kinder! der heil. Thomas kommt ſchon wieder, fangt an zu beten, damit er uns nichts zu leide thue.

Nun knieten alle nieder und beteten das Gebet zum heil. Thomas. Unterdeſſen begibt ſich gewöhnlich ein Freund des Vaters mit vier großen Fackeln in den Hof, ſteckt an jede Seite eines Wagens eine brennende Fackel, ſpannt die Pferde vor den Wagen, ſprengt das Hausthor auf, und fährt durch den Markt Horazdiowitz. Der Hausvater ſteht am Fenſter und ſieht, ob ſein Freund, der den heil. Thomas vorſtellt, ſchon ſein Amt angetreten habe.

Nun hört der Vater den daherrollenden Wagen des heil. Thomas und fängt an: Heiliger Thomas beſchütze uns vor allen Übeln!

Nach dieſen Worten fallen alle anweſenden abermals auf die Knie und beten ein andächtiges Vater unſer; ja nicht ſelten geſchieht es, daß in dieſem Augenblicke aus Furcht auch Thränen vergoſſen werden.

Nun iſt's beiläufig ein Uhr Nachts. Der Mann, welcher den heil. Thomas vorſtellt, tritt nun mit verbundenem Geſichte in das Zimmer, und ſagt: Ich wurde eben vom heil. Thomas auf eine ſchmerzhafte Weiſe begrüßt, denn er hätte mir beinahe ein Auge mit ſeiner feurigen Peitſche ausgeſchlagen. Darauf fangen auch die Kinder an, dieſem zu erzählen was ſie gehört haben. Dabei wird es etwa zwei Uhr Nachts, und es erſcheint der Nachtwächter mit einem langen weißen Barte und einer Biſchofsmütze (den heil. Thomas vorſtellend) und neben ſich führt er einen ziemlich großen Kettenhund. Der Nachtwächter bleibt vor dem Hauſe ſtehen und fängt an in ſein Horn zu blaſen, hernach ſetzt er ſich auf die Erde nieder und ſingt:

Meine lieben Herrn und Frauen laßt euch ſagen,
die heil. Glocke hat g'rad 2 Uhr g'ſchlagen,
nehmt's euch in Acht vor Feuer und Licht,
daß euch durch den heil. Thomas nichts g'ſchicht.

Wenn er ſein Lied abgeſungen hat, geht der Hausvater hinaus und gibt ihm einige Kreuzer. Dann kommt der Vater herein und ſagt zu ſeinen Kindern: Kinder, der heil. Mann laßt euch ſagen, ihr ſollts brav ſein, fleißig beten und das künftige Jahr wird er euch wieder beſuchen. Hat nun der Hausvater dieſes geſprochen, ſo holt die Frau des Hauſes einen Sack, um die getrennten Federn hinein zu thun. Iſt dieß geſchehen, ſo ſagt ſie noch einmal: Mann! durchſuche noch einmal das ganze Haus und dann gehen wir in Gottes Namen ſchlafen.

Der Hausvater begibt ſich abermals mit ſeinem Freunde fort. Dieſer trägt jetzt außer der Fackel auch noch ein Glas mit dem heil. 3 Königswaſſer gefüllt und ein wenig Salz in den Stall, beſprengt denſelben zuerſt von außen, hernach geht er in Stall, beſprengt jede Kuh und ſtreuet ihr ein wenig Salz auf den Kopf, mit den Worten: „Beſchütze dich der heil. Thomas vor jeder Krankheit.“

Hat er ſo über alle Kühe dieſe Worte geſprochen, ſo geht er ſammt ſeinem Freunde in das Schlafgemach und alle begaben ſich zur Ruhe.

Der nächſte Tag wird mit frommen Gebeten zugebracht, und noch lange erzählen die Kinder von dem was ſie gehört und geſehen haben.

In obiger Überlieferung erſcheint heidniſches und chriſtliches wunderbar vermengt. Mehr ſolcher Züge vermöchten ſelbſt über den Kult Wuotans einiges Licht zu verbreiten. Der feurige Wagen, die vier Fackeln (Räder), der Umzug, das Verhältnis zu den Toten, der Freund und Begleiter des Hausvaters, der Kettenhund — das ſind offenbar Überlieferungen aus vorchriſtlicher Zeit.

18.

In Wien ſind diejenigen, die man als Kinder vor den „ſchwarzen Wagen“ gewarnt, nicht völlig Greiſe. Mit dem ſchwarzen Wagen

aber hatte es folgende Bewandnis. Nicht zur Stunde der Mitternacht, wo die gewöhnlichen Geſpenſter ihren Umgang halten, ſondern um vieles ſpäter, nämlich zur Zeit, wo, nach Eintritt der Nacht- und Tagſcheide, Menſch und Thier der tiefſten Ruhe genießen, und ein markdurchfroſtender Windzug durch die einſamen Straßen ſtreicht, raſſelt es plötzlich von fern her über das Granitpflaſter der Stadt, daß ſelbſt der behaglichſte Schläfer halb erwacht aufſtönt und horcht, was da los ſein möge. Und näher und näher brauſt es, und rumort zwiſchen den Häuſern fort, daß die Wände ſchüttern und die Fenſter klirren. Das iſt der „ſchwere Wagen.“ Jedermann, der ihn hört und wach genug iſt, um ſich ſeiner bewuſt zu ſein, fühlt die Begierde, ſich zu überzeugen, wer denn zu ſo unheimlicher Stunde mit ſolchem Ungeſtüm durch die Straßen jagt; namentlich ſpüren die Kinder viele Luſt dazu. Allein, ſtatt empor zu ſpringen und an's Fenſter zu eilen, ehe der Wagen vorübergerollt, hüllen ſie ſich lieber um ſo feſter in ihre Decke, denn ſie erinnern ſich mit Schaudern deſſen, was die Kindsmagd längſt ihnen eingeprägt hat. — „Der ſchwere Wagen iſt ein Fuhrwerk, worauf der leibhafte Satan ſelber ſitzt. Wage ſich ja niemand an's Fenſter, wenn er vorüberfährt, denn eine Maulſchelle ſo derber Art, daß ihm zeitlebens die fünf Finger des Böſen auf der Wange eingebrannt blieben, wäre die geringſte Strafe für ſeine Neugierde. Manchem aber ergieng es noch ſchlechter, indem ihm der Kopf entweder ganz weggeriſſen, oder wenigſtens ſo verdreht wurde, daß ihm das Geſicht nach rückwärts, das Genick nach vorne ſtand!“ — Man läßt daher den „ſchweren (oder ſchwarzen) Wagen“ lieber unbelauſcht vorüberjagen, und ſucht den Schreck, den ſein raſſeln eingejagt hat, zu verſchlafen.

Von J. Gabr. Seidl, einem gebornen Wiener. Der „markdurchfroſtende Windzug“ beſtätigt wieder, was J. Grimm (Myth. 836) von der Perſonifikation der Elemente ſagt: „Wuotan

erſcheint als alldurchdringende Luft, als Himmel und Erde durchziehendes rauſchen, wie in den Worten wuot und vôma ermittelt iſt.“ Wuotan, das verbreitetſte der Elemente (die Luft) repräſentierend, wird als der alldurchdringende Geiſt der Natur aufgefaßt. Er hält hier mit dem ſchweren Wagen ſeinen Umzug wie an der Spitze des wütenden Heeres. Vergl. Simrock's Mythol. 206, 234, 253, 254, woraus hervorgeht, daß dieſe Erſcheinung nicht auf den Sohn (Donar) ſondern auf Wuotan ſelbſt zu beziehen iſt. Derſelbe iſt auch der Hojemo und der Aſchama bei Panzer II. 110. Vergl. Rochholz Aarg. Sag. Nr. 84, 166, b.

19.

Eine aus Hainburg gebürtige Frau erzählte mir, daß in ihrem Geburtsorte der „ſchwari Wagen“ oft durchgefahren ſei. An demſelben waren vier kohlſchwarze Rappen geſpannt, und das ganze Zeug war ſchwarz. Derſelbe ſei immer um Mitternacht gefahren, und habe ſeinen Weg über Kreuzwege genommen. Vorn auf dem Wagen ſei der Teufel geſeſſen. Derſelbe habe auf einer Trompete geblaſen oder vielmehr gedrönt und dabei geſchnalzt. Sie ſelbſt habe ihn einmal, als ſie durch's Fenſter ſchaute, im wilden Saus vorbeifahren ſehen.

Ein neugieriges Weib öffnete einſt das Fenſter und ſtreckte den Kopf heraus, als der Wagen vorbeifuhr. Da bekam ſie eine tüchtige Ohrfeige, ſo daß ihr beinahe hören und ſehen vergieng.

20.

In meiner Jugendzeit war unter den Leuten zu Trumau ſtark die Rede, daß in der Nacht der Teufel mit entſetzlichem Revolter durch das Ort fahre. Das geſchah ſehr oft. Beim „Furtbach“ iſt er immer hinausgefahren. Beim Furtbach — ſo heißt dort ein Theil des Trieſtingbaches — iſt wirklich eine ſehr „enteriſche“ Gegend.

Der Teufel ſoll oft mit ſolchem Gepurre und Geſchepper durch die Gaſſen gefahren ſein, daß die Fenſter der Häuſer

klirrten. Auch habe er öfter auf einem Posthörnl geblasen. Das sei aber nur ein drönen in einem Tone gewesen.

Der Teufel fährt in der Nacht auch durch Münchendorf, aber stets auf der linken Seite des Dorfes vom obern Orte angefangen, und hat ein sechsspänniges Fuhrwerk.

Auch auf der Münchendorfer Heide ist der Wagen mit einem schwarzen Fuhrmann gesehen worden. Bei einem Kreuze hat er sich verloren.

21.

Es wird so beiläufig fünfzig bis sechzig Jahre sein, da war zu Trumau, meinem Geburtsorte, der alte „Most" Feldhüter. Einmal saß er in der Nacht auf dem Felde und rauchte sein Pfeifchen. Der Mond schien spiegellicht. Da sah er auf einmal mitten durch Feld und Äcker einen Wagen daherfahren, dessen Räder sich nicht bewegten, sondern so dahinschleiften. Den Wagen zogen schwarze Rosse ohne Köpfe, und auf dem Wagen saßen lauter schwarze Gestalten, ebenfalls ohne Köpfe. Er fuhr ganz nahe an ihm vorüber, und wieder quer durch Feld und Äcker fort.

22.

Es mag ungefähr fünfzig Jahre her sein, da gieng vom Wirt zu Heiligenkreuz, der zugleich Fleischhauer war, ein Bankknecht nach dem nahen Dornbach um ein Kalb. Es fieng an dumper (dunkel) zu werden, als er seinen Heimweg antrat; deswegen suchte er sich zu beeilen. Weil er aber sein Kalb nicht recht weiter brachte, so wurde er zornig und fieng fürchterlich zu fluchen und zu schelten an, was er auch auf dem ganzen Wege herab that. So war er bis zum Einsiedlerkreuz gekommen, welches damals noch „enter" dem Dornbache gestanden ist.

Nr. 19 bis 24 sind Jugenderinnerungen vom Schullehrer Wurth aus Trumau

Da ſieht er auf einmal aus dem Einſiedlergraben heraus einen kohlſchwarzen Wagen mit vier Rappen beſpannt auf ſich zukommen. Aus dem Wagen ſtiegen zwei ſchwarze Männer heraus. Über das erſchrack er ſo ſehr, daß er ſein Kalb liegen ließ und in einem Athem nach Hauſe lief.

23.

Zu Altenmarkt an der Straße nach Maria-Zell lebte einſt ein Wirt, ein gar ruchloſer Menſch. Er that den ganzen lieben Tag nichts als fluchen und ſchelten. Einmal — es war am Taufaſamſtag [1]) — hatte er wieder den ganzen Tag herumgeflucht, und dießmal that er es bis ſpät in die Nacht hinein. Es wurde Mitternacht. Da hörten ſie plötzlich mit entſetzlichem Gepolter einen ſchweren Wagen in ihren Hof hineinrollen und pumpern. Allen kam ein Grauſen an. Da geht die Gaſtzimmerthür auf, und es treten zwölf kohlſchwarze Männer herein, die ſich ganz ſtumm zum Tiſche ſetzen. Die Wirtsleute ganz ſtarr vor Schreck und Entſetzen wiſſen ſich nicht zu rathen und zu helfen, und getrauen ſich nicht einen Schritt von ihrem Platze zu weichen. Das Dienſtmädchen hat doch ſo viel Geiſtesgegenwart und lauft ſchnell zur Nachbarin, die als ein frommes, chriſtliches Weib bekannt war, weckt ſie auf, und erzählt ihr zitternd von den zwölf ſchwarzen Männern. Zugleich bittet ſie dieſelbe, nur mit ihr hinüber zu gehen, denn ihre Herrnleute wüſten ſich gar nicht zu helfen. Die Nachbarin, ſchon eine Greiſin, macht ſich ſogleich auf und geht mit, nimmt aber Weihwaſſer zu ſich. Sie tritt in's Gaſtzimmer hinein mit dem Rufe: „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“ Hernach beſprengte ſie das ganze Zimmer, ſowie auch die ſchwarzen Männer mit Weihwaſſer. Da ſtehen ſie einer nach dem andern auf und verlieren ſich aus dem Zimmer. Der letzte, als er bei der Thür hinausſchritt, ſagte: „enker [2]) Glück!“

---

[1]) Samſtag vor Oſtern. [2]) Euer.

Das sprach er aber so durch die Nase, daß man deutlich daraus schließen konnte, woher diese Männer waren. Darauf hörten sie den Wagen mit dem früheren Gepolter zum Hofe hinausrollen. Im Hause aber hatten die schwarzen Männer einen Höllengestank zurückgelassen.

Zwölf schwarze Männer finden wir auch bei Rochholz Aarg. Sag. 2, S. 144. Über die Zwölfzahl vergl. Simrock Myth. 2, 194.

24.

Es war einmal eine Gräfin, eine gar böse Frau, Die war zu einem Balle geladen. Sie wollte dabei recht schön erscheinen, und ließ sich von ihren Dienstmädchen ihre kostbarsten Kleider anziehen. Weil ihr diese aber gar nichts recht machten, so sekierte sie [1]) dieselben und schalt dabei, daß es ein Grausen war. Da rollte plötzlich ein Wagen daher, welcher vor ihrem Hause hielt. Aus demselben stieg ein Herr. Der gieng zur Gräfin hinauf und fragte sie, ob sie nicht mit ihm auf den Ball fahren wolle. Ihr war das gleich recht, und sie gieng mit ihm. Das Stubenmädchen gab ihrer Frau das Geleite bis zum Wagen, und kehrte dann wieder zurück. Bei der Thür stand aber die Hausmeisterin; die hatte bemerkt als der Herr in den Wagen einstieg, daß er Geißfüße habe, worüber sie sich nicht wenig entsetzte. Sie blieb stehen und schaute dem Wagen nach, als er fortfuhr. Da sah sie den Wagen plötzlich in die Lüfte hinauffahren, und sie fiel darüber in Ohnmacht. — Von der Gräfin aber hat kein Mensch mehr etwas vernommen. [2])

25.

In dem Orte Vösendorf (bei Wien) geht die Sage, daß jede Woche Samstag Nachts um zwölf Uhr der Teufel mit

---

[1]) Österreichisch st. leidwerken, necken.

[2]) Vergl. Vernaleken, Alpensagen Nr. 68.

einem vierſpännigen Wagen in das Dorf fahre und in der Richtung nach Hennersdorf wieder hinaus. Auf dem Wege befindet ſich aber ein Standbild des heiligen Johannes von Nepomuk; wie nun der Teufel in deſſen Nähe kommt, erhebt der heilige Johannes drohend ſeine rechte Hand, der Teufel kann nicht vorbei und muß nun unter fürchterlichem Lärmen den Wagen zurückſchieben. Dieſer Spuk wiederholt ſich regelmäßig jeden Samſtag.

26.

In Amſtetten (Nied. Öſterr.) fährt der Teufel in der Chriſtnacht um zwölf Uhr auf einem feurigen Wagen ſitzend herum. Dieſer Wagen wird von zwei ſchwarzen Pferden gezogen, die feurige Augen haben. So erzählte ein Mann aus dem Orte. Wir fragten ihn, ob er ſchon Gelegenheit gehabt habe, den Teufel auf ſeiner Spazierfahrt zu ſehen. Davor behüte mich Gott, antwortete er; denn der Teufel läſſt ſich auf ſeinen Fahrten nicht gerne beobachten und dreht einem jeden, der ihm begegnet, den Hals um, oder kennzeichnet ihn auf irgend eine andere Weiſe. Bei uns in Amſtetten, fuhr er fort, war einmal eine Magd, die wollte gerne den Teufel ſpazieren fahren ſehn. Sie blieb daher in der heiligen Nacht auf, und ſah um zwölf Uhr zum Fenſter hinaus. Richtig kam der Teufel dahergefahren, und gab ihr eine ſolche Ohrfeige, daß man des andern Tages alle fünf Finger des Teufels auf der Wange des Mädchens ſah.

In Wien, am Eckhauſe der Feldgaſſe, wo dieſe in die Mariahilfer Hauptſtraße mündet, befindet ſich ein großes Marienbild, über deſſen Urſprung folgendes geſagt wird.

Nachts um 12 Uhr fuhr an dieſer Stelle der Teufel vorbei, und die Tochter eines Fiakers wollte ſich davon überzeugen. Als ſie nun das raſſeln vernahm, öffnete ſie das Fenſter und ſah hinaus. Sie bekam aber eine ſolche Ohrfeige, daß ſie tot aus dem Fenſter fiel, und des Morgens ſah man

eine ſchwarze Hand auf ihrer Wange eingedrückt. Das Fenſter wurde nun vermauert und das Marienbild an deſſen Stelle gemalt. Seit der Zeit hat der Spuk aufgehört.

Ein Bild, das früher an einem Hauſe „zur Kohlgränze" auf der Wieden war, ſoll eine ähnliche Veranlaſſnng gehabt haben. Der Hausherr, der einmal ſehen wollte wie der Teufel umfahre, ſchaute zum Fenſter hinaus. Als er aber den Kopf zurückziehen wollte, war er zu groß geworden. Damit er wieder klein werde, gelobte er ein Chriſtusbild.

Auch in Mauerbach (Nied. Öſterr.) iſt im Kreuzgange der Karthäuſer ein ſchwarzer Wagen gefahren, in welchem zwei Perſonen ſaßen. Beide ſowie der Kutſcher waren ſchwarz und ohne Kopf. Ein Karthäuſer, der ſich davon überzeugen wollte, ward mit ſeinem Kopfe an das Mauerwerk des Fenſters befeſtigt.

Wir finden hier den allgemein verbreiteten Zug der Volksſage, den Urſprung gewiſſer Denkmale mythiſch herzuleiten.

27.

In Langenzersdorf am Fuße des Biſamberges (bei Wien) erzählt man ſich folgendes. Wer in der Nacht über den am Fuße des Berges ſich befindlichen Kreuzweg geht, der ſieht, wie der Teufel in einem feurigen Wagen, gezogen von vier ſchwarzen Pferden, mit ungeheurem Lärm über das Gebirge ſauſt.

Auch dieſe Überlieferung zeigt, wie nahe die Vorſtellung vom Hellwagen und die von der wilden Jagd ſich berühren.

Todverkündende Vorzeichen.

Der Aberglaube folgert aus gewiſſen Zeichen, daß einer bald dem Tode anheim fallen werde. Dieſe Art des Aberglaubens gehört (nach Grimm Myth. 1059) zum leidenden. Die Erſcheinung gewiſſer Vögel iſt von jeher für todverkündend gehalten (Gr. M. 1088). In Öſterreich iſt allgemein die „Klage" bekannt (vergl. auch Panzer, bair. Sag. 2, Nr. 174).

28.

a. Die Klag' ist eine Erscheinung, die niemand vergißt, dem sie begegnet. Wenn's manchmal um Mitternacht in einem Hause zu schlurren und zu winseln anfängt, als ob ein schwerer Körper über die Steintreppe geschleift würde, so daß man Ruck für Ruck hört und ein Geächze vernimmt, wie das eines sterbenden, so ist das die Klag'. Öffnet man die Stubenthür und blickt hinab auf den finstern Hausflur, so sieht man's schwer fortrollen, wie einen unförmlichen Knäul, blaue Funken sprühend, bald einer Kugel, bald einem Rumpf ähnlich von Stufe zu Stufe empor hüpfen, wie eine feurige Kröte, und hört dabei so widerlich schnurren und heulen, als ob ein Mensch „abgethan" würde. Schaudernd eilt man in seine Stube zurück und schließt schnell ab, damit die Klag' ja nicht über die Schwelle komme.

Aber genug wenn sie im Hause sich hat vernehmen lassen; gewöhnlich hat's einen Todfall zu bedeuten oder mindestens einen Unfall. (Nied. Österr.)

b. Oft hört man im Hause oder draußen vor dem Fenster ein winseln und ein weinen, wie von einem kleinen Kinde; sowohl bei Tage als bei der Nacht. Das nennen die Leute die Klage. Es soll das die Seele eines verstorbenen Freundes oder Bekannten sein. In dem Hause, wo die Klage gehört wird, stirbt bald darauf jemand, oder aus der Freundschaft desselben Hauses. [1])

Oft hört man die Klage auch durch das Haus ziehen und zum Fenster hinaus. (Nied. Österr.)

29.

In der Umgegend von Preßburg will man die s. g. Todtenkugel gesehen haben, da wo ein Sterbefall bevorsteht.

---

[1]) Vielleicht wären hier die an sich verwandten griech. Keren und Mören (verw. mit mors) zu vergleichen.

Ein alter Mann erzählte mir folgendes:

Als ich eines Abends am Krankenbette meiner Tochter saß, stürzte von der Decke des Zimmers ein schwerer Körper auf den Warenkasten, von dort auf den Tisch, warf mehrere Gläser herunter ohne sie zu beschädigen, und fiel endlich mit Getöse auf den Boden.

Ich stand von meinem Stuhle auf und wollte nachsehen, was geschehen wäre. Aber nirgend fand ich eine Spur von dem gefallenen Gegenstande. Darüber beruhigt, setzte ich mich wieder auf meinen vorigen Platz. Ich war noch nicht lange da gesessen, als sich unter dem Bette meines Kindes etwas vernehmen ließ, welches den schnurren eines Spinnrades ähnelte. Ich blickte unter das Bett und bemerkte eine schwarze Kugel, welche sich drehte. Jetzt fiel mir die Erzählung meiner Großmutter ein, und ich flüchtete mich mit meinem Sohne auf einen nahen Stuhl. Kaum standen wir auf demselben, als die Kugel hervorkam und das ganze Zimmer durchkreiste. Dann lief sie wieder unter das Bett, und eine schauerliche Stille trat ein. Endlich wagte ich es, vom Stuhle herab zu steigen und unter das Bett zu sehen, wo die Kugel hingekommen sei; aber sie war und blieb verschwunden, und nie war von derselben eine Spur zu finden. Von dieser Zeit an verfolgte mich immer das Bild dieser Kugel, und ich wich Tag und Nacht nicht von dem Bette meiner Tochter, bis sie am dritten Tage starb. Seit dieser Zeit glaube ich an die Todtenkugel.

30.

Auch der Todtenreiter erscheint als Vorbote, wie folgende Sage zeigt.

In einem Hause des Ortes Weierburg (Nied. Österr.) haust der Sage nach seit langen Zeiten ein Gespenst, welches jedoch nur dann als schwarzer Reiter erscheint, wenn ein Bewohner des Hauses stirbt.

Zu dem Besitzer des Hauses war einst eine junge Frau gekommen, um den Sommer dort zuzubringen. Eines Abends kam unvermuthet ihr Mann an, der muste die Nacht in einem Hintergebäude zubringen. Sie begleitete ihn mit einem Lichte über den langen düstern Hof, als sie plötzlich Pferdegetrappe hörte und zu ihrem Schrecken einen ungeheuern Reiter auf sich zu kommen sah, welcher ganz schwarz und wohl drei Klafter hoch war. Mit einem Schrei des Entsetzens warf sie das Licht weg und floh eilends nach dem Hause, allein sie sah abermals diesen Reiter vor sich, welcher ihr den Eintritt zu verwehren schien. Halb bewustlos fiel sie zu Boden und wurde so von ihrem Manne angetroffen, der ihr nachgeeilt war, und sich die Ursache ihres Schreckens nicht zu erklären wuste, da er weder das Pferdegetrappe gehört noch den Reiter gesehen hatte.

Dieß erschien den Leuten als ein sehr bedenkliches Vorzeichen, und in der That war die junge Frau in einigen Monaten eine Leiche.

Weitere Belege zu diesem Abschnitte in meinen „Alpensagen" S. 402 ff. Was dort von der Todtenschar, vom Todtenvolk ꝛc. mitgetheilt ist, steht offenbar im Zusammenhange mit der „wilden Jagd," wie denn in unsern bisherigen Mittheilungen fast alles auf einen heidnischen Hintergrund, auf Wuotan weiset. Das muß uns immer mehr überzeugen, wie monotheistisch die Religion der Deutschen ursprünglich gewesen ist. Schon Tacitus (Germania 9) sagt: deorum maxime Mercurium colunt. (Über Mercur s. Gr. M. 117, 136, 327, 928.) Zur Bestätigung dient auch die folgende Sagengruppe, die im Volke noch tiefe Wurzeln hat.

IV. Entrückung.

Heldenhügel.

Die Erinnerung an Wuotan als den Lenker des Kriegs iſt nicht ganz ausgeſtorben. Wuotan und ſeine Helden ſind entrückt in die Berge, wo ſie dem Tage der Entſcheidung entgegenſchlafen.

Wuotans Todtenreich im Berge vertritt die nordiſche Valhöll, und damit im Zuſammenhange ſteht die uralte Vorſtellung vom Weltuntergange und ihrer Erneuerung. Seitdem beliebte Volkshelden, die an die Stelle der alten Götter traten, heimgegangen waren, wurde auch ihre einſtige Wiederkehr auf ſtaatliche Erneuerung bezogen. [1]) Bekannt ſind die Sagen von den Tellen, von Barbaroſſa, von Artus u. a. Weniger bekannt ſind bis jetzt die Sagen von den Heldenhügeln in Böhmen und Mähren, die einen neuen Beweis dafür geben, wie ſehr die mythiſchen Vorſtellungen der Weſtſlawen mit denen der Deutſchen übereinſtimmen, mag nun Entlehnung ſtattgefunden haben oder eine gemeinſame Grundlage vorhanden ſein. Grimm hat ſchon in ſeiner Mythologie (913) des Svatopluk erwähnt, auf deſſen Rückkehr man hofft (Palacky 1, 135).

---

[1]) Über die Bedeutung und den Zuſammenhang der Mythen von den bergentrückten Helden ſ. Grimm M. 890 fg. 912 ff., Kuhn nordd. Sag. S. 495. Simrock Myth. 179, 366.

Sowohl die Lage Böhmens und Mährens, die Geſchichte dieſer Länder, als auch das eigenthümliche wandern der Volksſage machen es höchſt ſchwierig, faſt unmöglich, die deutſchen Elemente von den ſlawiſchen zu ſcheiden. Wir ſtreifen hier überall an die ſlawiſche Mythologie, die leider bis jetzt ihren J. Grimm noch nicht gefunden hat. Hanuſch hat mit der „filoſofiſchen Auffaſſung" begonnen, ohne hinreichende konkrete Grundlagen. Wir haben eine Fülle ſchöner ſlawiſcher Lieder, aber Mythen aus dem Volke müſſen erſt noch, ohne eigene Zuthaten, geſammelt werden und zwar von ſolchen die der weſtſlawiſchen Dialekte genau kundig ſind. Wir können auf manches hier nur hindeuten, bis eine reichere Leſe in vollen Zug kommt.

1.

Der Berg Blanik iſt nordöſtlich von Markte Launiowitz (etwa 4 Meilen von Tabor). Er hat (nach Sommer) 1845 Fuß Meereshöhe. Weſtlich in einiger Entfernung vom Blanik fließt das Flüßchen Blanitz.

Von dieſem Berge gehen mancherlei Sagen. Bekannt iſt die über Zdenko von Zasmuk, der die von den Taboriten erſchlagenen Helden im Blanik beſucht hat. Dort verweilen ſie, bis den Böhmen eine große Gefahr drohet; am Johannistage öffnet ſich der Berg, die Ritter reiten heraus, tränken ihre Roſſe und üben ſich in den Waffen.

Auch ein Hirt kam einſt in den Berg und ſah geharniſchte Männer im Kreiſe auf ſteinernen Bänken ſchlafen. Sie erhoben ſich und fragten, ob es Zeit zum Aufbruche ſei. Der Anführer („Meinhart") aber ſprach: Noch iſt es nicht an der Zeit, daß wir Böhmens Feinde vertilgen. Darauf verſanken alle wieder in den Schlaf; der Hirt ſuchte den Ausgang und erfuhr, daß er ein ganzes Jahr lang fort geweſen ſei.

Oft hört man Lärm und Waffengeklirr im Blanik; dann meint das Volk, die eingeſchloſſenen Ritter rüſten ſich zum Kampfe. Aus dem Berge fließt eine Quelle, deren Farbe und Geruch dem der Miſtjauche ähnlich ſein ſoll. Das Volk glaubt,

ſie rühre von den Pferden her, die im Blanik geſattelt ſtehen, der Reihe nach an einer Felſenwand.

Am Boden oder auf ſteinernen Bänken ſchlafen die Ritter und neben jedem liegen ſeine Waffen. Einige ſagen, die Ritter ſchlafen ſitzend, den Kopf auf das Schwert geſtützt, während andere erzählen, daß die Ritter ſchon auf den Pferden ſitzen und ſchlafen, wobei ſie den Kopf auf dem Halſe des Pferdes ruhen laſſen. In der Mitte der Halle iſt ein erhöhter Sitz, wo der Anführer („Meinhart") ſchläft.

Auch ein Nagelſchmied iſt einſt in den Berg gegangen und hat einem Ritter einen Sack voll Nägel ausgetauſcht gegen Kehricht. Außer dem Berge fand er ſtatt des Kehrichts das reinſte Gold. Dasſelbe begegnete einem Knechte, den der Häuptling erſuchte, er möge den Ort reinigen wo die Pferde ſtehen. Sein Lohn war der Miſt, der ſich aber in lauteres Gold verwandelte.

In der Nähe des Blanik wohnte ein Schmied, welcher ganz nahe an dem Berge ſeine Wieſe hatte. Früh Morgens gieng er eines Tages mit noch einem Taglöhner, um das Heu in Haufen zu werfen. Als die Magd mit dem Frühſtück kam, nahm der Schmied ſeinen Theil und ſetzte ſich am Fuße des Berges nieder, um es zu verzehren. Kaum hatte er den Löffel bei Seite gelegt, ſo trat ein Mann zu ihm, der in einen Mantel eingehüllt war, und ſprach: Folge mir Freund. Der Schmied that es, und beide giengen nun in den Berg. Als ſie da ankamen, wandte ſich der Ritter zum Schmied und ſprach: Ich habe dich hierher geführt, damit du unſere Pferde neu beſchlageſt. [1]) Der Schmied antwortete: Das iſt unmöglich, da ich keine Werkzeuge bei mir habe. Deshalb ſei unbeſorgt, erwiederte der Ritter, und er brachte dem Schmiede die Werkzeuge und ſagte: Thue nun was ich dir befohlen habe, gib aber Acht, daß du keinen dieſer Ritter anſtoßeſt. Der Schmied machte ſich an die Arbeit, und als er das letzte Pferd be-

[1]) Vergl. S. 46.

ſchlug, wandte er ſich ungeſchickt um und berührte den am Roſſe ſitzenden Ritter, welcher alſogleich erwachte und rief: „Iſt's ſchon Zeit?“ — Der wachende Ritter drohte dem Schmied und ſprach zu jenem: Noch nicht, ſchlafe nur weiter. — Für das beſchlagen der Pferde erhielt er die alten Hufeiſen, die ſich in Gold verwandelten. Als der Schmied auf die Wieſe kam und anſtatt einer Perſon zweie Gras mähen ſah, verwunderte er ſich. Die Arbeiter erzählten dem Schmiede, er ſei ein ganzes Jahr abweſend geweſen und man habe ihn ſchon für verloren gehalten.

Die Zeit, in welcher die Blaniker Ritter den bedrängten Brüdern zu Hilfe eilen werden, hat das Volk ſo bezeichnet. Von allen Seiten werden die Feinde in's Land einbrechen, und plündernd und mordend durch daſſelbe ziehen; die Hauptſtadt wird der Erde gleichgemacht, ſo daß man ſchwer den Ort finden wird, an dem ſie geſtanden iſt, und der Fuhrmann, welcher an dieſer Stelle vorbeifährt, wird mit der Peitſche knallen und klagend rufen: Hier ſtand einſt die ſchöne große Stadt Prag.

Durch das Schwert der Feinde wird die Zahl der Bewohner täglich ſchwinden; wenn dann aber der Böhmen nur mehr ſo viele ſind, daß ſie alle auf einem großen Fuhrmannswagen Platz finden, wenn der trockenliegende Teich beim Blanikberge mit Blut gefüllt ſein wird und die dürren Bäume am Ufer der Blanitz Blüten treiben: dann wird ſich der Blanik öffnen und die heilige Schaar mit dem Herzoge Wenzel, welcher auf einem Schimmel reitend die Reichsfahne in der Hand hält, wird hervor kommen. Dieſe Ritter ſtürzen ſich dann unter die Feinde und jagen dieſelben über die Grenze und kehren ſodann nach vollbrachtem Kampfe zum ewigen Frieden ein. Die noch lebenden Böhmen werden ſich ſammeln und ein neues kräftiges Volk gründen, das die beſten Zeiten erleben ſoll.

Während in Südböhmen die ſchlafenden Ritter in den Blanik verlegt werden, vermuthet man im mittleren Theil des

Landes die Ritter in dem Berge Rip (Georgsberg), welcher im Prager Kreiſe ſüdlich von der Stadt Rakonitz liegt.

In allen Sagen vom Blanik tritt eine Perſon immer beſonders hervor. Nach der Ausſage eines Hirtenknaben, der auch im Berge war, ſeien in einem hellerleuchteten Sale alle Ritter in ſchwarzer Rüſtung geweſen, nur einer von ihnen habe eine goldſtralende Rüſtung gehabt. Dieſer habe die Frage, ob es noch nicht Zeit ſei, verneint, und zwar zu wiederholten Malen. Viele halten jenen Ritter für den König Wenzel, von dem man übrigens auch ſagt, er ſei in eine Eiche entrückt.

2.

Bei Podhořan (zwiſchen Kuttenberg und Chrudim) ſind die Überreſte der Burg Pořan. Zu König Wenzels Zeiten ſoll hier ein Raubritter gehauſet haben, und für ſeine Übelthaten iſt er in einen benachbarten Wald ſo lange verwünſcht, bis die Ruinen der Burg verſchwunden ſein werden. Sonntagskinder behaupten, daß der Stamm eines Apfelbaumes ſich an jedem Weihnachtabend öffne, daß ein Greis daraus hervorſteige, der ſich die ganze Gegend mit finſterm Geſichte betrachtet; dann ruft er aus: Noch immer nicht verſchwunden!

3.

Unweit des mähriſchen Molkenkurortes Rožnau befindet ſich der Berg Radhoſt.

Vor langer Zeit weidete an dieſem Berge ein Hirt ſeine zahlreiche Herde. Er umgieng gewöhnlich, bevor er ſeinen Weideplatz verlaſſen hatte, den ganzen Berg. Als er eines Abends am Abhange ſtund, ſah er eine ihm unbekannte Grube. Voll Neugierde ſprang er in dieſe und fand dort einen unterirdiſchen Gang, den er verfolgte. Zu ſeiner Überraſchung kam er in ein großes Zimmer, in welchem viele als Feldherrn gekleidete Männer ſchliefen. Der Hirt erſchrack über dieſe Wundererſcheinung,

gieng aber doch weiter, und da erblickte er ein gesatteltes Pferd, bei welchem einer der Führer stand, den einen Fuß am Boden, den andern im Steigbügel haltend.

Als er aber in das Innere des Gemaches kam, gewarte er mehrere am Boden schlafende, und einen beim Tisch sitzenden und schlummernden Feldherrn, der einen sehr langen geflochtenen Bart hatte, der mehrere Windungen um den Tisch machte. Durch das Geräusch des eintretenden Hirten wurden einige wach und einer von ihnen fragte den Hirten, was er da wolle. Er bat um Verzeihung und sagte, er könne den Weg nicht hinaus finden. Nach einer Weile erhoben mehrere schlumernde ihre Häupter und fragten, ob es Zeit sei. „Es ist noch nicht Zeit" bekamen sie zur Antwort. Nachdem nun alle Männer wach waren, und der Hirt aus Furcht nochmals um Verzeihung bat, so stund einer vom Tische auf und sprach zu dem Hirten:

Du siehst hier die Führer eines in diesem Berge wohnenden Heeres, welches den Namen „Gojmagoj Regiment" führt. Wir sind vor sehr langer Zeit von der Erde verschlungen und euch über uns wohnenden verschwunden; unsere Bestimmung aber ist: den ewigen Frieden herzustellen. Sollte je einst die Zeit erscheinen, in welcher kein Mittel mehr den Frieden herzustellen vermöchte, so werden unsere Männer diesen Berg verlassen und mit ihrem Schwerte den ewigen Frieden erkämpfen. Jedoch muß mein Bart erst eine Länge erreichen, daß er sich dreimal um den Bergabhang winden lässt. Sieh diesen Herrn, unseren Führer (da zeigte er auf den beim Rosse stehenden Feldherrn), er ist immer in Bereitschaft, so daß, wenn die Stunde erscheint, er sich nur auf sein Roß zu schwingen hat, um die Befehle zu ertheilen. Nun gehe woher du gekommen und erzähle alles was du gesehen und gehört hast. Der Hirt verfolgte den unterirdischen Gang, und kam glücklich nach Hause. Sogleich erzählte er allen Dorfbewohnern dieses Abenteuer. Sie begaben sich dann mit dem Hirten auf jenen Berg, allein ihre Bemühungen waren

vergebens, ſie konnten nicht einmal die Gegend finden, wo dem Hirten ſo wunderbares begegnet war.

Kurz nach dieſer Begebenheit fand man ein kleines im Innern des Berges entſpringendes Bächlein, deſſen Waſſer ſehr unrein war, und einen dem Pferdemiſte ähnlichen Geruch verbreitete. Man glaubt allgemein, das ſei der Abfluß des Miſtes, der von den Pferden des Gojmagoj-Regimentes herrühre. Die Höhlen des Berges Radhoſt ſollen Gold enthalten und auf ſeinem Gipfel ſoll ein Tempel des Radigaſt geſtanden ſein. [1])

4.

Vor Zeiten kamen drei Männer in ſchwarzen Gewändern alljährlich im Sommer auf den Radhoſt. Sie hielten ſich immer bei einem Hirten mit Namen Batſcha auf, und wurden von dieſem mit Molken und Schafkäſe bewirtet.

Im zwanzigſten Jahre ſagten die drei ſchwarzen Männer zum Batſcha: „Wir haben uns zwanzig Jahre bei euch aufgehalten, und immer wurden wir von euch gaſtfreundlich mit Molken und Schafkäſe bedient. Was ihr hattet, das gabet ihr uns umſonſt; wir wollen euch euere Gaſtfreundlichkeit entgelten; nehmet einen Sack und kommt mit uns.“ Da nichts anders zu finden war als eine Ledertaſche, ſo nahmen ſie dieſe und hiengen ſie dem Batſcha auf die Schulter. Auf dem Wege ſagten ſie, er ſolle ſich nicht fürchten, nur wenn ſie in die Gegend kommen würden, wo man in den Radhoſt eintrete, ſolle er nichts mehr mit ihnen ſprechen, und alles thun was ſie thun würden. Sie kamen nun zu einer Grotte des Radhoſt. Hier knieten ſie nieder und beteten. Auf einmal ſah Batſcha eine Thür in der Grotte, und der älteſte von den drei Männern ſtund auf, nahm den Schlüſſel und öffnete mit demſelben die Thüre. Als ſie in's Innere eintraten, ſchloß

[1]) Über Radigaſt ſ. Grimm Myth. 227, 228. Hanuſch, ſlaw. Mythus 110 ff. Nr. 3 und 4 ſind mir von Ed. Jahutka (aus Mähren) erzählt.

ſich die Thüre von ſelbſt, und ſie giengen abermals durch einen finſtern Gang lange Zeit, bis ſie wieder ein Licht erblickten. Sie fanden dort einen ungeheuern Raum, wo ſie nichts als ſchöne grüne Wieſen ſahen, durch welche ein Fluß ſtrömte. Über dieſen führte eine kleine Brücke, an deren Ende ein fürchterliches Ungeheuer lag. Damit ſich Batſcha nicht fürchte, nahmen ihn die drei Männer zwiſchen ſich und ſo giengen ſie glücklich über die Brücke. Nun kamen ſie zu einem Felſen, und auch da knieten ſie nieder und beteten. Hier erblickte abermals Batſcha eine Thüre; der älteſte von den dreien ſtund auf, und öffnete mittelſt eines Schlüſſels die Thüre. Endlich kamen ſie in ein Gemach wo Bänke ſtunden, an welchen Franſen hiengen. Nun begannen die Männer mit Batſcha zu ſprechen, befahlen ihm, er ſolle ſich die Franſen nehmen und in die Ledertaſche thun. Er hatte jedoch keinen Muth dazu, und ſagte: Was ſoll ich damit? Die drei Männer nahmen ihm die Taſche ab, und als ſie gefüllt war, hiengen ſie ihm dieſe auf die Schulter mit den Worten: Schau nicht früher hinein, als bis du draußen biſt. Dann kehrten ſie zurück auf demſelben Wege, beteten aber bei einer jeden Thüre. Als ſie draußen waren, befahlen ſie dem Batſcha, er ſolle in ſeine Taſche hineinſchauen — dieſe war mit Gold und Silber gefüllt. Freudig bat Batſcha die drei Männer, ſie ſollten mit ihm gehen, und ein kleines Mahl von Schafkäſe und Molken zu ſich nehmen. Das geſchah, und als ſie gegeſſen hatten, ſagten ſie dem Batſcha, ſie würden nicht mehr auf den Radhoſt kommen, indem ſie in ihre Heimat berufen ſeien. Zugleich baten ſie ihn, er möge ſie noch auf den Gipfel des Radhoſt begleiten, wo er auch ihren Abgang ſehen werde. Auf dem Wege vertrauten ſie ihm, wer und woher ſie ſeien, nämlich „Schwarzkünſtler aus Paris im franzöſiſchen Reiche.“ Als ſie nun den höchſten Gipfel erreicht hatten, nahm ein jeder von ihnen ſeinen Mantel, legte ihn auf den Boden und ſie ſetzten ſich auf denſelben. In kurzer Zeit begannen ſie ſich zu heben und plötzlich, wie wenn ſie der Wind ergriffen hätte, waren ſie verſchwunden, und niemand hat ſie mehr geſehen.

Bald darauf fanden ſich drei Hirten, welche auch gern reich geworden wären, und giengen deshalb in dieſe Grotte mit einer Laterne. Im erſten Raume erblickten ſie drei Geräthe in Form von Wannen. Voll Neugier ſahen ſie hinein, allein plötzlich flog ein großer Hahn [1]) heraus, der mit dem wehen ſeiner Flügel ihnen das Licht auslöſchte. Sie muſten zurückkehren, ohne Silber und Gold. Sie beſprachen ſich noch einmal hinein zu gehen, jetzt aber wollten ſie einen vierten und zwei Lichter mitnehmen; der vierte, meinten ſie, bleibt draußen, die drei binden ſich mit Spagat an, deſſen Ende der draußen ſtehende halten ſoll; der wird immer nachlaſſen, und wenn ſie nicht hinaustreffen ſollten, ſo wird der Spagat ihr Führer ſein. So giengen ſie in die Grotte und ſie ſahen dort wieder die drei Geräthe. Abermals flog aus jedem ein großer Hahn heraus, welche durch das wehen ihrer Flügel ihnen beide Lichter auslöſchten.

5.

Bei Buchlowitz in Mähren ſteht ein altes Schloß auf dem Berge Buchlau. In dieſem Berge ſoll ein Obriſt mit einem kleinen Heere eingeſchloſſen ſein. Er war dorthin aus Böhmen geſchickt von ſeinem Feldherrn, Namens Goi Magoi. Man ſagt auch, daß dieſer in einem Berge Böhmens verzaubert ſitze. (S. 113.)

Die Soldaten des Obriſten ſitzen auf Pferden, und ſchlafen das ganze Jahr hindurch, nur an einem Tage werden ſie munter und fragen den Obriſten einſtimmig: Pane je už čas? (Herr iſt es ſchon Zeit?) worauf ihnen der Oberiſt antwortet: Spěte moje děti, ještě néni hodina naše zde. (Schlafet meine Kinder, unſere Stunde iſt noch nicht da.) Dieſer Obriſt und jener Feldherr, ſo erzählt das Volk, werden an einem Tage aus ihren Bergen hervorkommen und Böhmen und Mähren vereinigen.

---

[1]) „Unter der Erde ſingt der ſchwarzrothe Hahn in den Sälen Hels.“ Wöluspa 35.

6.

„Es ist tief in der menschlichen Natur gegründet, sagt Grimm (Myth. 613), daß der unglückselige sein Leid den Felsen, Bäumen und Wäldern klage.“ Auch in folgenden Sagen findet dieß seine Bestätigung.

In dem alten Schlosse Buchlau ist eine Linde, von der folgendes erzählt wird. Der Besitzer des Schlosses ward einst meuchlings angefallen, und der Knappe war dieser That verdächtig befunden. Der Knappe behauptete aber seine Unschuld und machte den Vorschlag, er wolle eine junge Linde mit der Krone in den Boden pflanzen. Würden nun die Wurzeln Blätter treiben, so sollte dieß ein Zeichen seiner Unschuld sein. Und so geschah es; im folgenden Frühjahre wuchs die Linde und die Wurzeln trieben Blätter. Darauf ward der Knappe freigelassen.

Eine andere Sage erzählt, der Schlossherr habe einen Bauern des Jagdfrevels beschuldigt. Als dieser es läugnete, gab ihm der Graf eine junge Linde mit den Worten: Setze dieses Bäumchen verkehrt in die Erde und pflege es sorgsam. Wenn nach zwei Jahren die Wurzeln desselben Blätter treiben, so kannst du frei von hier fortziehen; wenn nicht, so bist du dem Tode verfallen. Der Gefangene that wie ihm geheißen und als der zweite Frühling angebrochen war, hatten die Zweige Wurzel gefasst und die Wurzeln Blätter getrieben.

Nach einer andern Sage (aus Wischau) war ein Mönch zum Tode verurtheilt von 12 andern Mönchen. Er sollte lebendig begraben werden, und als er in sein Grab steigen sollte, bat er um die Erlaubnis einen Lindenbaum pflanzen zu dürfen, und diese Bitte ward ihm auch gewährt. Als er den Baum in die Erde gepflanzt hatte, sagte er: So gewis die Wurzeln dieses Baumes aufwärts, die Krone aber abwärts wachsen wird, so gewis bin ich unschuldig. Es half nichts, sie warfen ihn in das Grab, mauerten es zu und er muste eines jämmerlichen Todes sterben.

Als der Baum größer wurde, sah man ihn nach der Vorhersagung des Mönches wachsen. Die Richter sahen jetzt ein, daß er schuldlos gestorben war. Die Strafe blieb nicht aus; es kamen Feinde, welche das Land plünderten und das Kloster zerstörten. Nur diese uralte Linde bezeichnet den Ort, wo die Mönche hausten.

Ähnliches erzählt man in Pilsner Kreise von einem Apfelbaume, der bei der Ruine Krasykov steht. Zwei Freunde wurden im Walde von bewaffneten Männern umringt. Der Freund des Jünglings zog sein großes Messer, und wollte einen der Räuber erstechen, allein von mehreren Hieben tödlich verwundet sank er zu Boden. In demselben Augenblicke schlug der Blitz in eine neben dem Mordplatz stehende alte Eiche, und zersplitterte dieselbe in viele tausend Stücke. Die Räuber dadurch erschreckt, flohen nach allen Seiten. Der andere Jüngling kniete neben seines Freundes Leiche nieder, dankte Gott für seine Rettung, und bat für die Seele des dahingeschiedenen. Er kniete aber nicht lange da, kamen Männer durch den Wald. Als sie den Leichnam sahen, und den daneben knieenden Jüngling, führten sie diesen, ihn für den Mörder haltend, mit sich vor das Gericht. Obwohl der Jüngling dieses schweren Verbrechens nicht überwiesen werden konnte, verurtheilten ihn die Richter doch zum Tode.

Der Jüngling aber im Bewustsein seiner Unschuld hörte ruhig und gelassen den Richterspruch, und trat dann mit Zuversicht seinen letzten Gang an. Auf dem Wege zur Richtstätte ergriff er einen Stock, stieß ihn in die Erde und rief: So wahr dieser Stock Wurzel fassen, Äste treiben, blühen und Früchte tragen wird, so wahr bin ich unschuldig. Und die Äste und Zweige, die aus ihm sprossen werden, sollen sich als Schmach und Trauerzeichen für die ungerechten Richter zur Erde neigen. Bald nach seiner Hinrichtung bekam der Stock Wurzeln, wuchs zu einem Baume empor, blühte, und trug Früchte. Die Zweige und Äste neigten zur Erde, und so wurde der Ausspruch des unschuldig hingerichteten erfüllt.

Man ſieht noch heutzutage dieſen Apfelbaum neben der Burgruine ſtehen.

In der Legende vom Chriſtof ſagt Jeſus, nachdem er durch das Waſſer getragen war, zum Chriſtträger: Sum Christus, rex tuus. Ut me verum dicere comprobes, cum pertransieris, baculum tuum juxta domuncolam tuam in terram fige, et mane ipsum floruisse et fructificasse videbis. (Jacobus de Viragine, legenda aurea 95.) Auch Chriſtof bedient ſich ſpäter dieſes Wunderzeichens: Christoferus virgam suam in terram fixit et, ut propter conversionem populi fronderet, dominum exoravit.

Die Legende von dürren Stäben, die wieder Blüten treiben, iſt weit verbreitet und erinnert an Aarons Stab. Vergl. auch Grimm deut. Sag. Nr. 180, 355, 454. Gr. Märchen, Legende 6. Schott, walach. März. Nr. 15. Müllenhoff holſt. Sag. Nr. 188. Liebrecht, otia imperialia des Gervasius S. 22. Menzels Symbolik 2, 294.

In Otto von Paſſau „die 24 Alten" (Straßburg 1500) kommt folgende Stelle vor:

(Als man nicht wuſte, wem man Maria vermählen ſollte.) „Do kam czu hand die götlich ſtymme und ſprach: alle die manne die do von künigklichem geſchlechte David ſeind, und niteliche frauwen handt, die ſollent morn dürre ruten in den tempel bringen, und welches mannes rut grünen würt, und der heylig geyſt in einer tuben weiß dar auff ruwen würt als vormals geweiſſaget iſt vom Iſaia dem propheten, dem ſoll Maria gemahelt werden. Do viel dz götlich loß uff den heiligen Joſeph."

7.

Ziemlich verbreitet iſt in Steiermark die Meinung, daß die Soldaten nicht in den Himmel kämen, ſondern die „grüne Wieſe" zu ihrem Sammelplatz hätten. Dort auf der „grünen

Wieſe" harren ſie, bis der Tag kommt, an welchem ſie in der Welt wieder erſcheinen werden [1]).

Auf jenem allgemeinen Soldatenſammelplatze ſitzt auch Kaiſer Friedrich in immerwährender Ruhe. Sein weißer Bart wächſt um die große Tafel, bei der alle Krieger verſammelt ſind. Wenn er dreimal rundherum gewachſen ſein wird, ſo wird der Wächter in's Horn blaſen und das unermeßliche Heer wird aufbrechen und in der Welt Ruhe und Ordnung ſchaffen. — Das einmalige herumwachſen des Bartes braucht ſo lange, bis der ewige Jude einmal um die Erde herumgewandert iſt, und zweimal iſt dieſes ſchon geſchehen, zum drittenmale geſchieht es eben jetzt.

In der Zeit ſeiner Erſcheinung auf der Welt wird große Unordnung und Verwüſtung in derſelben herrſchen, der eine wird ſich über den andern erheben, jeder wird herrſchen wollen, und niemand gehorchen. Es werden große Brände entſtehen, die Waſſer werden überall austreten, die Erde wird zittern und beben und die Menſchen werden durch Krankheiten und Seuchen dahinſterben wie Mücken.

Über dieſe Zeit ſoll in der „Williweiß" (an a. O. „Sibelweiß) ſtehen, daß große Hungersnot ſein wird, und daß „die Milliweiwa mit g'ſchekatani Firtana gehn werdn" [2]).

Dann wird Kaiſer Friedrich mit ſeinen Leuten kommen und den Krieg anfangen, in dem mehr als die Hälfte der Menſchen umkommen werden.

Ein Bauer wird beim Schloßberg (in Graz) vorbeifahren, ſchnalzen, und rufen: „Da is amol die Grazerſtadt g'ſtanden."

Dann werden erſt die guten Zeiten kommen, alles wird wohlfeil werden, aber die Leute werden immer ſchlechter und ſchlechter werden bis zum Weltuntergange.

---

[1]) Über die Heldenhalle, den Wonnegarten ſ. Grimm Myth. 781 ff. Unſere Vorfahren dachten ſich den Himmel als ein grünes Gefilde (Grimm Myth. 782). Vergl. oben S. 115.

[2]) Jetzt tragen die Milchweiber gewöhnlich blaue Schürzen.

8.

Bei Duſchnik (zwiſchen Prag und Beraun) iſt ein kleiner Hügel, der heißt Šemole. Wer dreimal mit zurückgehaltenem Atem um denſelben geht, der hört im innern Pferdegewieher und das ſtönen eines Reiters. Man ſagt, ein Ritter habe ſich an den Bewohnern ſchwer vergangen. Dafür ward er auf dem Roſſe ſitzend an einen dicken Pfahl gebunden, jeder füllte dann ſeinen Helm mit Erde und ſchüttete ihn um den Sträfling herum. Das wurde ſo lange fortgeſetzt, bis auch der Kopf nicht mehr hervorragte. Ein Helm voll nach dem andern wurde hinzugetragen, bis der Ritter mehrere Klafter hoch mit Erde bedeckt war.

9.

Es läßt ſich dieſer mythiſche Zug, das gebanntſein in Berge, weiter in das ſlawiſche Gebiet hinein verfolgen, z. B. nicht weit von Porenba (Auſchwitz bei Krakau) iſt ein Hügel, auf welchem ſich ein ſteinerner Seſſel befindet. Dort ſoll ein Rieſe gewohnt haben, deſſen Unterthanen ebenfalls Rieſen waren. Eine Zauberin haſſte die Rieſenfamilie ſo ſehr, daß ſie Schlangen- und Drachen dem Rieſen zur Bekämpfung entgegenſchickte. Als ſich der Rieſe rächen wollte, ward er in einen Hügel verzaubert. Aus demſelben wird er erſt dann befreit, wenn wieder eine Rieſenfamilie auftritt, oder er muß das Ende der Welt dort erwarten. Bis zu der Zeit ſchlafen die Unterthanen, er aber kämpft unaufhörlich mit den Drachen, die ihn nicht ruhen laſſen. Manche haben ihn auch ſchon auf einem weißen Roſſe ſitzen und den Hügel umreiten ſehen, wobei Feuerfunken von ſeinem Leibe flogen.

10.

Unweit Makow — ſo erzählt man in Auſchwitz — lebte ein armer, frommer Hirte. Zu dem kam einſt ein Mann und fragte ihn, ob er nicht einen Wunſch habe. Der Hirt antwortete,

er möchte einmal in den Felſen hinein, von dem er ſchon ſo viel wunderbares erzählen gehört habe. Der Mann führte ihn hin, klopfte dreimal mit dem Stabe an den Felſen (in den Karpathen) und beide giengen hinein. Nach kurzer Weile fand ſich der Hirt allein; er gieng aber weiter und kam auf einen Platz, der ſo groß war wie ein Schlachtfeld. Dort fand er alle Soldaten ſchlafen, das Fußvolk ſtehend auf die Gewehre geſtützt; die Reiter hatten den einen Fuß in den Steigbügeln, den andern ſchon über den Sattel geſchwungen. Dann kam er in ein Zimmer, wo ein Greis auf einem Stuhle ſaß, während ſein langer Bart ſchon 2¼ Mal um den Tiſch gewickelt war. Leiſe ſchlich ſich der Hirte hinaus und erzählte in Makow, was er geſehen hatte.

Das Volk glaubt, jener Greis ſei ein Anführer oder ein Kaiſer, und wenn ſein Bart dreimal um den Tiſch gewachſen ſei, ſo werde das Ende der Welt kommen. Die Soldaten ſchlafen und erwarten den letzten Krieg; dann werden ſie hervorkommen und es wird ein langer Kampf beginnen. Es wird König gegen König, Bruder gegen Bruder fechten, bis endlich alles untergeht.

Verwünſchung, Erlöſung, Schatzberge.

Das mythiſche Verhältnis bergentrückter Helden (und Götter) wie auch bergentrückter Schätze leitet auf Wuotan, den Geber aller Dinge, der alle verborgenen Schätze weiß (Gr. Myth. 929).

Auch die Idee der Entrückung (Gr. M. 903) iſt mit der Verwünſchung, Bannung nahe verwandt. Das verwünſchte verwandelt ſich zuweilen, bis zum Zeitpunkte der Erlöſung. Dieſe wird in den meiſten Fällen erſchwert.

Überall wo göttliche Weſen oder Helden in Berghöhlen ſitzen, befinden ſich auch Schätze. Die Verſuche, dieſe Schätze zu heben, ſind ſo allgemein verbreitet, daß wir im folgenden nur die charakteriſtiſchen Züge hervorheben.

Zur Erklärung der Mythe von der „weißen Frau“ vergl. Kuhn in der Zeitschr. f. deut. Myth. und Sittenkunde 3. 3, 368 ff.

11.

Im Neutitscheiner Berge (in Mähren) sind viele Schätze, die von gebannten Geistern bewacht werden. Ein Bauer aus Schönau gieng einst hinein und sah in einem großen Sale einen Greis mit langem, weißem Barte. Ein Zwerg hatte ihm gerathen, er möge dem Greise den Bart mit Hilfe eines Stäbchens abnehmen. Während er das ausführen wollte, entstand ein fürchterliches Geräusch; er erblickte einen Zug leichter Reiter, die mit Sang und Klang daherzogen. Darauf suchte der Bauer nach Schätzen. Ein kleines Männchen, das auf einem Schweine ritt, hinderte ihn daran. Der Zwerg erschien ihm wieder und gab ihm die Mittel an, wie er zu Schätzen gelangen könne, er solle nämlich die in den Berg gebannten Geister dadurch erlösen, daß er über eine alte Stiege gehe, die zu einer Grotte führte, aber es dürfe kein Stein rollen. In der Grotte selbst solle er so lange graben, bis er einen Todtenkopf finde. Diesem solle er alle Zähne ausreißen und sie in das Feuer werfen. So wurden die Berggeister befreit, und sie gaben die Schätze ihrem Retter.

12.

Die Sage von der weißen Frau ist in Böhmen weit verbreitet. Zu den bekannten (aus Neuhaus, Krumau ꝛc.) fügen wir folgende hinzu.

Auf dem weißen Berge bei Prag stund einst ein Schloß, das im 30jährigen Kriege als Magazin benutzt wurde. Die Soldaten, welche Wache stunden, wurden des Nachts sehr beunruhigt. Da unternahm es ein junger Soldat mit geweihter Waffe dem Spuke Trotz zu bieten. Um Mitternacht vernahm er eine Musik die immer näher kam. Er sah sich um und eine weiße Dame mit langem, weißem Schleier stand bei ihm.

Sie hielt in der linken Hand ein blutrothes Tuch, in der rechten einen Dolch. Sie jammerte über ihr Schickſal und forderte den Soldaten auf, er möge ſie erlöſen, und zwar dadurch, daß er drei Stiche in die Bruſt aushalte, ohne einen Laut zu äußern. Er entblöße ſeine Bruſt, allein beim dritten Stiche rief er aus: Jeſus, Maria, Joſef. „Fluch über dich, ſagte das Weib, tauſendfache Qualen haſt du mir bereitet. Sieh dort auf jenem Hügel die fünf jungen Weichſelbäume, wenn die ſo groß ſein werden, daß man aus ihnen Bretter ſchneiden und von dieſen eine Wiege machen kann, dann wird der Knabe, der zuerſt in die Wiege [1]) kommt, mich erlöſen.“ Darauf verſchwand die weiße Frau und der Soldat lebte nur noch einige Tage. — In Sobieslau wiederholt ſich dieſelbe Sage. Dort iſt es einem Nachtwächter begegnet.

Unweit Holitz in Böhmen iſt ein Berg, in welchen die weiße Frau vom Teufel verwünſcht iſt, nachdem ſie ſich ihm 40 Jahre vorher verſchrieben hatte.

In der Burgruine Mödling bei Wien iſt die weiße Frau oft geſehen worden, insbeſondere von Sonntagskindern. Viele ſind von ihr beſchenkt worden. Einige haben auch einen ſchwarzen Hund auf einem Kohlenhaufen liegen ſehen und neben ihm ein Männchen mit einem ungeheuren Kopfe, langem Barte und einem Höcker [2]).

In Dörfel (bei Ung. Hradiſch) iſt zweien Schatzgräbern eine weiße Jungfrau erſchienen, die ihnen ſagte, ſie würden den Schatz nicht finden, wenn ſie ſich nicht auf die Erde legten und duldeten, daß ſie ſich dreimal über die Männer wälze. Sie konnten die ſchwere Laſt aber nicht ertragen.

Auf dem Veſtenberg bei Altenmarkt in Nied. Öſterr. erſchien die weiße Frau einem Hirtenknaben. Dieſem ſagte ſie, am folgenden Tage werde ſie als Schlange mit einem Bunde

---

[1]) Vergl. Grimm Myth. 920.

[2]) Vergl. oben, was von der Geſtalt des Todtenmannes berichtet iſt.

Schlüſſel im Munde erſcheinen; er ſolle nur muthig die Schlüſſel aus dem Munde der Schlange reißen und dann ſei ſie erlöſt. Als die Schlage aber erſchien, lief der Knabe davon. An andern Tage ſagte ihm die weiße Frau bitterlich weinend, nun müſſe ſie noch hundert Jahre auf einen Erlöſer warten.

Im Budweiſer Kreiſe erzählt das Volk von einem alten Mütterchen, welches zu Weihnachten mit einem Bündel von Brennneſſeln von Haus zu Haus geht und die Hausfrauen fragt, ob die Mägde ſchon alles Werch verſponnen haben. Erhält es eine bejahende Antwort, ſo läßt es eine Brennneſſel zurück, und das Haus iſt dann das ganze Jahr vor Unglück bewart. Erhält es eine verneinende Antwort, ſo werden die Mägde von dem Mütterchen mit dem Neſſelbündel tüchtig durchgepeitſcht.

13.

Es ſind einmal Holzhackerleute geweſen, die haben zwei Kinder gehabt, ein Madl und einen Buben. Das Madl war drei und der Bube ſechs Jahre alt. Das Weib des Holzhackers war ihre Stiefmutter, und ſie konnte daher die Kinder nicht recht leiden. Sie wollte die Kinder immer weg haben, und „benzte“ fortwährend an ihrem Manne, daß er ſie doch wegbringe. Er war des benzens endlich müde, und verſprach ihr's. Weil er tief im Walde Holz hackte, ſo muſten ihm die Kinder täglich die „Jauſe“ hinaustragen. Damit ſie aber den Platz fanden, wo ihr Vater arbeitete, ſo giengen ſie nur dem Halle nach, der durch's hacken entſtund.

Da band nun eines Tages der Vater in einer ganz andern Gegend des Waldes einen eiſernen Hammer ſo an, daß derſelbe vom Winde hin und her bewegt immer an den Baum anſchlug. Das that er um die Kinder irre zu führen. Als nun dieſe wieder mit der Jauſe hinausgiengen und den

---

Benzen oder penzen: tadeln, quälen. Jauſe oder Jauſen: ein Zwiſchenmahl.

Hall hörten, giengen ſie darauf zu. Wie erſchracken ſie aber, als ſie ſtatt ihres Vaters den eiſernen Hammer ſahen. Sie wollten ſogleich umkehren, allein ſie wuſten nicht mehr aus, denn ſie waren ſchon zu tief in den Wald gekommen. Nun fiengen ſie zu jammern und zu weinen an und giengen weiter; dabei kamen ſie immer tiefer in den Wald hinein. Schon waren ſie zwei Tage umhergeirrt, und die Jauſe, die ſie für den Vater mitgenommen hatten, war längſt aufgezehrt, ſo daß ſie ſchon der Hunger zu quälen anfieng. Da kamen ſie zu einem Wege, der ſich gegen zwei Seiten hin theilte. Das Mädchen ſagte zu ihrem Bruder: wir wollen uns jetzt trennen, ein jedes von uns ſoll einen andern Weg gehen; gehſt du rechts, ſo gehe ich links; gehſt du links, ſo will ich den Weg rechts nehmen. Der Bruder ſtellte es ihr frei, und ſie wählte den Weg rechts.

Als ſie nun ſo eine Weile gegangen war, begegnete ihr eine Frau. Dieſe war ganz ſchwarz gekleidet, nur an einem Schuh hatte ſie ein weißes Fleckchen. Sie fragte das Mädchen, wo es hingehe, worauf dieſe ihr alles erzählte. Da ſagte die Frau: gehe mit mir, ich werde dir zu eſſen und zu trinken geben; auch kannſt du mich erlöſen, wenn du das thuſt, was ich dir ſagen werde. Das Mädchen verſprach es und gieng mit ihr.

Die Frau führte ſie nun in ein Schloß, gab ihr zu eſſen und zu trinken, dann ſagte ſie zum Mädchen, indem ſie auf einen Hügel zeigte: um eilf Uhr in der Nacht ſollſt du dich da auf dieſen Hügel hinaufſtellen; es werden dir feurige Schlangen, Löwen und andere wilde Thiere vorkommen; dieſe werden auf dich losfahren, du brauchſt dich aber durchaus nicht zu fürchten, es wird dir nichts geſchehen. Bei allem dem darfſt du dich nicht umſchauen, ſonſt wäre es für uns beide gefehlt.

Das Mädchen that alles, wie ihr die Frau geheißen hatte. Sie überſtand die Furcht vor den feurigen wilden Thieren glücklich, ſchaute ſich auch nicht um, und gegen zwölf Uhr war alles verſchwunden. Da kam die Frau zu ihr, brachte

ihr etwas zu eſſen und zu trinken und hernach legte ſich das Mädchen ſchlafen. Die Frau war aber ſchon um ein hübſches Stückchen weißer geworden.

Des andern Tages trug die Frau dem Mädchen wieder etwas anderes auf. Sie ſagte ihr: im Garten des Schloſſes ſtehen ſieben Weichſelbäume, an jedem lehnt eine Leiter; da müſſe ſie um eilf Uhr in der Nacht hinaufſteigen, und ſo von allen ſieben Bäumen das Laub zählen. Um zwölf Uhr müſſe ſie fertig ſein. Es werden wieder die wilden Thiere kommen, um die Bäume herumſchleichen und auf ſie losgehen wollen. Sie dürfe ſich aber nicht irre machen laſſen und auch nicht fürchten, denn ſonſt würden ſie die wilden Thiere zerreißen.

Das Mädchen that genau wieder, was ihr die Frau geheißen; und als es zwölf Uhr geſchlagen hatte, war ſie mit dem zählen fertig, und die wilden Thiere verſchwanden. Darauf erſchien die Frau wieder und brachte ihr zu eſſen und zu trinken, worauf ſich das Mädchen ſchlafen legte. Dießmal war die Frau ſchon zur Hälfte weiß.

Am folgenden Tage trat die Frau zum Mädchen und ſagte: heute werde ſie das härteſte zu überſtehen haben, ſie ſolle aber nur ausharren und ſich nicht fürchten, es werde ihr nichts geſchehen. Sie führte das Mädchen in einen großen Keller; da ſtunden ſehr viele und ungeheure Fäſſer. Dieſe müſſe ſie von eilf bis zwölf Uhr in der Nacht zählen, ſagte die Frau; es werden wieder allerhand feurige wilde Thiere hervorkommen, heulen und brüllen und auf ſie losſtürmen; ſie ſolle ſich aber nur nicht irre machen laſſen, geſchehen könne ihr nichts.

Das Mädchen that wieder genau alles, und um zwölf Uhr war ſie fertig und aller Spuk verſchwunden.

Nun erſchien die Frau ganz ſchneeweiß und ſagte zum Mädchen, ſie ſolle mit ihr gehen. Sie führte es jetzt in einen andern Keller, da ſtunden drei Fäſſer: eines voll Kupfergeld, eines voll Silbergeld, und eines voll Papiergeld. Da ſagte die Frau, das Kupfergeld ſolle ſie den Armen geben, das Silber- und Papiergeld aber, ſowie das ganze Schloß

Hall hörten, giengen ſie darauf zu. Wie erſchracken ſie aber, als ſie ſtatt ihres Vaters den eiſernen Hammer ſahen. Sie wollten ſogleich umkehren, allein ſie wuſten nicht mehr aus, denn ſie waren ſchon zu tief in den Wald gekommen. Nun fiengen ſie zu jammern und zu weinen an und giengen weiter; dabei kamen ſie immer tiefer in den Wald hinein. Schon waren ſie zwei Tage umhergeirrt, und die Jauſe, die ſie für den Vater mitgenommen hatten, war längſt aufgezehrt, ſo daß ſie ſchon der Hunger zu quälen anfieng. Da kamen ſie zu einem Wege, der ſich gegen zwei Seiten hin theilte. Das Mädchen ſagte zu ihrem Bruder: wir wollen uns jetzt trennen, ein jedes von uns ſoll einen andern Weg gehen; gehſt du rechts, ſo gehe ich links; gehſt du links, ſo will ich den Weg rechts nehmen. Der Bruder ſtellte es ihr frei, und ſie wählte den Weg rechts.

Als ſie nun ſo eine Weile gegangen war, begegnete ihr eine Frau. Dieſe war ganz ſchwarz gekleidet, nur an einem Schuh hatte ſie ein weißes Fleckchen. Sie fragte das Mädchen, wo es hingehe, worauf dieſe ihr alles erzählte. Da ſagte die Frau: gehe mit mir, ich werde dir zu eſſen und zu trinken geben; auch kannſt du mich erlöſen, wenn du das thuſt, was ich dir ſagen werde. Das Mädchen verſprach es und gieng mit ihr.

Die Frau führte ſie nun in ein Schloß, gab ihr zu eſſen und zu trinken, dann ſagte ſie zum Mädchen, indem ſie auf einen Hügel zeigte: um eilf Uhr in der Nacht ſollſt du dich da auf dieſen Hügel hinaufſtellen; es werden dir feurige Schlangen, Löwen und andere wilde Thiere vorkommen; dieſe werden auf dich losfahren, du brauchſt dich aber durchaus nicht zu fürchten, es wird dir nichts geſchehen. Bei allem dem darfſt du dich nicht umſchauen, ſonſt wäre es für uns beide gefehlt.

Das Mädchen that alles, wie ihr die Frau geheißen hatte. Sie überſtand die Furcht vor den feurigen wilden Thieren glücklich, ſchaute ſich auch nicht um, und gegen zwölf Uhr war alles verſchwunden. Da kam die Frau zu ihr, brachte

ihr etwas zu eſſen und zu trinken und hernach legte ſich das Mädchen ſchlafen. Die Frau war aber ſchon um ein hübſches Stückchen weißer geworden.

Des andern Tages trug die Frau dem Mädchen wieder etwas anderes auf. Sie ſagte ihr: im Garten des Schloſſes ſtehen ſieben Weichſelbäume, an jedem lehnt eine Leiter; da müſſe ſie um eilf Uhr in der Nacht hinaufſteigen, und ſo von allen ſieben Bäumen das Laub zählen. Um zwölf Uhr müſſe ſie fertig ſein. Es werden wieder die wilden Thiere kommen, um die Bäume herumſchleichen und auf ſie losgehen wollen. Sie dürfe ſich aber nicht irre machen laſſen und auch nicht fürchten, denn ſonſt würden ſie die wilden Thiere zerreißen.

Das Mädchen that genau wieder, was ihr die Frau geheißen; und als es zwölf Uhr geſchlagen hatte, war ſie mit dem zählen fertig, und die wilden Thiere verſchwanden. Darauf erſchien die Frau wieder und brachte ihr zu eſſen und zu trinken, worauf ſich das Mädchen ſchlafen legte. Dießmal war die Frau ſchon zur Hälfte weiß.

Am folgenden Tage trat die Frau zum Mädchen und ſagte: heute werde ſie das härteſte zu überſtehen haben, ſie ſolle aber nur ausharren und ſich nicht fürchten, es werde ihr nichts geſchehen. Sie führte das Mädchen in einen großen Keller; da ſtunden ſehr viele und ungeheure Fäſſer. Dieſe müſſe ſie von eilf bis zwölf Uhr in der Nacht zählen, ſagte die Frau; es werden wieder allerhand feurige wilde Thiere hervorkommen, heulen und brüllen und auf ſie losſtürmen; ſie ſolle ſich aber nur nicht irre machen laſſen, geſchehen könne ihr nichts.

Das Mädchen that wieder genau alles, und um zwölf Uhr war ſie fertig und aller Spuk verſchwunden.

Nun erſchien die Frau ganz ſchneeweiß und ſagte zum Mädchen, ſie ſolle mit ihr gehen. Sie führte es jetzt in einen andern Keller, da ſtunden drei Fäſſer: eines voll Kupfergeld, eines voll Silbergeld, und eines voll Papiergeld. Da ſagte die Frau, das Kupfergeld ſolle ſie den Armen geben, das Silber- und Papiergeld aber, ſowie das ganze Schloß

Schätzen nach Hauſe eilte. Mitten auf dem Wege erinnerte ſie ſich ihres verlorenen Kindes; ſogleich eilte ſie zurück, allein ihr Kind war verſchwunden. Unter lauter weinen kehrte ſie in ihre Hütte zurück, traf dort ihren Gatten und erzählte ihm das Unglück. Was halfen ihr nun die gefundenen Schätze? Nach kurzer Zeit gieng ſie an einem Abende im Walde ſpazieren und kam zu jenem Felſen. Hier weinte nnd jammerte ſie, da erſchien ihr ein weißer Geiſt, und befahl ihr, denſelben Tag ihr Kind abzuholen, an welchem ſie es verloren habe. Freudig kehrte ſie um, und brachte dieſe Kunde ihrem Manne. Der erſehnte Tag erſchien und ſie begab ſich in den Wald; dort fand ſie den Felſen offen, und ihr Kind ſaß luſtig am Raſen. Voll Freude ſprang ſie ihm nach nnd wollte es umarmen. Da erſchien ein ſchwarzer Geiſt, der zielte als wollte er ſie niederſchießen. Sie erhob ihre Hände gegen Himmel; es entſtand ein heftiges Gewitter, und der Blitz zerſchmetterte den böſen Geiſt. Ihr Kind aber hatte ſie wieder.

b. Auf der Straße von Nikolsburg nach Klentnitz ſteht ein Fels, der unter dem Namen Bottichſtein (auch Bodingſtein und Budingſtein) bekannt iſt.

Die Sage erzählt von demſelben folgendes: In Klentnitz lebte ein armer Landmann, der ſich und ſein Weib nur kärglich durch Taglohn ernährte, und oft nicht wuſte, woher er einen Groſchen nehmen ſollte, um ſich, ſein Weib und das einige Monate alte Kind zu ernähren. Am heiligen Abend vor dem Weihnachtsfeſte gieng er in gröſter Verzweiflung in den nahen Wald, um zu ſehen, ob er nicht ein Wild ſchießen könne, um für den künftigen Tag doch etwas zu haben. Aber trotz aller Aufmerkſamkeit konnte er nichts erblicken. Unzufrieden wollte er ſchon den Rückweg einſchlagen, als ſich plötzlich, er wuſte nicht woher, ein Mann in ſchwarzem Gewande zu ihm geſellte, und ihm befahl nach einem Haſen zu zielen, den er ihm in der Ferne zeigte. Er drückte los und das Thier fiel. Doch ein geheimes Grauen überfiel den Bauer, als der ſchwarze Mann ihm ſagte, er werde ihn mit allem

verſorgen, was er bedürfe, nur ſolle er nicht beten und von dem geſchehenen ſeinem Weibe nichts ſagen, einſt werde er ihm ſchon eröffnen, welchen Lohn er dafür begehre.

Der Landmann gieng nach Hauſe, und brachte ſeinem erfreuten Weibe den Haſen, aber beide ahnten nicht, um welchen Preis er erlangt ſei.

Des andern Tages gieng die Frau mit ihrem Kinde von Klentnitz gegen Nikolsburg, und als ſie in die Nähe des Bottichſteins kam, ertönte das Glöcklein von Nikolsburg zur Wandlung, und ſiehe da, es öffnete ſich der Bottichſtein und es ſchimmerten Fäſſer mit Gold und Silber gefüllt. In ihrem freudigen Erſtaunen glaubte die Frau hierin einen Fingerzeig Gottes zu erkennen, ſich von der drückenden Armut zu befreien, eilte raſch hinzu, ſetzte ihr Kind auf eines der Fäſſer, füllte ihre Schürze mit Silber und eilte angſtvoll aus dem Felſen hinaus. Erſt jetzt gedachte ſie ihres Kindes, wollte zurückkehren, doch mit Entſetzen bemerkte ſie, daß der Fels ſich geſchloſſen hatte. Drinnen befand ſich das Kind der nun reichen aber dennoch unglücklichen Mutter. Wankendes Schrittes gieng ſie mit ihrem Gelde beladen nach Hauſe, allein Ruhe und Friede war aus ihrem Herzen gewichen, ſelbſt bei ihrem Manne fand ſie keinen Troſt, ſondern ſie muſte von ihm die bitterſten Vorwürfe hören, obgleich er auch oft an den ſchwarzen ihm unbekannten Mann dachte; im geheimen hielt er ihn für die Urſache des Unglückes, das ihn ſo hart traf.

Ein Jahr vergieng, und es kehrte der heilige Weihnachtsabend wieder. Die unglückliche Mutter faſſte den Entſchluß noch einmal die Stätte zu beſuchen, wo ſie ihr Kind verloren hatte. Ihr Mann begleitete ſie, denn ſie fürchtete ſich den Weg allein zu machen. Wieder ertönte das Glöcklein von Nikolsburg zur heiligen Wandlung, und Vater und Mutter ſanken dießmal auf die Kniee nieder. Als ſie aufblickten, ſahen ſie, wie der Bottichſtein ſich wieder öffnete und ihr Kind ihnen die Händchen entgegenſtreckte. Doch auch der ſchwarze Mann ſtund nicht ferne, legte ſein Geſchoß auf ſie an, allein

ein Blitz aus heiterm Himmel zerschmetterte ihn. Die Eltern schlossen nun ihr lange beweintes Kind wieder in die Arme, und dankten Gott für seine Rettung.

Das Kind erzählte seinen Eltern, ein Engel habe ihm täglich Speise und Trank gebracht und es getröstet.

c. Zu Klentnitz in Mähren lebte eine Witwe Namens Marthe mit ihrem dreijährigen Söhnchen in stiller Zurückgezogenheit. Nur selten verließ sie ihre ärmliche Wohnung; doch versäumte sie in keinem Jahre am Osterſonntage nach dem Städtchen Nikolsburg zu gehen, um dort dem Gottesdienste beizuwohnen. Wiederum war der Ostertag angebrochen, und Marthe verließ mit ihrem Söhnlein nach alter Gewohnheit ihr Häuschen. Schon hatte sie den Friedhof des Dorfes hinter sich, als das Geläute der Osterglocken von Nikolsburg herüber tönte. Marthe verdoppelte ihre Schritte und bald hatte sie jenen Felsblock erreicht, der jetzt der Bottichstein genannt wird. Wer schildert aber ihr Erstaunen als sie diesen von oben bis unten gespalten fand. Schon früher hatte Marthe gehört, daß dieser Fels die sonderbare Eigenschaft besitze, daß er jedesmal, so oft die Glocken zu Nikolsburg zum Hochamte geläutet werden, sich öffne und demjenigen, der sich zu jener Zeit ihm nähere so lange die Glocken tönen, seine Schätze darbiete, daß er aber mit dem letzten Glockenschalle sich wieder verschließe. Sie hatte jedoch nicht daran geglaubt, daher wunderte sie sich um so mehr, da sie den Fels wirklich geöffnet fand. Voll Neugierde näherte sie sich der Felsspalte, schaute in das Innere der Höhle, und erblickte einen Bottich von ungeheuerem Umfange, voll von blinkenden Gold- und Silbermünzen.

Marthe wuste nicht, ob sie träume oder ob es Wirklichkeit sei, was sie vor sich erblickte. Endlich faßte sie Muth und trat in die Höhle. Eine tiefe Stille herrschte in derselben, nur die Osterglocken von Nikolsburg konnte man darinnen vernehmen. Da dachte Marthe, es könne wohl ein Wink des Himmels sein, welcher sich ihrer Noth erbarme und den Fels geöffnet

habe, um ihr zu helfen. Nach längerem zaudern ſetzte ſie das Kind beim Bottich auf den Boden nieder, und füllte ihre Schürze mit Gold- und Silbermünzen. So beladen eilte ſie aus der Höhle nnd ſchüttete ihren Schatz auf die Erde. Noch einmal kehrte ſie freudig in die Höhle zurück, um ihre Schürze zu füllen, und noch ein drittes Mal. Als ſie aber zum vierten Male in die Höhle eilen wollte, verſtummten plötzlich die Glocken und der Fels ſchloß ſich unter furchtbarem Gekrache. Voll Angſt und Schrecken ſank ſie neben den Haufen Goldes nieder. Nach einiger Zeit raffte ſie ſich wieder auf, rannte gegen den Felsblock und ſchrie, denſelben umklammernd: Mein Kind! heiliger Gott gib mir mein Kind! Nimm alles, alles zurück, ich will arm bleiben mein Leben lang, nur gib mir wieder mein Kind zurück. Vergebens; der Fels war und blieb verſchloſſen. Erſchöpft und ſtumm raffte ſie die Münzen zuſammen und ſchleppte ſich nach Klentnitz zurück.

Der Verluſt ihres Kindes ließ Marthen jedoch keine Ruhe finden, am nächſten Morgen ſchon eilte ſie nach Nikolsburg, wo ſie ſich einem Prieſter vertraute und ihn um Rath angieng. Der Prieſter ermahnte ſie, ſich mit Geduld und Demut in die Fügungen des Herrn zu ſchicken, den gefundenen Schatz aber zum Baue eines Gotteshauſes zu verwenden. Marthe befolgte den Rath, verwandte den Schatz zum Baue einer Kirche in Nikolsburg, und lebte hinfort gottesfürchtig und in der Hoffnung ihr Kind doch noch einmal zu ſehen. So verſchwand ein Jahr und Oſtern kam wieder heran. Da faſſte Marthe den Entſchluß am Oſterſonntage ſich wieder zum Felsblocke zu begeben, um die Gebeine ihres Kindes daraus zu holen, damit ſie doch auf chriſtliche Weiſe begraben würden. Sie machte ſich wirklich an dem beſtimmten Tage auf den Weg und erreichte mit ſchwerem Herzen den Fels, welcher abermals von oben bis unten geſpalten war. Muthig trat ſie hinein, aber ſtatt der Gebeine fand ſie ihr Kind lebend und unverſehrt neben dem Bottich auf der Erde ſitzen. Außer ſich vor Freude und der Sprache unfähig reißt ſie das Knäb-

lein an ihre Bruſt und überſchüttet es mit Thränen. Endlich gewinnt Marthe ihre Sprache wieder und befragt das Kind, wie es möglich geweſen, daß es in der Höhle nicht umgekommen. Da erzählt ihr das Knäblein, daß während der Nacht, welche es in der Höhle zugebracht, eine ſchöne Frau gekommen ſei, die habe ihm Äpfel und Spielzeug gebracht, und ihm auch verſprochen, daß wenn es recht fromm ſei und bete, die Mutter bald wieder kommen werde, um es abzuholen. Da klangen die Glocken heller als ſonſt und faſt wie mit mahnendem Tone. Eilig faſſte Marthe ihr Kind und verließ die Höhle. Sie war aber kaum etliche Schritte entfernt, da ſchwiegen die Glocken, und mit furchtbarem Gekrache ſchloß ſich der Fels. Marthe führte mit ihrem Knäblein hinfort ein frommes gottesfürchtiges Leben und dankte noch oft in der Kirche, die ſie in Nikolsburg erbaut hatte, und die zu St. Lauretta genannt wurde, auf ihren Knien für die wunderbare Rettung ihres Kindes. Der Bottichſtein aber ſoll ſich ſeit dieſer Begebenheit nicht wieder geöffnet haben.

15.

Auch unter den Burgruinen, die ſich im wälſchen Grunde (Střelek) bei Römerſtadt erheben, liegen Schätze, die am Palmſonntage während der Paſſion gehoben werden können. Zu dieſer Stunde gieng ein Weib hinein, nahm Gold in die Schürze, und trug es hinaus; ihr Kind hatte ſie aber zurückgelaſſen. Sie gieng zum zweiten und drittenmale und über den Reichtum vergaß ſie ihr Kind. Die Paſſion war vorüber und der Fels krachte wieder zu. Auf den Rath des Geiſtlichen gieng ſie über's Jahr wieder und fand das Kind unverſehrt.

Unweit Libau iſt der „rothe Berg," der ebenfalls während der Paſſion ſich öffnet. Die Sage von einer Mutter wird auch dort erzählt. Bei Neudorf in Nied. Öſterr. wiederholt ſich dieſelbe Sage. Dasſelbe erzählt man von der Ronburg (unweit Drum und Pleißwedel) in Böhmen. Der Glaube iſt allgemein, daß ſich die Schatzberge ſchließen, ſobald die Leidens-

geſchichte geleſen iſt. Nach mehreren Erzählungen hat das wiedergefundene Kind einen Apfel, der ſich dann in Gold verwandelt. [1])

In Salzkammergute (bei Mitterdorf) iſt der Böttingsberg, der öffnet ſich am Oſterſonntage, wenn zum Hochamte geläutet wird, bei dem dritten zuſammenläuten, und ſchließt ſich, ſobald das Geläute aufgehört hat. Auch hier wiederholt ſich obige Sage.

Zu dem „alten Seeberg" (bei Eiſenberg im Erzgebirge) giengen an Palmſontage zwei Männer. Sie ſahen auf einer Anhöhe die alte „Seeberg-Jungfer," die noch nicht erlöſt iſt. — Ein paar andere ſahen einſt einen Mann, der zwei ſich bäumende Schimmel bei den Zügeln feſthielt und vor einer kleinen Thür ſtand. Er bot ihnen ein Schlüſſelbund; als aber keiner die Schlüſſel nehmen wollte, gieng er voran und führte ſie durch mehrere Zimmer, in welchen Gold und Edelſteine aufgehäuft waren.

Im Strelecker Grund, nicht weit von Langdorf (bei Mähriſch Neuſtadt) ſind die Schätze am Palmſonntage für gute Menſchen ſichtbar. Das dort zurückgelaſſene Kind hielt nach einem Jahre einen Apfel in der Hand und lächelte der Mutter freundlich entgegen.

In den Ruinen in der Umgegend von Weißkirchen (in Mähren) liegen die Schätze während der Paſſion offen. Auch dort hat eine Frau ihr Kind vergeſſen. Daſſelbe hatte nach einem Jahre gehen und ſprechen gelernt und eine weißgekleidete Frau hatte es mit Nahrungsmitteln und Spielzeug verſorgt.

Auf der benachbarten Anhöhe Swrczow ſah ein Mann ein feuerſprühendes Schwein, das einen goldenen Schlüſſel im

[1]) Noch erinnere ich mich einer Erzählung aus dem Kanton Zug: Am Charfreitage, während in der Kirche zu Baar die Paſſion geſungen wird, legt der Teufel auf Wildenburg ſein Gold an die Sonne, und wer zur rechten Zeit kommt, kann davon ſo viel nehmen als ihm beliebt.

Maule trug. Als es vorbeigelaufen war, rief eine Stimme: du warſt nahe daran uns zu erlöſen, du haſt dich aber geweigert den Schlüſſel mit der Hand zu nehmen. Er ſah ſich um und erblickte eine weiße Frau. Dieſe fuhr fort: Hier auf dieſer Stelle wird ein Kirſchbaum wachſen und wenn er groß genug iſt, wird ein Tiſchler, der noch nicht geboren iſt, aus dem Holze eine Wiege verfertigen, und das Kind welches zuerſt darin gewiegt iſt, wird uns erlöſen.

Auf dem Berge Suſcharnia (Öſterr. Schleſien) ſind die vergrabenen Geldſchätze nur am Palmſonntage während der Leidensgeſchichte ſichtbar; denn während dieſer Zeit bemerkt man auf dem Gipfel dieſes Berges bläulich oder grünlich gefärbte Flammen aufſteigen, und man ſagt dann, daß das Geld brenne oder auch daß es trockne. [1]).

16.

Bei Altrothwaſſer in Öſterr. Schleſien ſah ein Weib unter einer Eiswanne Gold. Sie zerſchlug die Wanne und entfernte ſich mit dem Golde aus dem Berge. Ein Geizhals hörte davon und begab ſich auch dorthin. Das von der Frau zurückgelaſſene Kind fand er fröhlich da ſitzen mit Backwerk in der Schürze, das ihm, wie das Kind ſagte, eine ſchöne weiße Frau gebracht habe. Das Kind eilte zur Mutter, der Geizhals aber blieb um ſich gute Tage zu machen. Es kam zu ihm eine ſchwarze Frau und brachte ihm eine zugedeckte Schüſſel. Er öffnete und fand nur Kieſelſteine. Das Volk meint, er ſei noch im Berge, am Eiſe feſtgefroren.

In der Umgegend des Pumparloches bei Neuberg im Mürzthale wiederholt ſich dieſe Sage. Das Volk meint aber, die weiße Frau ſei die Mutter Gottes geweſen.

In eine ähnliche Sage aus Iglau flicht ſich ein Märchenzug, den wir zum Theil bei Grimm u. a. finden. [2])

---

[1]) Vergl. Grimm Myth. 923.

[2]) Gr. K. und H. Märchen Nr. 105. III. Bd. S. 185. Ziska S. 51.

Das Kind, welches am Palmſonntage wieder gefunden wird, ſitzt bei einer Schüſſel voll Milch, in der Brot herumſchwimmt. Um den Arm des Kindes windet ſich eine Schlange, die begierig nach dem Brote haſcht, während ſie die Milch unberührt läßt. Unwillig ſagt das Kind, ſie möge doch auch Milch trinken und nicht alles Brot nehmen.

Daß ein Kind in allen dieſen Sagen vorkommt, mag im Zuſammenhange ſtehen mit dem Volksglauben, nach welchem die in der Charwoche offenen Schätze nur von Unſchuldigen gehoben werden können.

17.

Man glaubt in Öſterr. Schleſien allgemein, daß das Geld welches man eingräbt nicht an derſelben Stelle bleibt, ſondern nach einigen Jahren an einer anderen Stelle ſich befindet. In mancher Nacht bemerkt man das Geld in Feuer auflodern und herumziehen, welches man das Geldwittern nennt. Merkt man ſich dieſe Stelle, ſo kann man den vergrabenen Schatz gewinnen, wenn man am Palmſonntage, während in der Kirche die Leidensgeſchichte geleſen wird, nachſucht, da zu dieſer Zeit alle vergrabenen Schätze offen ſind.

Wenn man einen ſolchen Schatz ſieht, ſo wirft man einen Roſenkranz oder ein Gebetbuch darauf, nicht aber einen Stein oder ein Meſſer, weil ſonſt das Geld verſchwindet.

Lange Zeit eilten Bewohner von Cheynow (in Böhmen) am Palmſonntage jedes Jahres zu einer Fichte, unter welcher ein Geizhals ſein Geld vergraben habe. Ein frommer Mann ſah einmal unter der Fichte eine Flamme; zufällig fiel ſein Roſenkranz darauf, das Feuer verſchwand und an der Stelle lag ein blankes Goldſtück.

18.

Am Florianberg bei Biſenz in Mähren liegt ſeit den Zeiten der Tartaren eine Schloßruine. Der Beſitzer des Schloſſes hatte ſich mit ſeiner Familie in ein Gewölbe geflüchtet und

war verſchüttet worden. An einem Charfreitage während der Paſſionsgebete ſah ein Mädchen eine Öffnung. Sie gieng hinein und traf in einem reichgeſchmückten Sale einen Mann, eine Frau und einen Knaben. Die Frau trug dem Mädchen auf, das Kehricht zuſammen zu fegen und in eine Kiſte zu thun. Da ſie nun zu ihren Eltern wollte, um zu berichten, wo ſie im Dienſte ſei, ſagte die Frau, ſie könne morgen gehen, heint könne ſie hier ſchlafen. Die Eltern ſuchten überall vergebens, während die Tochter ſchlief bis zur folgenden Charwoche. Dann nahm ſie Abſchied und bekam das Kehricht als Lohn, der zu Hauſe ſich in Goldmünzen verwandelte. Erſt von den Eltern erfuhr das Mädchen, daß ſie ein Jahr lang fortgeweſen ſei.

19.

In Kunowitz (bei Hradiſch) war ein Bauer, der ſehr geizig war; er ſcharrte Geld zuſammen, ſo viel er nur konnte, gieng dann mit dieſem Gelde, das er in einen eiſernen Topf that, in die Scheuer, grub in einer Ecke ein Loch, ſteckte den Topf hinein, und übergab den Schatz dem Teufel mit folgenden Worten: Nur der ſoll den Schatz bekommen, der denſelben mit vier ſchwarzen Katern ausackert. Er gieng dann nach Hauſe, und ſagte niemandem ein Wort davon. Aber er war bei der Handlung nicht allein, er hatte einen Zeugen; ſein Knecht war nämlich auf dem Boden der Scheuer und ſah und hörte alles, was vorgieng. Nach einiger Zeit ſtarb der Bauer, ohne eine Erwähnung von dem vergrabenen Schatze gemacht zu haben; die Witwe wuſte, daß ihr Mann Geld gehabt hatte, aber wohin er dasſelbe verborgen, das wuſte ſie nicht, und verſank beinahe in Armut. Der Knecht, der fürchtete, ſie möchte ihn entlaſſen, arbeitete viel fleißiger als früher. Und ſo durfte er bleiben. Jetzt ſuchte er im Orte vier ſchwarze Kater zuſammen, machte ihnen einen kleinen Pflug, übte ſie im Garten im ackern, und fütterte ſie dabei recht fleißig. Als er ſie ſchon hinlänglich eingeübt glaubte, gieng er eines Abends

ans Werk; er muſte aber mehrere Stunden ackern, denn der Boden der Tenne war ſehr hart. Als er den Schatz heraushob, erſchien ihm der Hüter desſelben, aber der Knecht fürchtete ſich nicht, denn er war darauf gefaſſt. Mit dem Gelde kaufte er ſich ein Haus und gründete ſich ein eigenes Heimweſen. [1])

20.

Bei Auſchwitz iſt ein Herzog in einen Felſen gebannt. Aus demſelben ſah einſt ein Hirt Vögel fliegen und wieder in denſelben zurückkehen. Er gieng hinein und ſah einen Greis, der ihn fragte was er treibe. Ich bin ein Schmied, antwortete der Hirte. Da befahl ihm der Greis, er ſolle für ſeine Pferde Hufeiſen ſchmieden, aber er dürfe dazu kein Feuer brauchen. Das that er und bekam zum Lohne Hufabfälle, die ſich in Gold verwandelten.

21.

Bei Tyrnau ſah ein Wanderer ein weißes Mädchen, welches die Harfe ſpielte und traurige Weiſen ſang. Fürchte dich nicht, ſprach die Jungfrau, du biſt zu meinem Erlöſer erkoren, auf den ich ſchon 100 Jahre warte. Nur heute kann ich in Menſchengeſtalt erſcheinen; ich bin in ein häßliches Gewürm verwandelt. Fühlſt du dich ſtark genug, das Gewürm, welches morgen hier auf dieſem Steine ſitzen wird, zu küſſen, ſo bin ich erlöſt. Der Wanderer verſprach es. Als er aber das Ungethüm küſſen wollte, ſchauderte ihn und er ergriff die Flucht. Da vernahm er eine Stimme: Alſo muß ich ſo lange noch leiden, bis die Eiche, deren Samenkorn man in dieſer Schreckensnacht der Erde anvertraut, gefällt iſt und bis aus ihrem Stamm eine Wiege gemacht wird, die meinen Retter aufnimmt. Noch immer ſehen die Landleute um Mitter-

[1]) Vergl. Kuhn nordd. Sag. 11, und S, 468. Gr. Myth. 929.

nacht eine weiße Gestalt in der Ruine beim Dorfe Tyrnau (unweit Trübau in Mähren).

Eine Frau, die nicht weit von Iglau in dem „Schatzberge" verschüttet ist, muß so lange darin bleiben, bis ein Nachkomme ihrer Kinder sie erlösen wird. Dieser muß aber ein Priester sein und als Kind in einer Wiege gelegen sein, die aus dem Holze eines Baumes gemacht ist, der damals noch als Sträuchlein vor der Höhle stund. Manche haben den Schatz zu heben versucht am Feste der h. drei Könige, während das Evangelium gelesen wird.

22.

Um in einen Schatzberg zu gelangen, bedarf es einer wegbahnenden thürsprengenden Pflanze oder Wurzel (Grimm M. 923 ff.). Um die Springwurzel zu erlangen, muß man das Nest eines Wiedehopfs oder Grünspechts mit einem Holz zuschlagen. Sobald der herbeifliegende Vogel dieß bemerkt, fliegt er so schnell als möglich fort, um die Wurzel aufzusuchen, welche noch kein Mensch aufgefunden hat. Nachdem er dieselbe gebracht, kann er sein Nest damit öffnen, indem er sie vor den Holzkeil hält. Dieser springt dann so schnell heraus, als wenn er vom stärksten Schlage getrieben würde. Wer nun die Wurzel erlangen will, hält sich versteckt, und breitet ein rothes oder weißes Tuch unter dem Baume aus. Wenn dann der Vogel mit der Wurzel im Schnabel kommt, und das Nest öffnen will, so macht man einen Lärm. Der Vogel erschrickt und läßt die Wurzel aus dem Schnabel fallen. Mit einer solchen Springwurzel vermag man alles zu öffnen, auch wenn es noch so stark verschlossen wäre.

Einst hütete ein Schäfer seine Herde. Da stund, als er sich plötzlich umwandte, ein prächtiges Königsfräulein vor ihm und sprach: nimm die Springwurzel und folge mir nach. Der Hirt nahm die Springwurzel, überließ seine Schafe einem andern, und folgte dem Fräulein. Sie führte ihn in eine Höhle in den nahe gelegenen Berg hinein. Hier kamen

ſie zu einer Thür, die verſchloſſen war. Er muſte ſeine Wurzel vorhalten und alsbald ſprang die Thür krachend auf. Sie giengen immer weiter vorwärts, bis ſie etwa in die Mitte des Berges gelangten. Hier ſaßen noch zwei ſolcher Jungfern und ſpannen emſig. Der böſe Geiſt war auch da, aber machtlos, denn er war unten an dem Tiſche feſtgebunden, an welchem die beiden Fräulein ſaßen. Ringsum waren in Körben Gold und leuchtende Edelſteine aufgehäuft; die Königstochter ſprach zu dem Hirten, der da ſtund und die Schätze anluſterte: nimm dir ſo viel du willſt. Ohne ſich lange mahnen zu laſſen, griff er hinein, und füllte ſeine Taſchen ſo viel ſie halten konnten. Und wie er alſo reich beladen wieder hinaus wollte, ſprach ſie: aber vergiß nur das beſte nicht! Er meinte, er ſolle mehr von den Schätzen nehmen; ſie meinte aber die Springwurzel, die er auf dem Tiſche liegen ließ. Wie er nun hinaus trat, ohne die Wurzel, ſchlug das Thor mit großem Krach hinter ihm zu.

Die Schätze brachte er glücklich nach Haus, aber den Eingang konnte er nicht wieder finden. [1])

23.

In einem Dorfe des nördlichen Böhmens lebten arme Eheleute mit einer einzigen Tochter. Sie hatten einen Mehlladen und der Mann muſte die ſchwerſten Arbeiten verrichten. Eines Abends ſaß er in einem Wirtshauſe, wo Hirten und Bauern ſich Geſchichten erzählten. Ein Hirt erzählte unter anderm: Heute vor einem Jahre ließ ich meine Herde über Nacht auf der Weide und ſchlief dabei ein. Da hörte ich plötzlich ein Geräuſch, welches mich aufweckte und zu meinem Schrecken ſah ich vor mir eine Geſtalt in weißen Kleidern. Dieſe ſprach zu mir: Lange Jahre war ich im Rieſengebirge an einen

---

[1]) Vergl. Kuhn nordd. S. Nr. 200, 2. Sollte der „böſe Geiſt" die dritte der Nornen ſein? Iſt das Königsfräulein die Frau Holde? (Grimm Myth. 249.)

Schatz gebannt, jetzt iſt er unbewacht und du kannſt ihn mittels einer Springwurzel heben. Als das der Mehlhändler hörte, rückte er ſachte ſeinen Stuhl dem Erzähler näher. Der Hirt fuhr weiter fort: Ich habe den Schatz noch nicht gehoben, denn es fehlt mir die Springwurzel und der Muth zu dem Unternehmen. Die Springwurzel, ſprach ein Bauer, kannſt du leicht haben: Suche nur im Frühjahre das Neſt eines Spechtes auf, breite ein rothes Tuch unter den Baum und wenn der Specht kommt, ſo erſchrecke ihn. Dann läßt er die Springwurzel fallen. Der Mehlhändler hatte kein Wort geſprochen; er zahlte und gieng dießmal fröhlich nach Hauſe, weil er den Schatz im Frühjahre zu heben gedachte. Als der Frühling kam, ſuchte er das Neſt eines Spechtes, breitete ſein rothes Tuch darunter und als der Specht kam, klatſchte er voll Freude in die Hände, worüber der Vogel ſo erſchrack, daß er die Springwurzel fallen ließ. Jetzt nahm der Mehlhändler die Springwurzel und eilte froh nach Hauſe. Eins nur fehlte ihm noch um den Weg antreten zu können, nämlich das nöthige Geld, und ſchnell entſchloß er ſich die Kraft der Springwurzel an der Geldlade ſeiner Frau zu erproben. Er nahm alles Geld heraus und eilte davon. Als die Frau nach Hauſe kam und die erbrochene Lade ſah, erſchrack ſie und wuſte ſich das nicht zu erklären. Als aber ihr Mann ſpät Abends, ja ſelbſt des andern Tages nicht kam und nirgend zu finden war, hatte ſie Verdacht auf ihn. Dieſer hatte ſich mittlerweile in das Rieſengebirge begeben, um die vom Hirten genau beſchriebene Stelle zu finden, was ihm auch nach einigem ſuchen gelang. Voll Begierde gieng er in die Felſenhöhle, öffnete mittelſt ſeiner Springwurzel ein Thor nach dem anderen, bis er endlich zu den Schätzen gelangte. Hier nahm er ſo viel als er in ein mitgenommenes Fäſſchen bringen konnte. Dieß hatte er vorher oben und unten mit Nägeln beſchlagen. Dann gieng er fort, vergaß aber die Springwurzel. Er konnte dieſelbe auch nicht mehr holen, weil das innerſte Thor ſich hinter ihm ſchon geſchloſſen hatte. Während

der Vater ſo mit ſeinem Schatze beſchäftigt war, hatte das Töchterlein zu Hauſe mit einem ſehr braven und hübſchen aber auch ſehr armen Burſchen Bekanntſchaft gemacht, und in Abweſenheit des Vaters hatte jener um die Hand der Tochter gebeten. Wegen ſeiner Armut ward er aber von der Mutter abgewieſen. Tief betrübt beſchloß der junge Menſch in die Welt zu gehen, Geld zu verdienen und dann zurückzukehren um noch einmal anzufragen. Als der Mehlhändler einige Stunden von ſeinem Heimatsorte entfernt war, begegnete ihm ein junger Mann, welcher ſehr traurig ſchien. Der Alte fragte ihn, weshalb er ſo traurig ſei. Der Burſch erzählte nun dem Alten alles was unterdeſſen vorgefallen war. Der Mann erkannte bald, daß von ſeiner Tochter und ſeinem Hauſe die Rede war. Voll Freude mit ſeinem Schatze jemanden glücklich machen zu können, gab er dem jungen Manne Geld mit dem Rathe ſogleich umzukehren und zu verſuchen, ob ſeine Bewerbung jetzt nicht günſtiger aufgenommen würde. Und in dieſem Falle ſollte er ihm Nachricht geben, damit er aus der Stadt die Ausſtattung der Tochter beſorgen könne. Freudig eilte der junge Mann in das Dorf zurück und nachdem er der Frau das Geld gezeigt hatte, wurde ſogleich der Tag der Hochzeit beſtimmt. Vor dem Hochzeitstage nun kamen zum Erſtaunen des ganzen Dorfes eine Reihe Wagen voll Möbeln u. dgl. und alle Leute ſtaunten über ſolchen Reichtum des Schwiegerſohnes und wünſchten dem Mädchen Glück. Am Hochzeitstage kehrte auch der Alte mit ſeinem Fäſſchen heim. An der Hausthür kam ihm ſeine Frau entgegen und ſagte: Wir haben einen reichen Schwiegerſohn, deshalb verzeihe ich dir, daß du ſo lange ausgeblieben biſt. Darauf ſagte er: Sieh her, ich habe mir ja auch ein Fäſſchen Nägel verdient.

24.

Vor langer Zeit lebte in einer Thalſchlucht des Karpathengebirges ein Holzhauer mit ſeinem Weibe in großer Armut. Einſt ſprach der Holzhauer zu ſeinem Weibe: Wenn wir doch

das Zauberreis zu finden vermöchten, dann hätte mit einem Mal all unsere Noth ein Ende. Woran soll aber der Baum, von dem der Zauberzweig abgebrochen werden muß, zu erkennen sein? fragte das Weib. — Da mußt du, sagte der Mann, den ganzen Wald durchgehen, und um die Mitternachtsstunde mußt du dann lauschen, welcher Baum zu singen anfängt; von dem mußt du dann schnell einen Zweig abbrechen und laufen, was du kannst, damit du aus dem Walde kommst. Zur nächsten Vollmondszeit läufst du dann um dieselbe Stunde im ganzen Thale herum, wobei du mit dem Zauberreis an jeden Felsen schlägst wo du vorbei kommst. Wenn du zufällig den rechten Fels triffst, so wird er sich spalten und eine Höhle bilden. Trittst du dann hinein, so wirst du unermeßliche Schätze finden, und wir sind dann reiche Leute. Dieses alles hat mir der Berggeist gesagt, dem ich einst einen großen Dienst erwiesen habe. Schon oft habe ich die Nächte im Walde zugebracht, aber noch immer habe ich den Baum nicht gefunden. — Von nun an durchwanderten beide oft gemeinschaftlich den Wald. In einer Nacht war draußen ein solches Ungewitter, daß sich das Weib nicht hinaus wagte. Nur der Mann hüllte sich in seinen Mantel und begab sich hinaus. Plötzlich bemerkte er, daß es an dem Platze wo er eben stehen blieb nicht regnete, während kaum zwei Schritte um ihn herum das fürchterlichste Ungewitter tobte. Unwillkürlich blieb er stehen und wartete den weiteren Verlauf des Wetters ab. So kam die Mitternachtsstunde heran. Da hörte das Ungewitter auf, und als er fortgehen wollte, fieng plötzlich der hinter ihm stehende Baum eine sanfte Weise zu singen an. Schnell kehrte er sich um, erkletterte den Baum, brach einen Zweig und lief eilends davon. Ganz erschöpft kam er zu Hause an, wo er seinem Weibe den Fund zeigte. Kaum war die nächste Vollmondnacht herangekommen, als er auch schon im Thale mit seinem Zauberzweig umherrannte und überall anklopfte. Einer der großen Felsen sprang plötzlich auf. Er wollte hineingehen, prallte jedoch entsetzt zurück, denn er sah einen Mann vor sich

ſtehen. Derſelbe winkte ihm jedoch freundlich und er trat daher hinein. Hier wurde ſein Auge von Diamantenhaufen faſt geblendet. In ſeiner Unwiſſenheit hielt er alles für Glas und ließ es liegen. Dafür aber belud er ſich mit Gold ſo, daß er es kaum zu ſchleppen vermochte und warf ſodann das Zauberreis verächtlich weg. Als er fortgieng, ſah ihn der Alte bedeutungsvoll an, um ihn an das Zauberreis zu erinnern das er liegen gelaſſen hatte. Der Holzhauer aber meinte er drohe ihm, und lief mit ſeinem Schatze davon. Erſt zu Hauſe erinnerte er ſich des Stäbchens und es wurde ihm nun klar, warum ihn der Alte ſo bedeutungsvoll angeſehen. Schnell lief er zurück, aber der Fels war geſchloſſen.

25.

Der Berg Schubieniza (in Nied. Schleſien) liegt eine kleine Viertelſtunde vom Weichſelurſprunge entfernt. Auf dieſem Berge ſieht man am Charfreitage und Silveſtertage in der Nacht um 12 Uhr halb weiße und halb ſchwarze Mädchen, bald weinen und fluchen, bald wieder tanzen. Während dieſer Erſcheinung bemerkt man aufgerichtete ſchwarze Galgen. Sobald nun einer dieſer Galgen umfällt und dabei einen heftigen Knall verurſacht, verſchwindet alles.

Einſt ſollen nämlich auf dieſem Berge zwölf junge Senninnen mit ihren Herden gewohnt haben. Zu denſelben geſellte ſich in kurzer Zeit eine gleiche Anzahl junger Knechte. Dieſe jungen Leute lebten lange Zeit ſehr laſterhaft. Als nun ſpäter in der ganzen Umgebung die Cholera und auch unter dem Vieh eine Seuche ausbrach, und die Geſellſchaft auf dieſem Berge von der Cholera und ihr Vieh von der Seuche nicht angegriffen wurden, da begannen die dortigen Dorfbewohner und andere Leute in der Nachbarſchaft über die Senninnen und die Knechte zu fluchen und ſie zu verwünſchen, indem ſie ſprachen: Gott möge die laſterhaften auf dieſem verfluchten und verwünſchten Berge für immer erhalten und die Knechte in Galgen umwandeln. — Seit dieſer Zeit verſchwanden

die Herden; aber die Senninnen und die Knechte sind als Galgen sichtbar. Weil ihrer zwölf Paare sind, so glaubt man allgemein, daß man dieselben nur jedes zwölfte Jahr in der Dorfkirche zu Weichsel, am Allerseelentage, um die Mitternachtstunde sehen könne. Sollte nun irgend ein Priester den Muth haben und sich in der 12. Nachtstunde in diese Kirche begeben, daselbst Schlag 12 Uhr die Messe lesen und während dieser heiligen Handlung mit den 12 Brautpaaren die Kopulazion vornehmen, so würden dadurch alle erlöst werden. Aus diesem Grunde versammeln sich die 12 Brautpaare jedes 12. Jahr am Allerseelentage, um die Mitternachtsstunde in dieser Kirche; um ein Uhr verschwindet jedoch alles, und in der Früh findet man in der Mitte der Kirche am Boden einen schwarzen Brief, in welchem u. a. geschrieben steht: Wenn sich kein Priester finde, um die Erlösung auf diese Art zu vollbringen, so solle man den Brief am 3. Tage des Abends wieder an dieselbe Stelle legen, wo er dann um Mitternacht verschwinden werde.

26.

Bei Pürglitz am Flusse Beraun steht ein altes Schloß Namens Teyřov, in welchem sich der Sage nach folgende Begebenheit zugetragen hat:

Es kamen einst 11 Soldaten mit ihrem Anführer auf der Flucht durch die Pürglitzer Waldungen zu diesem Schlosse, und da sie dasselbe öde und verlassen fanden, beschlossen sie die Nacht darin zuzubringen. Als sie das erste Zimmer betraten, fanden sie in demselben nichts als einen Tisch um welchem zwölf Stühle standen, auf die sie sich niederließen, weil sie von der weiten Reise sehr müde waren. Kaum hatten sich die Soldaten zurecht gesetzt, als deren Anführer ein kleines Horn [1]) erblickte, welches auf dem Tische lag. Er nahm

[1]) Über Odins Giallarhorn s. Wolf, Beiträge 1, 15.

dasſelbe und blies hinein. Doch kaum waren die ſeltſamen Töne des Hornes verklungen, als ſich eine Frauenſtimme vernehmen ließ, welche ſagte: Was wünſchen meine Herren? Die Soldaten erſchracken über dieſen Ruf, von dem ſie nicht wuſten, woher er kam; da ſie aber großen Hunger verſpürten, ſo baten ſie um ein Nachteſſen, worauf die Stimme antwortete: Gleich meine Herren. Alſogleich bedeckte ſich der Tiſch mit köſtlichen Speiſen und Getränken. Als die Kriegsmänner ſich gelabt hatten, wünſchten ſie zu ſpielen. Der Anführer durch den eben genoſſenen Wein kühn gemacht, blies ſogleich in das Horn, worauf dieſelbe Stimme fragte: Was wünſchen ſie noch? Er bat um Spielkarten und ſogleich lagen 12 Häuflein Silbergeld und Karten auf dem Tiſche. Als die Soldaten eine Stunde geſpielt hatten, wurden ſie ſchläfrig, der Anführer blies wieder ins Horn und bat dann um ein Nachtlager. Die geheimnisvolle Stimme ſagte ihnen, ſie ſollten in den anſtoßenden Sal ſich begeben, dort würden ſie zwölf Betten finden. Sie thaten wie ihnen geheißen und fanden wirklich die zwölf Betten. Die eilf Soldaten legten ſich ſogleich nieder und ſchliefen auch bald ein. Nur der Anführer, dem die Erlebniſſe des Tages ſonderbar vorkamen, traute nicht recht und blieb wachend auf ſeinem Bette ſitzen. Als er ſo über die Abenteuer im Schloſſe nachdachte, hörte er plötzlich um Mitternacht ein Geräuſch, er vernahm Tritte, die ſich dem Sale immer zu nähern ſchienen und bald ſah er auch vor ſeinem Bette eine weiße Frau ſtehen, welche zu ihm ſprach: Fürchte dich nicht, denn es geſchieht dir hier kein Leid. Hierauf ſagte ſie ihm, daß ſie ein verwunſchenes Burgfräulein ſei und ſich bis zu ihrer Erlöſung im Brunnen des Schloßgartens als Fiſch aufhalten müſſe. Ein gleiches Schickſal hätten auch eilf ihrer Gefährtinnen; nur um Mitternacht könnten ſie ihre menſchliche Geſtalt annehmen. Dann fuhr ſie fort: du und deine eilf Gefährten können uns erlöſen, wenn ihr ein Jahr lang ohne Unterbrechung im Schloſſe bleiben wollt, ihr dürft aber nicht einen Schritt aus dem Schloſſe wagen, ſonſt wird alles

vergebens sein. Wenn ihr etwas benöthiget, so braucht ihr nur in das Horn zu blasen und euer Begehren zu sagen, es wird alsbald euer Wunsch befriediget sein. Das Burgfräulein theilte dem erstaunten Anführer noch mit, daß, wenn er und seine Kameraden so glücklich wären, sie zu erlösen, so würde dann jeder ein Fräulein zur Gemahlin bekommen und zwar jenes, welches durch ihn erlöst wurde. Er aber würde sie selbst zur Gemahlin erhalten und noch dazu das Schloß mit seinen Reichtümern. Als die Soldaten diese Nachricht erfuhren, willigten sie sogleich ein und der Anführer machte dieß in der folgenden Nacht dem Burgfräulein zu ihrer großen Freude kund. Dreiviertel Jahre lebten die Soldaten im Schlosse zufrieden und vergnügt. Die Jungfrauen hatten auch schon ihre menschliche Gestalt vom Kopfe bis zu den Knien wieder erhalten, als plötzlich ein Soldat eine große Sehnsucht fühlte in's Freie zu gehn. Er theilte dieß seinen Gefährten mit und bat sie mit ihm zu gehn. Ungeachtet der Vorstellungen und Bitten des Anführers willigten sie ein, er aber blieb im Schlosse zurück und wartete auf das Burgfräulein um ihr zu melden was vorgegangen sei. Erst in der Nacht kam sie zu seinem Bette und war, statt weiß, ganz schwarz gekleidet. Sie jammerte entsetzlich und erzählte ihm, daß sie und ihre Gefährtinnen nun wieder so lange verzaubert bleiben müsten, bis wieder zwölf andere Männer in dieses verrufene Schloß einkehrten, um das Erlösungswerk zu vollbringen. Da aber noch nicht einmal das Holz zu deren Wiegen gewachsen sei, so müßen sie daher noch lange ihrer Erlösung harren. Das Burgfräulein theilte ihm noch mit, daß sich die Soldaten, welche zurückgekommen waren, am nächsten Morgen so schnell als möglich aus dem Schlosse entfernen sollten, denn blieben sie nur noch eine Nacht im Schlosse, so würde jeder von dem Burgfräulein ermordet werden, zu deren Erlösung er bestimmt war. Ihn selbst aber könne sie nicht ermorden, weil er sich nicht wie seine Gefährten wortbrüchig benommen habe und er solle dafür auch reichlich belohnt werden. Wenn

er nämlich mit den Soldaten aus dem Schloſſe gegangen ſei, ſollte er ſich bald von ihnen trennen und in das Schloß zurückkehren, wo ſie ihm einen Schlüſſel überreichen werde. Mit demſelben ſei eine Thüre zu eröffnen, durch die er in einen Raum gelange, wo er ſich von den Schätzen ſo viel nehmen könne als er wolle. Nachher müſſe er den goldenen Schlüſſel wegwerfen. Als ſie ihm dieß mitgetheilt hatte, verſchwand ſie. Kaum tagte es, ſo verließ er mit ſeinen Gefährten das Schloß. Unweit desſelben jedoch trennte er ſich unter einem Vorwande von denſelben und befolgte den Rath des Burgfräuleins. Er gieng in's Schloß zurück, fand am Rande des Brunnens den goldenen Schlüſſel, mit dem er die bezeichnete Thüre öffnete und gelangte in den Beſitz der verſprochenen Schätze. Er ließ ſich nun im nächſten Orte nieder und führte ein glückliches Leben. Nach Verlauf von einigen Jahren, kamen wieder die eilf Soldaten, die indes erfahren hatten, wohin er ſich gewendet und was mit ihm geſchehen ſei, in großer Armut zu ihrem ehemaligen Anführer und baten ihn, er möchte ſie in das Schloß begleiten, in welchem ſie die Erlöſung der Jungfrauen gewis vollbringen würden. Er gieng mit ihnen, aber wie erſtaunten ſie, als ſie in das Zimmer kamen, in dem ſie vor vielen Jahren gewohnt hatten, und neben dem Tiſche nur einen Stuhl ſtatt zwölf fanden. Der Anführer ſtieß nun in das Horn, welches noch am alten Platze lag; alsbald ließ ſich die bekannte Frauenſtimme vernehmen: Was beliebt meinem Herrn? Er bat um ein Nachteſſen für ſich und ſeine Leute. Ihr Staunen und ihre Furcht ſtieg aber, als ſie ſtatt 12 Gedecken nur eines, und zwar vor dem Anführer, auf dem Tiſche erblickten. Und ſo gieng es auch ſpäter, als der Anführer um Karten bat, und er bald darauf die Karten mit einem Häuflein Geld erhielt. Die Soldaten machten ſich bald nichts mehr daraus und baten dann den Führer, er möchte um ein Nachtlager anſuchen. Als ſie dann in den Saal traten, in welchem früher die zwölf Betten geſtanden, fanden ſie nur ein Bett und zwar jenes, in

welchem der Anführer das erſte Mal geſchlafen hatte. Dieſer legte ſich in ſein Bett und jeder der übrigen auf den Platz, wo früher ſein Bett geſtanden. Um Mitternacht kam das Burgfräulein, ſchwarz gekleidet, und machte dem Anführer kund, daß die eilf Soldaten dieſe Nacht ſterben müſten, ihm aber werde kein Leid geſchehen, er könne ſich noch überdieß am nächſten Morgen, auf dieſelbe Weiſe wie das erſte Mal, einen Schatz heben. Der Anführer bat zwar um das Leben ſeiner Gefährten, jedoch vergebens; als er des Morgens erwachte, fand er ſie alle tot. Jedem war der Kopf abgeſchlagen. Voll Schrecken und Furcht eilte er fort und langte bald mit einem Schatze, den er mitzunehmen nicht vergaß, zu Hauſe an. Die zwölf Jungfrauen aber warten noch jetzt auf ihre Erlöſung. [1])

27.

Das verwünſchte oder gebannte iſt unſern Sinnen entrückt und erſcheint nur zuweilen in ſeiner vorigen Geſtalt; das verwandelte dagegen beharrt bis zum Zeitpunkte ſeiner Erlöſung in der neuen Geſtalt, allen Augen ſichtbar (Grimm Myth. 903).

In der Gegend von Namietſch (auch Namieſt im Znaimer Kreiſe in Mähren) lebte ein Fleiſcher, der einmal auf den Markt gieng, um Vieh zu kaufen. Dort erblickte er ein Schaf, das ihm ſehr gefiel; er kaufte es und brachte es nach Hauſe, und alle bewunderten die Schönheit des Thieres. Da dachte der Fleiſcher: Es iſt ſchade das Thier zu ſchlachten, ich will es der Herrſchaft ſchenken. Das that er auch. Das Schaf wurde den übrigen beigegeben, und es wurde dem Hüter bedeutet, auf das neue beſonders acht zu haben.

---

[1]) Die Zwölfzahl erſcheint nicht bloß bei den Schickſalſchweſtern (Nornen), ſondern auch bei den Aſen.

Eines Tages weidete der Hirt die Schafe und die drei Töchter des Gutsherrn kehrten über die Wiese von einem Spaziergange zurück. Da lief ihnen das neue Schaf nach, und wollte sich von dem Hüter nicht zurücktreiben lassen. Als dieses die Töchter sahen, sagten sie zu ihm, er möge es folgen lassen. Der Hüter that es und gieng zur Herde zurück. Die Töchter verwunderten sich, daß ihnen das Schaf beständig folge, und kamen überein, eine jede soll einen andern Weg geben, und welcher von ihnen das Schaf folge, deren Eigentum solle es sein. Sie giengen auseinander und das Schaf folgte dem jüngsten Mädchen. Da nahm diese das Schaf zu sich und sorgte von nun an für dasselbe.

Eines Tages saß sie sinnend auf einer Bank im Parke, und das Schaf hatte sich neben ihr niedergelassen; da kam ein alter Jäger des Weges daher. Er betrachtete einige Zeit das Schaf, verneigte sich dann vor dem Mädchen und bat, sie möge das Schaf auf einige Zeit von sich entfernen, denn er wolle mit ihr sprechen. Das Mädchen that es und der Jäger sagte: Mit diesem Schafe geht es nicht richtig zu; wollt Ihr aber wissen, was es sei, so lasst Euch Öhl bringen, womit man die Glocken bei der Weihe salbt, und macht mit dem Schlage zwölf Uhr Mitternachts damit dem Schafe ein Kreuz auf die Stirn. Das Mädchen dankte für diesen Rath und that am nächsten Abend im Wohnhause, wie man ihr gesagt, aber siehe — als sie das Kreuz machte, warf das Schaf das Fell ab und im nämlichen Augenblicke stund ein Jüngling da. Dieser sagte: warum thatst du dieß zu meiner Qual? noch zwei Jahre hätte ich gehabt, dann wäre ich befreit worden; aber so muß ich wieder zur Hechse zurückkehren, welche mich verbannt hat. Dann that er einen Sprung durch das Fenster und war fort. Das Mädchen war wie vom Schlage gerührt, besann sich eine Weile und schrieb auf einen Zettel, daß sie genöthigt sei, das väterliche Haus zu verlassen. Diesen Zettel ließ sie auf dem Tische liegen und eilte fort, um den Jüngling wieder zu finden. Viel Misgeschick hatte sie

nun zu ertragen; ſie muſte durch Thäler und über Heiden ziehen, Felſen und Berge erklettern. So kam ſie auch in einen Wald zu einem Einſiedler, dem ſie alles erzählte. Dieſer gab ihr folgenden Rath: du muſt bis zum Meere gehn; am andern Ufer ſteht ein großer Berg, auf welchem die Zaubermutter wohnt; dort kannſt du ihn finden. Froh eilte das Mädchen fort. Als ſie an das Meer gekommen, war kein Schiffer da, der ſie hinübergeſetzt hätte. Und während ſie weinte und jammerte, kam plötzlich eine Kuh. Das Mädchen klammerte ſich an das Thier feſt, und ſo erreichte ſie glücklich das jenſeitige Ufer. Hier ſah ſie nichts als Steine und einen Berg; von allen verlaſſen wuſte ſie nicht, was ſie thun ſolle und ſie fieng wieder an zu weinen und zu klagen. Da ließ ſich von unten eine Stimme hören: wenn du mich retten willſt, ſo gehe in das heilige Land, hole von dort geweihte Sachen herbei und mit dieſen beſteige den Berg. Böſe Geiſter werden dir entgegen ſtehn, doch fürchte dich nicht. In dem Berge liegt ein Schwert, dieſes ſuche und nimm es mit, dann warte die zwölfte Stunde ab, es wird aus der Geiſterburg die Zaubermutter kommen, und dieſer ſchlage mit dem Schwerte den Kopf ab, dann haſt du mich und viele andere erlöſet. Das Mädchen reiſte fortan zu den heiligen Stätten, wie ihr geboten war, und als ſie mit geweihten Dingen zurückkam, leiſtete ſie den Geiſtern Widerſtand. Sie fand auch das Schwert und es gelang ihr wirklich, die Zaubermutter zu enthaupten. Darauf verwandelten ſich alle Steine in Häuſer, die Pflanzen in Menſchen und eine prächtige Gegend lag vor ihr. Der Jüngling kam in einem ſchönen Wagen, an den ſechs Roſſe geſpannt waren, und holte das Mädchen ab.

28.

Die nordiſche Walhöll iſt in der deutſchen Sage vertreten durch die holen Berge, in welche die Helden entrückt ſind, und die Vorſtellung von der Helle iſt großenteils übergegangen auf die Tiefen der Berge, wo die Zwerge hauſen oder auf

die Tiefen der Gewässer, wo die Wassergeister auf Erlösung harren.

Bevor wir zu diesen übergehen, theilen wir einige Sagen mit, die offenbar auf ähnlicher Anschauung beruhen. [1])

In Endersdorf (Schlesien, 3 Stunden von Freiwaldau) lebte ein reicher Bauer, der sehr hartherzig war. Bettler ließ er durch seinen schwarzen Hund forthetzen. Dieß that er einst auch einem Mönche, der beim fortgehen ihm ein elendes Leben voraussagte. Er gerieth bald in Armut und ergab sich aus Verzweiflung dem Teufel. Dieser eilte nach einigen Jahren mit seiner Seele in den nahen Sumpf, wo er seitdem in allerlei Gestalten gesehen wird. In der Silvesternacht lockt er die Wanderer mit seiner Peitsche in den Sumpf; auch als schwarzer Hund verursacht er den Bewohnern allerlei Schaden, selbst durch Brandlegung. Übrigens hat er von seinem Schatze einem Fischer schon etwas mitgetheilt, demselben aber den Rath gegeben, fürderhin das Goldsuchen im Teiche zu unterlassen.

29.

Vor mehreren Jahrhunderten lebte in Reiwiesen bei Zuckmantel (in Schlesien) ein Bauer, der einen sehr ungenügsamen Viehhirten hatte. Eines Tages sollte dieser wie gewöhnlich das Vieh des Bauern auf die Weide treiben und der gab ihm ein Stück trockenes Brot mit. Mit dem Brote allein war aber der Hirt nicht zufrieden und wollte Butter dazu; weil er aber keine erhielt, so trieb er voll Zornes das Vieh auf die bestimmten Felder. Daselbst angekommen warf er das Brot auf die Erde, fluchte und schimpfte und hieb es so lange mit seiner Peitsche, bis Gott diesem Gräuel ein Ende machte. Die Felder, auf welchen er sich mit seinem Vieh befand, wurden

---

[1]) Vergl. Haupt Zeitschr. IX. 175 (die deutsche Wasserhölle).

in einen sumpfigen Teich („Moseteich") verwandelt; der Hirte verschwand und wurde, den Menschen zur Plage, auf immer in diesen Teich gebannt.

Wenn Reisende oder Graser in die Nähe seines Aufenthaltes kommen, oder ihn gar bei seinem Namen rufen, so verführt er sie in seinen Teich.

Vor mehreren Jahren wollte ein Weib aus Ober-Thomasdorf ihrem Manne, der in der Umgegend von Reiwiesen Holz schlug („machte") das Essen zutragen. Da erschien ihr unterwegs der Seehirte in Gestalt eines Weibes, dessen Gesicht mit einem weißen Tuche verhüllt war. Sie ließ sich gleich mit ihr in ein Gespräch ein, und da sie auch des nämlichen Weges gehen muste, so war es dem Weibe aus Thomasdorf sehr lieb, daß sie an jener eine Gefährtin erhielt. So giengen sie eine lange Strecke miteinander. Der verkleidete Hirt aber führte sie auf einen irren Weg durch Gesträuch und Gestrüpp. Auf einmal verschwand das vermummte Weib, und die Bäuerin sah sich mitten im Gestrüpp und wuste keinen Ausweg zu finden. In großer Angst irrte sie bis gegen den Abend auf den Gebirgen umher. Schon ganz ermattet konnte sie kaum mehr gehen und der Gedanke, aus den Wäldern sich nicht mehr herauszufinden, ängstigte sie immer mehr, bis ihr endlich ein „Holzmacher" begegnete, der sie auf dem rechten Wege wieder nach Hause führte.

Auch heißt es, daß der Teich unterirdisch mit dem Weltmeere in Verbindung sei, und daß er am jüngsten Tage die ganze Umgegend unter Wasser setzen werde.

In den Dörfern Saubsdorf, Sandhübel und auch in Reiwiesen selbst sagt man, es sei einst dort eine Stadt gestanden, welche untergesunken sei. — Auch soll der Teich eine Tiefe haben, welche man bis jetzt durch die längsten Schnüre, welche an dem einen Ende beschwert wurden, nicht ausmessen konnte.

30.

Wenn ich in Stande wäre dieſen Menſchen auf den „Hetſcherlberg“ [1]) zu wünſchen, ſo würde ich es gern thun! So hört man viele Menſchen ausrufen, wenn ſie im Zorne ſich eines Feindes entledigen wollen, ohne es jedoch zu können. Fragt man einen von ihnen, warum er ſeinen Feind auf dem Hetſcherlberg haben wolle, ſo antwortet er: Wenn einmal dort einer iſt, ſo kommt er gewis nicht wieder, um mir zu ſchaden oder um mich zu ärgern; denn der Hetſcherlberg iſt ein Berg, auf dem ein großer Teich iſt. In dieſem Teiche ſind ſehr viele Fiſche, die lauter verbannte Geiſter ſind.

Der Hetſcherlberg, auf den die Geiſter gebannt ſind, iſt nach der Volksmeinung ganz mit Dornengeſträuchen bewachſen. Auf ſeinem Gipfel befindet ſich ein Teich, in dem die Geiſter in Geſtalt von Fiſchen verweilen. Dort müſſen ſie eine beſtimmte Zeit bleiben, dann aber ſind ſie wieder frei. Wann aber dieſe Zeit aus iſt, das weiß niemand. Auch der Ort iſt unbekannt, wo ſich dieſer Berg befinden ſoll. Nach der Erzählung eines Bauern ſind die Geiſter darum in Fiſche verwandelt, damit es ihnen unmöglich ſei den Berg zu verlaſſen. Als Fiſche bedürfen ſie des Waſſers, und da kein Bach ſich dort befindet, ſo können ſie nicht herab. Dieſe Fiſche ſchwimmen immer an der Oberfläche des Waſſers und ſchnappen beſtändig nach Luft. Dabei ſind ſie ſo zahm, daß vorbeigehende Menſchen ſie mit großer Leichtigkeit fangen können. Wanderer haben dort ſchon einige gefangen, und doch weiß man nicht, wo der Berg eigentlich liegt.

Nach Amſtetten (Nied. Öſtr.) ſind einmal zwei arme Handwerksburſchen gekommen. Sie wuſten nicht wie ſie ihren Hunger ſtillen ſollten; denn ſie hatten nur wenige Fiſche bei ſich. Sie hatten dieſelben in einem Teiche gefangen, den ſie

[1]) Hetſcherl d. i. Hagebutten, auch Hetſchepetſch.

fanden, als sie sich im Walde verirrten. Im Wirtshause, in das sie eingekehrt waren, konnten sie sich nichts kaufen, und baten daher die Wirtin ihnen ein wenig Schmalz gegen ein Vergelt's Gott zu überlassen. Die Wirtin sah ihnen den Hunger an und schenkte ihnen daher etwas Schmalz. Fröhlich gieng's nun an das backen der Fische. Bald waren sie in der Pfanne und die Handwerksburschen freuten sich herzlich, als die Stücke der Fische sich braun zu färben begannen. Als die Fische beinahe fertig gebacken waren, bespritzte die Wirtin, wie es auf dem Lande üblich ist, die Fische mit Weihwasser. Da entstund ein gewaltiger Lärm in der Pfanne, die Fischstücke flogen nach einander zum Rauchfang hinaus und die Handwerksburschen hatten nichts als das nachsehen. Die Bauern aber erkannten nun, daß die Fische aus dem Teiche vom Hetscherlberg waren.

31.

Auf einer Spitze des Böhmerwaldes (Rachel, an der bairischen Grenze) ist ein See, dessen Fische ein gar seltsames Aussehen haben. Nach der Volksmeinung sind sie verwunschene Menschen, die dort oben den Tag des Gerichtes erwarten müssen. Einige junge Leute wollten einst die Tiefe des Sees untersuchen; da vernahmen sie eine Stimme aus dem Wasser:

Kommst auf mich,
so schluck ich dich.

Sie warfen alles von sich und suchten den Rückweg. Ein andermal wollte ein Bauer, der nicht wuste daß das keine wirklichen Fische seien, sich aus einigen solchen Fischen eine gute Mahlzeit bereiten. Unterwegs fieng es aber in seinen Fischsacke an zu weinen, so kläglich, daß er die Fische weg warf und davonlief.

Ein Wucherer ist von einem Priester von Kuschwarda auf den Rachel gebannt. Dasselbe ist einem Hirten geschehen, der einen Frevel begangen hatte. Keiner getraut sich einen Stein in das Wasser zu werfen, denn, geht der See über, so überschwemmt er Böhmen und Baiern.

Die kleinen Elementargeister

oder

Wichte und Elbe.

Keine Gruppe mythiſcher Weſen hat ſich, gerade in ſpäterer Zeit, ſo vollſtändig ausgebildet und allgemein verbreitet als die der Zwerge, Waſſer- und Hausgeiſter. Die körperlich im Gegenſatze zu ihnen ſtehenden Rieſen ſind das älteſte Geſchlecht der Götter, und als dieſe ihre Macht einbüßten, wandte ſich die Fantaſie des Volkes jenen Weſen zu, die ihm näher ſtehn und über welche es eine gewiſſe Herrſchaft hat. Schon die Menge der Volksſagen deutet darauf hin, daß dieſe Art in ganz Deutſchland verbreiteter Mythen meiſt neuern Urſprungs iſt. Man ſcheint nicht immer zu beachten, daß dieſe deutſchen Elementargeiſter weſentlich abweichen von den nordgermaniſchen Elben der Heidenzeit, wie auch die folgenden Mittheilungen zur Genüge darthun.

Schon in der älteſten Zeit waren kleinere und ſchwächere Weſen den herrſchenden Rieſen [1]) beigeſellt, als aber ihre Herrſchaft von Odin und ſeinen Brüdern vernichtet war, traten die kleinen Elementargeiſter allmählich als Beherrſcher der Elemente auf und die rieſenhaften Herrſcher derſelben flüchteten ſich in die Hochgebirge und leben da (z. B. in Tirol) noch fort neben den Zwergen und Wildleuten.

---

[1]) Vergl. Weinhold, die Rieſen. Wien 1858.

Die Geiſter oder Genien des Waſſers, der Berge, Wälder und des Hauſes nennt Grimm (M. 408) mit den allgemeinen Namen: Wichte und Elbe (Elben). Wichte werden nicht bloß Geiſter ſondern auch Menſchen genannt (Böſewicht ꝛc.); von Geiſtern gebraucht tritt gewöhnlich die Verkleinerungsſilbe hinzu: Wichtlein, mhd. wihtel. Wichtl oder Wichtlein wurde früher von Zwergen und Hausgeiſtern (Kobolden) gebraucht (vergl. Schmeller 4, 18). Wie man das Wort im 16. Jahrh. brauchte, geht aus Agricola (1529 Sprichw. 2, S. 13) hervor: „In deutſchen landen hat man die kleinen mendlin geheiſſen Wichtlichen, Erdmennerchen, gutten hulden und hell keppelin, und man hat ſie gefunden, daß ſie ſchüſſeln in der kuchen gewaſchen haben, ſie haben der pferde gewartet, und iſt ein won darbey geweſen, daß wo ein ſolch Wichtlichen ſey, da ſey eitel glück und gedeyen."

In Baiern (ſ. Panzer) und weiter nordweſtlich kommt die Benennung in Volksſagen noch vor, in Öſterrrich habe ich ſie nicht gefunden. Hier in Nied. Öſterreich wenigſtens hat man für kleine Menſchengeſtalten folgende Ausdrücke. Klein gewachſene Kinder nennt man: Negerl oder kloani Negerl; Baurl oder Baurerl; Binkl, Nigl, Pumpernigl, Fiſtnigl, Stuzl, Sterzl. Ältere Kinder oder kleine Leute heißt man: Knerzl, Zwergl. Die Benennung der mythiſchen Weſen findet ſich in den einzelnen Sagen. Von einem Wichtl habe ich nirgend gehört, eben ſo wenig von Elben. Letzteres, vom altdeutſchen alp (Genius), iſt nur als Elf (engl. und nord. Form), Elfen durch Bücher bekannt. Vergl. Gr. M. 411 fg. Wir haben das Wort zu der Überſchrift geſetzt, weil es in der deutſchen Mythologie als allgemeine Benennung üblich geworden iſt.

I. Waſſergeiſter.

Der Waſſermann iſt in Öſterreich ſehr bekannt. Es kommen mythiſche Züge vor, die an die uralte Verwandtſchaft des Elbenreiches mit dem Todtenreiche erinnern. (Vergl. oben IV. 28—31; ferner Pfeiffers Germania III. 2, 172 fg.; Grimm Myth. 462 fg.) Es finden ſich weit mehr männliche als weibliche Waſſergeiſter; jene erſcheinen weniger erlöſungsbedürftig als anderswo, dagegen durchgehends rachſüchtig. Ferner iſt den Männern das Vermögen, ſich zu verwandeln, eigentümlich.

In Böhmen heißt der Waſſergeiſt Haſtrmann, und vor ihm werden die Kinder von den beſorgten Eltern gewarnt. Die Bösartigkeit des Haſtrmanns hat nach dem Volksglauben in Moldautein folgende Entſtehung. Als ein Theil der Engel ſich gegen Gott empörte und ihm nicht gehorſam ſein wollte, entſtund ein hartnäckiger Kampf, in welchem zuletzt die Abtrünnigen doch beſiegt wurden. Gott ſchleuderte ſie aus den Wolken herab auf die Erde und in die Hölle. An letzteren Ort kamen die Teufel; diejenigen welche in die Wälder fielen, ſind Waldmenſchen und Rieſen geworden; jene welche Gott in wüſte Gegenden verbannte, wurden zu wilden Männern und Menſchenfreſſern, die in den Gebirgen zu Berggeiſtern,

Zwergen, und endlich jene, die in das Waſſer fielen, zu Meerweibern und Waſſermännern. In jedem Fluſſe oder Bache, in jedem Teiche hält ſich der Waſſermann auf und zwar in jedem Gewäſſer ein anderer. Es können in einem Fluſſe auch mehrere dieſer Geiſter ſein, jedoch leben ſie weit von einander entfernt und ohne gegenſeitige Hilfeleiſtung, denn ſie haſſen einander. Der Waſſermann iſt kein Freund von Geſellſchaften; er hat daher bei ſeinem Handwerke keine Gehilfen, ſondern er iſt ſich ſelbſt alles, und der unumſchränkte Beherrſcher des Waſſerreiches.

Derjenige, welcher im Teiche lebt, hält ſich im Schilfe auf, der Fluß-Waſſermann hingegen iſt viel beſſer daran als der erſtere, denn man glaubt, daß er nicht im Waſſer lebe ſondern unter demſelben, wo ſich eine andere Welt ausbreitet. Dort iſt es nie Nacht und niemals kalt; das Land iſt ohne Berge und unfruchtbar, jedoch gibt es üppige Wieſen und wunderſchöne Auen. In der Mitte derſelben erhebt ſich der Kriſtallpalaſt, in dem der Waſſermann allein wohnt. Dort hält er die Seelen in Töpfen eingeſchloſſen.

Er iſt aber keineswegs fortwährend auf ſein Reich und das Waſſer beſchränkt, ſondern er hat auch die Macht auf der feſten Erde zu erſcheinen, weil er die Fähigkeit hat, ſich zu verwandeln. Trotzdem läßt ſich der Waſſergeiſt ſelten in einem Dorfe ſehen, da er den Umgang mit Menſchen meidet. Er kommt nur dann, wenn ihn die Noth zwingt.

Den im Teiche lebenden denkt man ſich mehr dem Thiere, als dem Menſchen ähnlich. Der Leib iſt nackt und grün, der Kopf nach hinten mit ſehr langen Haaren von grasgrüner Farbe bedeckt. Die Augen gleichen an Glanz und Farbe zwei funkelnden Smaragden. Der große Mund iſt mit ſpitzigen Zähnen beſetzt, und die geſtreckten Füße wie auch die Hände ſind mit krummen Krallen bewaffnet. Er ſitzt im Schilf, nicht weit vom Ufer entfert, und nur der Kopf ragt über dem Waſſer empor. Nur der Fluß-Waſſermann erſcheint auf der Erde, und zwar in Geſtalt eines mittelgroßen Mannes, in grüner Kleidung, und

mit grünen Haaren, ohne Kopfbedeckung. Sonst ist er ganz dem Menschen ähnlich, es träufelt ihm aber fortwährend aus der linken Rocktasche Wasser herab.

Die Art wie sie Menschen fangen ist verschieden. An den Ufern der Flüsse und Bäche fährt der Wassergeist, als ein kleiner Knabe, einen Wagen, der voll ist von bunten Bändern und Blumen. Mit diesen Dingen lockt er die neugierigen Kinder herbei, und nachdem sie sich demselben genaht, zieht er sie mit sich in's Wasser. Zuweilen hat er auch über den Fluß ein Netz ausgespannt, welches so fein ist, daß man es mit freiem Auge gar nicht sehen kann, und wer sich nun in dasselbe verirrt, ist auf ewig verloren. Am Freitage ruht der Geist von der Arbeit des Menschenfangens aus. Dieser Tag ist gleichsam der Feiertag des Wassermannes. Keines der vielen Netze ist ausgespannt, um Beute zu erhaschen, sondern alle sind eingezogen. Das grüne Männchen sitzt in dem hohen Grase, und ist beschäftigt mit dem ausbessern derjenigen Netze, welche im Laufe der Woche Schaden genommen haben. Wenn er mit dieser Arbeit fertig ist, kämmt er seine langen, grünen Haare und wäscht und reinigt sich. Sodann wirft er sich auf den Rasen, streckt alle viere aus und schläft bald ein. So beschließt er seinen Ruhetag. Die Leute sagen, daß am Freitage der Eingang in das Land des Wassermannes geöffnet sei und nicht bewacht werde. (Aus Moldautein.)

1.

Bei Freienstein (unweit Ips) und an allen Orten, wo die Donau schäumend über die Felsen schlägt, hört man zur Nachtzeit, wohl manchmal auch an nebelreichen Tagen, wehmüthige Klagetöne. Das kommt von den Wassergeistern, welche das Unglück ihres Fürsten beweinen. Von diesem geht nämlich folgende Sage:

Einst lebte ein alter Fischer mit seiner Tochter friedlich am Donauſtrande, ohne mit jemand zu verkehren. Der Fischer gieng des Morgens seiner Arbeit nach und kehrte erst spät

in der Nacht zurück. Da geſchah es, daß er eines Tages bei ſeiner Rückkehr eine große Menge Leute vor ſeiner Hütte und am Strande fand. Neugierig fragte er was hier geſchehen ſei, und er erfuhr mit Schrecken, daß der Donaufürſt ſeine Tochter in die Tiefe geſchleppt habe. Der Fiſcher, betrübt über ſeinen Verluſt, verließ ſeit dieſem Vorfalle nicht mehr ſeine Hütte auf längere Zeit, ſondern blieb immer in der Umgebung derſelben.

Einſt in einer mondhellen, ſtürmiſchen Nacht ſchwamm das Schifflein des Fiſchers noch mitten auf der Donau und darin ſtund der arme Fiſcher und blickte auf die wellige Oberfläche. In ſolchen Nächten zeigt ſich der Donaufürſt denjenigen Menſchen, welche nichts geweihtes am Leibe tragen. Auch unſerm Fiſcher zeigte er ſich. Der Donaufürſt, der mitten in der Donau aufgetaucht war, hatte blaue bis in's Waſſer reichende Kopf- und Barthaare; er war mit purpurrothem Mantel angethan [1]) und auf dem Kopfe trug er ſeine dreieckige muſcheliche Krone. Er fragte den Fiſcher was er wünſche. Dieß ſoll er gewöhnlich thun, er fragt jeden, dem er begegnet um ſeinen Wunſch und ſtürzt ihn dann in die Tiefe hinab, wo er alles gewünſchte finden werde. Der Fiſcher ſprach keine Bannungsformel, ſondern blieb ſtumm und blickte wehmütig auf den Fürſten. Als dieſer ſich ihm näherte, nahm der Fiſcher ſein Ruder in die Hand und ſchlug mit ſo großer Gewalt auf das Haupt des Fürſten, daß vier große Steine aus ſeiner Krone weit fort in die Donau und an das Ufer flogen. Auf dem Ruder war ein Roſenkranz befeſtiget, welcher auch jetzt nach dem Schlage ihn ſchützte, denn ſonſt wäre er unfehlbar verloren geweſen. Seit dieſer Begebenheit muß der Fürſt die

[1]) Anderwärts in Öſterreich gilt der Waſſermann als rieſengroß, ganz grün gekleidet, bis an den Gürtel im Waſſer ſtehend, mit finſtern Geſichtszügen. In St. Egid (am Neuwalde, Ried. Öſterr.) denkt man ſich den Waſſermann als ein Ungethüm, halb Fiſch, halb Menſch, mit Binſenkleidern angethan, und ſtatt der Haare hat er Schilfsblätter.

Stücke ſeiner Krone auf dem Lande ſuchen, und erſt dann, wenn er ſie gefunden hat, wird er als Fürſt wieder in die Tiefe zurückkehren. Nach der Meinung einiger ſucht er noch immer, andere behaupten aber, er ſei ſchon längſt wieder in ſeinen Palaſt zurückgekehrt. Weil der Donaufürſt vier Steine verloren hat, ſo darf jeder Menſch welcher ertrinkt vier Tage in ſeinem Palaſte weilen. Sobald nun ein Menſch im Waſſer untergegangen iſt, und in den Palaſt des Waſſerfürſten eintritt, ſo bindet die Fiſcherstochter, welche in demſelben noch wohnt und von Nichſen bedient wird, einen Blumenſtrauß, [1]) welcher an die Oberfläche des Waſſers geſchickt wird. Sehen die Leute einen ſolchen Strauß, ſo wiſſen ſie, daß jemand ertrunken iſt.

Ein Mann von Gottsdorf erzählte folgendes. Einſt kam der Donaufürſt in das Wirtshaus von Gottsdorf und ließ dem Wirte allen Wein im Keller ausfließen, weil er das Chriſtusbild von der Kellerthür nicht entfernen wollte. Der Wein ſtieg ſo hoch, daß das Bild herabgeworfen wurde und fortſchwamm.

Einem Kinde ſoll er einſt eine Korallenkette um den Hals gehängt haben, ſo daß das Kind davon erwürgt und ſpäter bei dem Donauſtrande gefunden wurde. Manchmal aber belohnt er die Menſchen, insbeſondere die Fiſcher.

Man erzählt auch, daß er einem Fiſcher koſtbare Steine in ſein Netz gelegt habe, während dieſer zum Mittagmahl gegangen war. Als der Fiſcher das ſeinem Freunde erzählte, ſo wollte es auch dieſer verſuchen. Er legte ſein Netz in den Fiſcherkahn, gieng in ſeine Hütte und blickte durch eine Ritze auf den Kahn. Der Fürſt ſtieg aus dem Waſſer herauf und legte eine Menge koſtbarer Edelſteine in das Netz. Voll Freude eilte der Eigentümer zum Donauſtrande hinab und

---

[1]) Erinnert das nicht an die Schattenbeherrſcherin Perſephone? — Auch die nordiſche Hel, die in Niflheim weilt, hält die Schatten der Geſtorbenen unerbittlich feſt. Vergl. Panzer II. 300 fg. Gr. M. 288. 464.

wollte ſeinen Schatz in Beſitz nehmen, doch der Kahn ſank unter und nur mit Mühe gelang es ihm ſein Leben zu retten. (Aus Jps.)

2.

Einſt kam ein Hirt an die Quelle der Mira [1]) um dort zu trinken; er fand aber dieſelbe eingetrocknet. Eben als er unwillig darüber ſich entfernen wollte, kam das Seemännchen aus dem Berge, ſchlug an die Felſen, und Waſſer quoll in großer Menge hervor. Nachdem der Hirt ſeinen Durſt geſtillt hatte, bat er das Männchen auch um Speiſen. Dieſer ſchlug mit ſeinem Stocke in das Waſſer und es wimmelte alles von Forellen. Darnach gab er dem Hirten den Stock mit der Bemerkung, wenn er Forellen wolle, ſo ſolle er ihn in das Waſſer tauchen, und dann wieder herausziehen. Von jedem Fiſche müſſe er ihm aber einen Theil überlaſſen. Der Hirt nahm die erſte Forelle aus dem Bache, ſtach derſelben die Augen aus und warf ſie dem Männchen vor die Füße. Das Männchen aber verſchwand Rache ſchnaubend unter großem Getöſe. Der Hirt grub jetzt den Stab unter der Quelle ein, ſo daß immer Waſſer fließt. In dieſem Waſſer befinden ſich ſeitdem lauter blinde Forellen. (Aus Jps.)

3.

Bei den Bewohnern des Magdalenengrundes (in Wien) geht die Sage, daß in dem Waſſer des Wienfluſſes ſeit langer Zeit ein Waſſermännchen hauſe. Es ſoll von kleiner, etwas krummer Geſtalt ſein, tiefe Augenhöhlen und ein ſehr blaſſes Geſicht haben. Es trägt einen grauen Rock, von welchem beſtändig Waſſer herabträufelt, einen grünen Hut mit einem

---

[1]) Im Unterberg bei Muckendorf befindet ſich der Miraſee. In dieſem weilt das Seemännchen; es ſteigt zuweilen aus der Tiefe des Miraſees, kommt aus der tiefen Höhle des Unterberges und zeigt ſich den Menſchen.

ſchwarzem Bande, und hohe Röhrenſtiefel mit rothen Quaſten. Sein Haupthaar reicht bis zur Erde. Abends bei feuchtem Wetter läßt es ſich öfters, mit zur Erde geſenktem Blicke, auf den Brettern der Wehre ſehn. Es lockt die Menſchen durch beſtändiges winken in ſeine Nähe. Iſt ihm einer nahe genug, ſo ergreift es eine günſtige Gelegenheit, um ihn in ſeine Gewalt zu bringen. So lange das Männchen da iſt, kann das Waſſer nicht austrocknen, noch deſſen Tiefe erforſcht werden. Selbſt in dem Jahre 1834, da Wiens Vorſtädte Mangel an Waſſer litten, ſoll man dasſelbe von hier in großer Menge weggeführt haben. Das Waſſermännchen hat daſelbſt mehrere Gemächer, in welchen es wohnt, und in denen es die Seelen der Unglücklichen unter Töpfen aufbewart. Thieren z. B. Pferden, Ochſen, Schweinen u. a. welche in die Schwemme hineingetrieben werden, thut es nichts zu leide. — So ſoll es hier ſchon ſeit langer Zeit herrſchen, und jährlich wenigſtens ein Opfer verlangen.

Vor einigen Jahren geſchah folgendes.

Ein junger, muthwilliger Menſch, der nicht ſchwimmen konnte, band ſich mehrere Ochſenblaſen um den Leib, und wagte ſich mit dieſen, feſt vertrauend nicht untergehen zu können, in die Nähe der gefährlichen Stelle. Es dauerte nicht lange, als man ihn wanken, und bald darauf auch unterſinken ſah. Man ſagt, das Waſſermännchen habe ſein Opfer in die Nähe gelockt und eine der Blaſen abgelöſt.

Einmal hätte mein Bruder faſt ein ähnliches Schickſal gehabt. Es war im Herbſte und der Wienfluß war angeſchwollen. Wir giengen mit mehreren Kameraden an die Ufer desſelben, um das von der Wehre herabgeſchwemmte Holz aufzufangen. Schon im nach Hauſe gehen begriffen, bemerkte mein Bruder eine ſchöne Gerte daher ſchwimmen. Er eilte den kleinen Abhang, auf welchem wir ſtehn blieben, hinab, und wollte dieſelbe mittelſt einer Stange an ſich ziehen. Allein dieſe war zu kurz; er neigte ſich vor, aber unter ſeinen Füßen löſte ſich der Stein auf welchem er ſtand, und er ſtürzte in das Waſſer.

Wir bemerkten dieſes nicht. Erſt auf den Ruf eines kleinen Mädchens: „Schauts den an, er ſchwimmt“ ſahen wir den Händeringenden, und es gelang uns denſelben wieder an das Ufer zu ziehen. Es war das Waſſermännchen, das ihn durch die Gerte gelockt, und dann den Stein unter ſeinen Füßen losgemacht hatte. (Von einem Knaben erzählt.)

In den Ortſchaften zunächſt außer der Linie erzählt man: Das Waſſermännchen bewohnt die Stelle der ehemaligen Wehre abwärts von der Schönbrunner Brücke, wo ein kleines Schleuſenhäuschen ſteht. Seine Kleidung beſteht aus einem grauem Rocke mit blauen Knöpfen, und aus gelben Beinkleidern. Seine Haare ſind grün, glänzend und beſtändig naß. Den Tag hindurch ſchläft es in ſeinen unterirdiſchen Gemächern, über welche das Waſſer rieſelt. Nach dem Gebetläuten kommt er hervor und lauert. Kommt nun ein Menſch in ſein Bereich, ſo zieht es behende einen goldenen Kamm aus der linken Taſche ſeines Rockes und kämmt ſich ſeine Haare. Hat es dieß gethan, ſo iſt gemeiniglich der Menſch ſchon verloren und nur durch ſchnelle Geiſtesgegenwart gelingt es ihm ſich zu retten. Springt er nämlich über die Wagengeleiſe, ſo hat das Waſſermännchen keine Macht mehr über ihn und zornig taucht es unter, daß die Wellen über ihm zuſammenſpritzen.

Ein Kürſchnermeiſter von Gaudenzdorf, der weit umher als der beſte Schwimmer bekannt war, gieng mit ſeinen zwei Geſellen nach dem Ave Maria an die Wien hinab um ſich zu baden. Er war der erſte im Waſſer und zeigte ſeinen Geſellen, welche ſich noch nicht ausgezogen hatten, allerlei Schwimmkünſte. Auf einmal packte ihn das Waſſermännchen beim Fuße und erſäufte ihn im Waſſer. Die Geſellen ließen jedoch ihre Kleider im Stich und entflohen, um das traurige Ereignis zu erzählen.

In Ober-Öſterreich werfen viele Müller am St. Nikolaustage alte Kleidungsſtücke Eßwaaren u. a. in's Waſſer, um von dem Waſſermännchen für's ganze Jahr Frieden zu erbitten.

4.

In Wilhelmsdorf unweit des Meidlinger Bahnhofes (bei Wien) befindet sich ein längst verlassener Ziegelschlag, der oft mit Wasser gefüllt und an manchen Stellen sehr tief ist.

Nach dem Glauben der Umwohner wird das Wasser, welches bei der größten Hitze nie austrocknet, von einem alten Wassergeiste beherrscht. Damit die Leute nicht die Einrichtung seiner Wohnung erfahren, zieht er alle jene, welche sich in seine Nähe wagen, zu sich hinab und hält sie gefangen. Viele Knaben, welche sich dort badeten, mußten ertrinken, indem er die Wege, die man sieht wenn das Wasser klar ist, mit Schlamm so überdeckt hat, daß sich die badenden nicht mehr helfen können.

Viele Leute wollen ihn auch beim hellen Vollmonde an der Wasserfläche beobachtet haben, wie er mit einem ungeheuer großen Kamme sein gelbes langes Haar kämmt, und wie er mit einem bis an die Ferſen reichenden Rock an der angränzenden Wiese spazieren geht.

Den ganz in der Nähe wohnenden Leuten fügt er keinen Schaden zu, nur verkündet er ihnen mit durchdringendem winseln den Tod eines ihrer Nachbarn, oder er zeigt ihnen durch einen schauerlichen Wind an, daß jemand in dem Wasser ertrunken ist.

5.

Auf einer waldigen Anhöhe, links an der Straße von Rodaun nach Kaltenleutgeben (Nied. Österr.) sind die spärlichen Überreste der alten Feste Kammerstein zu sehen. In derselben steht ein Brunnen, von welchem man folgendes erzählt: Der letzte Besitzer vergeudete sein Erbtheil auf alle nur erdenkliche Art, bis er endlich arm und verlassen von seinen früheren Freunden sich auf sein noch übrig gebliebenes Gut — die Feste Kammerstein — zurückzog. Hier schmiedete er allerlei Pläne, um wieder zu seinem Vermögen zu kommen. Als er

eines Tages in dem Schlosshofe an dem Brunnen vorbeigieng, tauchte aus demselben ein grünlicher Mann mit langen Nägeln und glatt herabhängendem Haare hervor, welcher ihn mit grinsendem lachen fragte: Warum bist du so traurig? Der erschrockene Gutsherr wuste nicht was er sagen sollte; endlich stotterte er heraus, daß er kein Vermögen habe. Der Mann sagte: Komm mit mir, ich werde dir Geld geben. Er führte ihn dann durch einen dem Gutsherrn unbekannten Gang, und blieb vor einer eisernen Thür stehen. Diese sprang auf, und sie giengen in ein spärlich beleuchtetes Gemach, in welchem Kisten voll Gold und Silber angehäuft waren. Der Mann sagte dann: Hier nimm so viel du willst, laß dich aber nicht mehr an dem Brunnen blicken, denn sonst must du tausend und abermals tausend Jahre diesen Schatz hüten. Sodann verschwand er. Der Gutsherr nahm eine ungeheure Summe in Gold mit sich, und gieng einem vor ihm hertanzenden Flämmchen nach, welches ihn denselben Weg zurückführte. Der nun reich gewordene Mann verließ augenblicklich das Schloß, zog nach Wien und lebte dort in Saus und Braus. Einige Jahre waren verflossen, als er mit mehreren Gefährten auf die Jagd gieng. Nach derselben giengen sie auf die Feste Kammerstein los. Als sie beinahe den Hügel erreicht hatten, stund ein kleines Männchen mit langem weißem Barte und langen weißen Locken vor ihnen, hob dreimal drohend den abgemagerten Finger in die Höhe, und sprach zu dem Schlossherrn: Denk an dein Versprechen! Dann verschwand er. Der Gutsherr lachte überlaut, und erzählte seinen Freunden von dem Geiste, erwähnte aber nicht, daß er von ihm Geld bekommen habe. Lachend und scherzend ritten sie in die Burg hinein, und begaben sich in den Prunksal und thaten sich gütlich. Die Freunde des Schlossherrn spotteten seiner, indem sie sagten, er getraue sich jetzt nicht dem Brunnen zu nahen. Der Gutsherr sprang auf und sagte: Das wollen wir sehen, gieng mit seinen Freunden in den Schlosshof, und von da zu dem Brunnen. Kaum dort angelangt, stund derselbe

grünliche Mann mit zürnender Miene vor ihm, packte ihn, und ſtürzte mit ihm den Brunnen hinab. Die Begleiter fielen blaß und zitternd zu Boden, und ſind dann lange Zeit krank darnieder gelegen.

Zur Nachtszeit hört man ein klägliches wimmern und ſtönen. Der Brunnen iſt jetzt noch zu ſehen. Mehrere Leute haben den Verſuch gemacht Schätze auszugraben, aber ohne Erfolg.

6.

Ein Knabe aus dem Dorfe Windhaag (bei Waidhofen N. Ö.) war ſeinen Eltern davon gelaufen und kam an einen kleinen Fluß. Dort vernahm er ein Geächze, und als er ſich näherte, ſah er einen „Zwerg," welcher blutete. Mitleidig fragte er ihn, was geſchehen ſei, und der Zwerg erzählte ihm, daß er auf der Jagd ein Bein gebrochen habe. Er bat den Knaben, er möge ihn doch in das Waſſer werfen. Der Knabe that es und der Zwerg gieng unter. Dann ſetzte er ſeinen Weg fort und kam über eine Brücke. Dieſe wankte und ſtürzte mit ihm ein, ſo daß er alles Bewuſtſein verlor. Als er zu ſich kam, ſah er ſich in einem kriſtallenen Palaſte, und jener Mann, welchen er in das Waſſer geworfen hatte, ſtund an ſeinem Lager und ſagte: Ich danke dir für den Dienſt, den du mir erwieſen haſt und bin froh mich dankbar zeigen zu können. Ich bin der Beherrſcher dieſes Fluſſes, und der Palaſt in dem du dich befindeſt iſt mein Eigentum. Der Knabe war nicht wenig überraſcht, ſtand auf, und kleidete ſich raſch an. Der Waſſermann führte ihn nun im ganzen Gebäude herum, zeigte ihm alle ſeine Schätze, und erlaubte ihm davon zu nehmen ſo viel er wolle. Der Knabe füllte ſich alle Taſchen voll an und wurde dann von dem Zwerge wieder auf die Erde zurückgebracht. Freudig kehrte er zu ſeinen Eltern zurück, welche nicht wenig erſtaunten, ihn mit einem ſolchen Reichtume ankommen zu ſehen.

7.

Hans, der Sohn einer Bauernfamilie in Böhmen, hatte ein großes Verlangen die Welt zu ſehen. Der Vater erlaubte ihm deshalb ein Jahr lang zu reiſen. Man packte ein Felleiſen mit Kleidern und gab ihm zwei Käslaibe mit auf die Reiſe. Nach einiger Zeit kam er zu einer Mühle. Das Geklapper derſelben freute ihn, und er beſchloß hier in Arbeit zu treten. Er gieng in die Mühle, ließ ſich dem Müller vorſtellen, und trug ihm ſeine Dienſte an. Der Müller muſterte den Burſchen vom Kopfe bis zu den Füßen, und ſprach dann zu ihm: du kannſt bei mir bleiben; da ich aber jetzt keinen anderen Platz habe, wo du ſchlafen könnteſt, ſo muſt du dich bequemen in der Radſtube zu übernachten. Der Müller war aber ein ſchlechter Mann, den die Käslaibe und das wenige Geld ſehr anzogen. In der Radſtube war es nicht recht geheuer; denn um die zwölfte Stunde ſtieg immer der Waſſergeiſt aus dem Waſſer herauf, und zog alles, was er dort fand, mit ſich in die Tiefe hinab. Der Müller glaubte, daß dem Hans dasſelbe Schickſal wiederfahren würde, wenn er ihn in die Radſtube ſchicke. Hans, welcher nichts böſes ahnte, ſchnitt ſich ein Stück Käſe und Brot ab, gab das andere dem Müller in Verwarung, und begab ſich nach der ihm angewieſenen Stube. Dort verzehrte er ſein Abendmahl, legte ſich dann auf das Stroh, und ſchlief ruhig ein. Um Mitternacht erwachte er, und verſpürte zu ſeinen Füßen ein leiſes Geräuſch. Er dachte das ſeien Ratten, machte eine Bewegung mit dem Fuße, um ſie zu verſcheuchen, und blieb dann ruhig liegen. Da ſich aber dasſelbe immer wiederholte, rief er zornig aus: In's Teufelsnamen, wollt ihr mich nicht in Ruhe laſſen! Und dabei ſtieß er ſo gewaltig mit den Füßen um ſich, daß die Stube drönte. Als wieder alles ruhig war, hörte er ein leiſes Gewimmer nahe an der Wand der Stube. Er ſtund auf um nachzuſehen was dieß wäre, nnd fand ein kleines Männchen dort liegen. Er fragte dasſelbe was es ſuche.

Das Männchen zeigte auf seine Brust mit klaglichem Geschrei. Hans wollte sehen, was das Männlein auf der Brust habe; allein es ließ dieß nicht zu. Da ward er zornig, packte das Männchen mit seinen kräftigen Händen, riß ihm die Kleider vom Leibe, und sah, daß die Brust desselben gequetscht war, und eine kleine goldene Tafel mit den Worten: König der Gewässer. Jetzt wuste der Bursche, woran er war.

Das Geräusch hatte also der Wassermann verursacht, welcher gekommen war, um Hansen in die Tiefe zu ziehen. Dieser versetzte ihm aber einen so kräftigen Stoß, daß der Wasserkönig sich gezwungen sah, sein Vorhaben aufzugeben. Dann sprach er zum Wassermann: Du bist gekommen mich zu morden, aber es ist dir nicht gelungen; du bist jetzt in meiner Gewalt, und die Reihe ist nun an dir. Da fieng das Männlein an zu bitten und zu weinen, und sagte: Schenke mir das Leben, und ich will dir dafür geben was du begehrst.

Gut, sagte er zum Männchen, wenn du mich in deinen Palast führen willst, und mich dann dort von deinen Schätzen nehmen lässest, so viel ich will, so soll dir dein Leben geschenkt sein. Der Wassermann gieng mit Freuden diesen Vorschlag ein, bestrich nun Hansen mit einer fetten Salbe, fasste ihn um den Leib, und stürzte sich mit demselben in das Wasser. Schnell vergiengen dem Hans die Sinne. Als er wieder erwachte, befand er sich in dem Palaste des Königs, auf einem sehr weichen Bette. Hans wollte aufstehen und sich ankleiden; aber vergebens suchte er seine Kleider. Da traten auf einmal eine Masse von Zwergen in das Gemach, begrüßten ihn freundlich und legten ihm prächtige Kleider an.

Der erstaunte Hans ließ sich das alles gefallen. Als er völlig angekleidet war, führten ihn die Zwerge zum Könige, welcher auf einem kristallenen Trone saß, ihm huldreich zuwinkte, und ihn nöthigte, mit ihm das eben aufgetragene Frühstück einzunehmen. Hans ließ sich dieß nicht zweimal sagen, und griff wacker zu. Nach dem Frühstücke führte ihn der König in seinem Schlosse herum, zeigte ihm seine Reichtümer, und sprach:

Nimm so viel du willst. Als der Bursche sich die Taschen mit Diamanten und Perlen gefüllt hatte, wäre es ihm lieber gewesen, wieder auf der Erde zu sein. Er sagte deshalb zum Könige, es sei ihm nicht wohl, legte sich zu Bette und schlief ein. Beim erwachen befand er sich wieder in der Radstube, angethan mit seinen schlechten Kleidern, deren Taschen ganz mit Diamanten und Perlen angefüllt waren. Er gieng nun zum Müller und erklärte, daß er nicht mehr bleiben wolle. Der Müller erschrack und fürchtete, Hans möge seinen Käs zurückbegehren. Aber Hans dachte nicht daran, sondern griff nach Hut und Stock, und wanderte gerades Weges seiner Heimat zu. Seine Eltern erstaunten über die baldige Zurückkunft und freuten sich sehr ihren Sohn wieder zu sehen. Aber ihre Freude ward noch größer, als er die Diamanten und Perlen hervorzog. Kurze Zeit darnach verließen sie ihre Hütte, zogen in eine Stadt, und lebten da als angesehene Leute glücklich und zufrieden.

Dieses Sagenmärchen hat mit der vorigen Sage nicht bloß ähnlichen Inhalt, sondern es zeigt sich darin auch eine Verwechselung des Wassergeistes mit einem Zwerge, dessen wohlwollender Charakter beibehalten ist. Bei den eigentlichen Wassergeistern ist dieß wenig der Fall, weil ein Zug von Grausamkeit ihnen innewohnt (s. Gr. M. 462).

In Neumark (Deutsch Böhmen) erzählt man von einem Männchen mit grauem Bart, der einem Knechte, als er gerade die Pferde schwemmte, diese abkaufen wollte. Der Knecht weigerte sich, der Wassermann schwang sich auf eines der Pferde und ritt in die Tiefe des Teiches. Hier verschwand er und zog auch den Knecht nach sich.

8.

Bei Mautern, am Ufer der Donau, konnte man einen Wagen nicht von der Stelle bringen. Da bemerkte der Knecht

endlich hinten am Wagen ein bucklichtes Männchen, welches einen grauen Rock an hatte und ganz ruhig ſich die Haare auskämmte.

Der Knecht ſagte zu dem Bauer: Siehſt du, da rückwärts ſitzt ſo eine kleine Kreatur, dieſe hält uns ſo lange auf. Kaum hatte er dieß geſagt, als das Männchen in das Waſſer ſprang und dem Knecht mit dem Finger drohte. Der Knecht gieng nun voll Zorn an das Waſſer, und wollte eben einen Stein aufheben, als ihn das Männlein bei den Haaren erhaſchte und in's Waſſer zog. Des andern Tages wurde ſein Leichnam ganz zerkratzt an dem Ufer gefunden.

9.

Das ſüdliche Böhmen iſt ſehr reich an Fiſchteichen. In denſelben ſind Waſſermännchen, die geſchildert werden als Zwerge von 2—3 ' Höhe, bekleidet mit grünen Beinkleidern, grünem Fracke und langen flatternden Haaren von derſelben Farbe.

Nahe bei dem Dorfe Dobrawitz (bei Budweis) befindet ſich ein Teich, der früher einen Waſſermann beherbergte. Eines Tages ſpielten mehrere Kinder unweit des Dorfes. Plötzlich geſellte ſich ein Mann zu ihnen, ohne daß ſie wuſten, wo er hergekommen war. Er nahm eine eigentümlich geſchnitzte Flöte aus ſeiner Taſche und blies darauf einige Weiſen. Die Dorfjugend wurde dabei ganz luſtig, ſprang und jauchzte.

Pfeifend entfernte ſich der Flötenſpieler, und die Kinder waren ſchon ſo bezaubert von der Macht der nie gehörten Weiſen, daß ihm alle folgten, mit Ausnahme eines einzigen, welches zurückblieb, um zu beobachten, wohin die andern giengen. Da ſah es nun, wie ſich der Mann, und mit ihm die Kinder dem Teiche näherten, wie er mit einem Stäbchen auf die Oberfläche des Waſſers ſchlug, und nachdem ſich dieſes geöffnet hatte, mit den Kindern in die Öffnung hinabſtieg; das Waſſer ſchloß ſich dann wieder.

Schreiend lief das zurückgebliebene Kind nach dem Dorfe zurück, wo ſich die Schreckensnachricht ſogleich verbreitete. Es

wurde beſchloſſen, dem Waſſermanne aufzulauern und ihn zu fangen, da er nur im Waſſer mächtig, auf dem Lande hingegen machtlos iſt. Lange ſpähte man vergebens. Endlich gelang es doch. Der Waſſermann befand ſich eben auf einem Spaziergange, als er überfallen wurde Da er keinen Ausweg ſah, fieng er an die Erde aufzuwühlen, als ſuche er Waſſer. Doch alle ſeine Bemühungen nützten ihm nichts; er wurde von den erbitterten Bauern gefangen, mit Baſtſtricken gebunden, und gut bewacht in das Dorf geführt.

Was war das für eine Freude für Jung und Alt im Dorfe, als man den ſo allgemein gefürchteten Waſſermann gefangen daher brachte!

Gleich des andern Tages fieng das Verhör an; er wurde gefragt, wo die Kinder ſeien, die er mit ſich fortgeführt habe; doch es war kein Wort aus ihm heraus zu bringen. Endlich drohte man, daß er lebendig am Feuer gebraten würde — und das wirkte. Er bat um Schonung, oder wenigſtens um einen andern Tod, als den durch Feuer; er verſprach auch, die Kinder alle wieder frei zu geben und dieſe Gegend für immer zu verlaſſen. Man verſprach ihm Schonung, wenn er die Kinder ſogleich herbeiſchaffe, und dann dieſe Gegend verlaſſe. — Er verſprach das erſtere, bat jedoch um acht Tage Zeit zum weiterziehen, und beſtimmte ſchließlich noch den Tag und die Stunde, wann er aus dieſer Gegend ſcheiden wolle, und erlaubte allen zuzuſehen, wenn er weiter reiſen würde. Man glaubte ihm und entließ ihn der Haft.

Noch denſelben Tag kamen die Kinder zurück, wuſten aber auf die vielen Fragen nichts zu erzählen, als das, wie ſie mit einander geſpielt und dann geſchlafen hätten.

An dem von dem Waſſermanne beſtimmten Tage verſammelten ſich alle Dorfbewohner; jeder wollte ſelbſt ſehen, ob der Waſſermann wegziehe. Kaum hatte die beſtimmte Stunde geſchlagen, ſo ſah man aus den Fluten einen kleinen Karren kommen, der von vier ſchwarzen Weſen, welche ausſahen wie Katzen, gezogen wurde. Der Karren war mit vielen wunderlich

geformten Geräten beladen, oben auf aber saß der Wassermann, eine Pfeife rauchend, und mit der Peitsche knallend. Das niedliche Gespann bewegte sich mit außerordentlicher Schnelligkeit, und war in kurzer Zeit allen aus den Augen entschwunden. Seit jener Zeit ward von einem Wassermanne in dieser Gegend nichts mehr gehört noch gesehen.

Im Budweiser Kreise ist die Benennung Hastrmann allgemein. Bei Wittingau ist der Wassermann gesehen worden, wie er sich kämmt, als Jäger in grüner Kleidung und mit grünem rundem Hütlein; aus dem linken Schoße träufelt fortwährend Wasser. Dieser letztere Zug ist allgemein, wie auch der, daß er auf dem Lande gegen die Menschen keine Gewalt habe.

10.

Vor einigen Jahren hat sich in Moldautein folgendes ereignet. [1])

Dem Wassermanne war die Nahrung ausgegangen. Er begab sich deshalb in die Stadt, um Einkäufe zu machen. Seine Schritte richtete er zuerst nach den Fleischbänken. Hier blieb er vor einer der ersten Bänke stehn und begehrte Fleisch. Inzwischen hatten sich andere Käufer und Zuschauer, welche den Wassermann an seiner Kleidung, den Haaren und an der tropfenden Rocktasche erkannt hatten, um ihn versammelt und waren in gespannter Erwartung, was weiter geschehen werde. Der Fleischer, welcher ein lustiger Mann war, beschloß bei sich, den umstehenden einen Spaß zu machen. Mit spöttischem lächeln betrachtete er seinen Käufer und sagte, er solle ihm das Stück Fleisch zeigen, welches er wünsche. Das Grünmännchen, welches nichts arges ahnte, wies mit der Hand auf den schönsten Kalbschlägel; aber in demselben Augenblicke schwang der Fleischhacker das Breitbeil, und das scharfe Eisen

[1]) Ein ähnlicher Zug in Grimm's Sagen 1 Nr. 53 („aus Deutschböhmen"). Dort hat er mit durchlöcherten Groschen gezahlt.

trennte zwei Finger von der rechten des Waſſermannes. Ein durchdringendes Geſchrei ausſtoßend, verließ er die Fleiſchbänke und eilte in ſchnellem Laufe durch die Gaſſe der Moldaubrücke zu. Die Leute rannten ihm nach. Schon glaubte man ihn erreicht zu haben, als man auf der Brücke ankam. Mit großer Schnelligkeit ſchwang er ſich auf das Geländer und ſprang herab in die Tiefe. Mit vielem Geräuſche ſchloſſen ſich die Wellen über ihm und er war ſpurlos verſchwunden.

Lange Zeit nachher — es war gerade Jahrmarkt — kam er wieder und zwar auf den Standplatz der Hafner, und kaufte hier eine Menge kleiner Töpfe. Jedoch das Glück war ihm auch dießmal nicht günſtig; er wurde wiederum erkannt und verfolgt. Nur eilige Flucht rettete ihn vor der Gefangenſchaft. Als ihm nämlich die umſtehenden näher kamen, lief er, ſo ſchnell als er nur konnte, der kaum 100 Schritt entfernten Mühle zu, wo er in's Waſſer ſprang und verſchwand. Seit jener Zeit iſt er nie wieder gekommen.

11.

Einſt lebte in Moldautein eine Taglöhnerin, welche in der drückendſten Armut ſich befand, da ſie nicht im Stande war, ſich ſelbſt und ihre zahlreichen Kinder zu ernähren. Eines Abends verließ die älteſte Tochter, von Hunger getrieben, die Wohnung und eilte der Moldau zu. Hier irrte ſie nun an dem Ufer des Fluſſes weinend umher. Ihr wehklagen weckte den Waſſermann aus ſeinem Schlafe, denn es war gerade Freitag, an welchem der Eingang in ſein unterirdiſches Reich offen bleibt, und daher konnte er das ſchluchzen vernehmen. Hurtig ſtund das Männchen auf und eilte zur Öffnung. Da erblickte es das Mädchen, welches eben im Begriffe war, in die Tiefe ſich zu ſtürzen und ſo dem Leben ein Ende zu machen. Der Waſſermann erhob ſich flugs in die Höhe, fieng das Mädchen auf und trug es in ſeine Wohnung. Dort bewirtete er daſſelbe mit koſtbaren Speiſen und Getränken. Nachdem ſich die arme erfriſcht hatte, ſagte der Geiſt zu ihr, daß ſie

von nun an bei ihm bleiben und er für ſie und die ihrigen Sorge tragen werde. Dafür aber muſte das Mädchen ſeine Dienerin ſein.

Im Palaſte dieſes Waſſerbeherſchers befindet ſich ein geräumiges Zimmer, deſſen Mitte ein großer Kachelofen einnimmt, mit ſehr vielen Rändern verſehen. An den Vorſprüngen ſtehn eine Menge von Töpfchen, die mit Waſſer gefüllt und zugedeckt ſind. In dieſen irdenen Gefäßen hält der grauſame Geiſt die Seelen der ertrunkenen gefangen. Dieſes Zimmer ſollte von dem Mädchen beſonders rein gehalten werden; ferner muſte es beſtändig in dem Ofen Feuer unterhalten; auch muſte es den Palaſt jeden Tag rein auskehren. Dafür erhielt das Mädchen den Auskehrmiſt, welcher jedoch zu lauter Gold wurde. Der Waſſermann hatte dem Mädchen ſtreng verboten, ja nicht den Deckel eines Topfes aufzuheben und ſetzte mit drohender Miene hinzu: Biſt du ſo neugierig und ſchauſt hinein, ſo wirſt du auf ewig unglücklich.

Lange Zeit blieb dieß Gebot dem Mädchen heilig. Eines Tages, als es gerade in dem genannten Zimmer beſchäftigt war, vernahm es aus einem der Geſchirre ein jammern und winſeln. Nach langem zögern entſchloß ſie ſich, hob den Deckel auf und ſiehe da, ſie befreite die Seele ihres Bruders von der Qual und aus der Gefangenſchaft. Jetzt wuſte das Mädchen, was es für eine Bewandnis mit den Gefäßen hatte, und zu welchem Zwecke ſie da in ſo großer Menge um den Ofen geſtellt waren.

Als der Waſſermann die Töpfe unterſuchte und fand, daß eine Seele abhanden gekommen, rief er das Mädchen gleich in die Stube. Dieſes erſchien, am ganzen Leibe zitternd. Vor Schrecken bekannte ſie ihre Schuld und bat kniend um Vergebung. Der Geiſt verzieh ihr, indem er ſprach: Nimm dich in Acht, du neugierige, wenn ſolches nur noch einmal geſchieht, ſo wirſt du es mit deinem Leben büßen.

Viele, viele Jahre hatte das Mädchen hier im Dienſte geſtanden, ohne nur ein Verlangen zu haben wieder nach Hauſe zurück-

zukehren, aber endlich hatte ſie eine mächtige Sehnſucht nach der Heimat, und ſann auf Mittel, um zu entfliehen. An einem Freitage, da gerade der Waſſermann ſchlief, packte ſie alle ihre Sachen zuſammen, ſo wie auch den goldenen Kehrmiſt und machte ſich reiſefertig. Sie beſchloß aber vor ihrer Flucht die armen Seelen noch zu erlöſen. Unerſchrocken hob ſie den Deckel eines jeden Topfes auf, und die freigewordenen Seelen flogen von dannen, indem ſie ſprachen: Vergelte es dir Gott! Jetzt verließ auch ſie den Palaſt und eilte ſo ſchnell als möglich fort. Lange irrte ſie in dieſer untern Welt herum, ohne den Ausweg zu finden. Schon hörte ſie in der Ferne das fluchen und ſchelten des erzürnten Waſſermannes, der bereits erwacht war und die fliehende verfolgte, als ſie die Öffnung vor ſich ſah. Hurtig ſprang ſie durch dieſelbe und befand ſich nun glücklich an jenem Ufer, auf welchem ſie vor Jahren in Elend und Verzweiflung gewandelt. Die Mutter des Mädchens war ſchon tot. Einige Geſchwiſter fand es noch am Leben. Alle lebten nun beiſammen im beſten Wohlſein von dem Reichtume, welchen die Schweſter mitgebracht hatte.

12.

Unweit der Stadt Moldautein auf dem rechten Ufer der Moldau befindet ſich eine Mühle, die ſchon ſehr alt iſt. Dieſelbe liegt einſam in dem von hohen und bewaldeten Bergen umſchloſſenen Moldauthale. Von dieſer Mühle erzählt ſich das Volk folgendes.

Der frühere Beſitzer derſelben war ein ungerechter hartherziger Mann, welcher die Mahlgäſte auf jede mögliche Art beſtal und daher bei dem Landvolke in einem üblen Rufe ſtand. Die Leute verfluchten den Müller und wünſchten er möge beſtraft werden, daß er das Geld wieder ſo verliere, wie er dazu gekommen. Bald darauf war das Gerücht allgemein, daß es in der Mühle ſpuke. Jeder der nur konnte vermied die Mühle und fuhr das Getreide lieber um einige

Stunden weiter. Sobald es nur zu dämmern anfieng, eilte alles aus der Mühle in das auf dem Berge liegende Dorf. Der Müller ſah dieſes als eine Strafe Gottes an und bereute ſeinen Fehltritt; indeſſen war es zu ſpät. So oft er auch die Leute bat, ſie möchten ihm ſagen wie er dieſes Geſpenſt losbringen könne, niemand gab ihm Aufſchluß. Der Müller beſchloß daher die Mühle zu verlaſſen. Den letzten Tag vor ſeiner Abreiſe kam in die Mühle ein Komödiant mit einigen Affen, Papagaien und andern Thieren, und bat den Müller, welcher eben im Begriffe war die Mühle zu verlaſſen, er möge ihn hier übernachten laſſen. Ich rathe es euch nicht Freund, antwortete der Müller, denn es könnte euch das Leben koſten. Ein Geſpenſt treibt hier in der Nacht wilden Unfug. Keiner konnte es bis jetzt vertreiben, trotzdem daß ich einem ſolchen die Hälfte meines Reichtums verſprach. Der Komödiant erwiederte darauf: Laſſt mich nur hier übernachten, ich will das Geſpenſt ſchon zum Teufel jagen. Ihr müſt aber euer Verſprechen halten. Gebt mir nur jetzt Licht, dann etwas zu eſſen und zu trinken. Für das übrige werde ich ſorgen. Der Müller brachte das verlangte in das Geſindezimmer (šalanda), wohin ſich auch der Komödiant mit ſeinen Thieren begab, und gieng fort. Um eilf Uhr fielen durch die Decke des Zimmers zwei menſchliche Füße auf den Boden. Das Geräuſch weckte den bereits eingeſchlafenen. Er blieb nun wach und erwartete, was weiter geſchehen werde. Als die Uhr ein Viertel auf zwölf zeigte, fiel eine Hand, um halb die zweite und um drei Viertel der Leib. Um die zwölfte Stunde blieben die Räder ſtehn, das Waſſer rauſchte viel ſtärker und mit großem Geräuſche fiel ein Kopf mit langen grünen Haaren herab, und die Theile vereinigten ſich zu dem Haſtrmann, der nun in dem Zimmer einige Zeit herumſprang, dann vor dem Komödianten ſtehen blieb und ihm drohte. Derſelbe ließ ſich jedoch nicht ſchrecken und ſchickte einen Affen nach dem andern auf den Haſtrmann. Jetzt entſtand ein blutiger Kampf, der zur Folge hatte, daß der Waſſermann ganz mit Blut bedeckt entfloh. In der Früh

kam der Müller, und als er vom Komödianten gehört wie die Geſchichte geendet habe, gab er ihm das verſprochene Geld, mit dem ſich derſelbe fort machte. Der Müller zog nun in die Mühle ein und wurde ein ganz anderer Menſch. Eines Abends klopfte jemand an das Fenſter und fragte: Haſt du noch die Katze? — Der Müller erſchrack, da er die Stimme des Haſtrmannes erkannte und ſagte: Ja ich habe ſie noch und 6 Junge dazu, die ſie unlängſt geworfen hat. Da komme ich nimmermehr in deine Mühle, antwortete der Haſtrmann und eilte in's Waſſer. [1])

13.

Der letzte Zug, daß der Waſſergeiſt die „Katze" fürchtet, findet ſich auch zu Einoth in Mähren.

Zu einem Müller kam jeden Abend ein Waſſermann, vertrieb die Bewohner und kochte ſich Fiſche. Lange hatte der Müller auf ein Mittel geſonnen, den läſtigen Gaſt zu entfernen. Da kam eines Tages ein Mann, der einen Tanzbären führte. Während nun der Waſſermann ſein Mahl bereitete, ließen ſie den Bären los. Der tanzte vor dem Waſſermann; als dieſer aber mit dem Knüttel drauf ſchlagen wollte, mishandelte ihn der Bär ſo jämmerlich, daß er davon lief und nicht wieder kam. Als der Müller einige Tage ſpäter am Graben ſpazierte, ſaß der Waſſermann am Ufer und fragte: Müller, haſt du noch die große Katze? Die habe ich noch, entgegnete der Müller, und gebe ſie auch nicht weg. Da ſagte der Waſſermann: Dann komme ich nicht mehr zu dir. Wirklich ließ ſich der Waſſermann nicht mehr ſehen, obgleich der Tanzbär längſt fort war.

---

[1]) Alle Überlieferungen aus Moldautein ſind mir vom Herrn Karl Prochaska erzählt.

14.

Vor kurzem lebte in Leitmeritz ein armer Fiſcher, der bemerkte oft am Einfluſſe der Eger in die Elbe ein kleines graues Männchen mit einem großen Barte, finſterm Geſichte und abſtoßendem Äußern. Es trug gewöhnlich einen grauen Rock und rothe Hoſen. Seine Beſchäftigung war, Weidenruthen abzuſchneiden und ſie in Büſchel zu binden. Sobald ſich aber der Fiſcher ihm näherte, tauchte es eiligſt unter und nur von Zeit zu Zeit erhob es ſich über das Waſſer, wo es dann gewöhnlich dreimal mit den Händen klatſchte, aber augenblicklich unter den Wellen wieder verſchwand. Sobald das Männchen dem Fiſcher ſich zeigte, kehrte dieſer eiligſt mit ſeinem Kahne um und begab ſich nach Hauſe.

15.

Durch Jägerndorf in Schleſien fließt die Oppa, welche zum Betriebe vieler Mühlen benützt wird. Bei einer Wehre hatte ein Waſſermann ſeine Wohnung aufgeſchlagen; er hatte zwei Töchter, die oft in die Stadt giengen, um dort mit den jungen Burſchen zu tanzen, und die Muſik anhören. [1]) Man erkannte ſie daran, daß der Saum ihrer Kleider beſtändig von Waſſer troff.

Am Abend giengen ſie immer ganz allein fort, und wieſen jede Begleitung zurück. Doch einmal ließ ſich ein junger Burſche nicht abhalten und wollte ſie durchaus bis vor ihre Wohnung begleiten. Als ſie nun an den von Weiden umgebenen Bach kamen, zog das eine Mädchen eine Ruthe hervor, mit der ſie auf das Waſſer ſchlug; ſogleich zeigte ſich eine Treppe. Die drei ſtiegen nun hinunter und kamen in die Wohnung des Waſſermannes, worauf ſich über ihnen das Waſſer wieder ſchloß.

---

[1]) Vergl. Grimm Myth. 460.

Der Waſſermann war anfangs ſehr erzürnt, doch ließ er ſich beſänftigen, und fand zuletzt Wohlgefallen an dem ſchmucken Burſchen. Er bewirtete ihn freundlich und gab ihm beim Abſchiede ein Häuflein Kehricht, der in der Ecke lag.

Der Burſch wunderte ſich über die ſonderbare Gabe, indes nahm er ſie in ſein Sacktuch, und entfernte ſich dankend. Draußen angekommen ſchüttete er das Kehricht weg; doch blieb ein wenig an dem Tuche hängen. Als er zu Hauſe das Tuch hervorzog, fiel eine Silbermünze heraus, und er ſah nun wohl, wie unklug er gehandelt, da er den Schatz wegſchüttete.

Ein andermal gieng eine Frau über den Steg, der über das Flüßchen führt, und ſah auf der Wehre ein Kind ſitzen. Wie ſie nun voll Schrecken hinſah, fürchtend das Kind würde in's Waſſer fallen, gewarte ſie einen Mann aus dem Waſſer auftauchen, der eine rothe Mütze auf hatte, und das Kind zu ſich hinab in die Fluten riß. Die Frau verſicherte, das habe der Waſſermann gethan.

16.

In Schidrowitz (Mähren) lebte ein armer Fiſcher, der ſeinen Lebensbedarf nicht erſchwingen konnte. Rathlos ſaß er einſt in einer ſtürmiſchen Nacht in ſeinem Kahne, allein er fieng nichts, und wollte fluchend dem Ufer zu ſteuern, als ihm der Waſſermann, ein kurzer, breitſchulteriger Mann, mit ſteifen Haaren und weißen Augen, den Weg verſperrte, und zu ihm ſprach: Was fluchſt du denn ſo? warum haſt du mich nicht gerufen, der ich doch alle Schätze des Waſſers kenne? Herr, ſagte der Fiſcher, es iſt die Noth, die mich dazu zwingt; Weib und Kinder wollen Brot und Kleider, und ich kann ihnen weder das eine, noch das andere geben. Gut, ſagte der Waſſermann, ich will dir einen Schatz zeigen, wenn du mir verſprichſt denſelben redlich mit mir zu theilen.

Das will ich, ſprach der Fiſcher. — Da ſtieg der Waſſermann in den Kahn des Fiſchers, ergriff das Ruder und ſteuerte

durch Schilf und Rohr hindurch, auf einen dem Schiffer ganz unbekannten Platz zu. Hier, ſprach der Waſſermann, hier fiſche! Nach dieſen Worten verſchwand er. Der Fiſcher that was ihm befohlen. Nach einer kurzen Zeit zog er ſein Netz mit einem großen Fiſche heraus, doch kaum legte er ihn in den Kahn, als der Fiſch in Rauch aufgieng, und an ſeiner Stelle lag ein Klumpen Silber. Freudig ſchleppte der Fiſcher denſelben zum Richter, und — da ihm dieſer das Silber nicht abnahm — zum Grafen, der zahlte ihm eine große Summe Goldes aus. Sogleich gieng der Fiſcher an die Theilung, um dem Waſſermanne ſeinen Antheil zu bringen. Aber es blieb ein Pfennig übrig. Schnell entſchloſſen nahm er ſeine Hacke und ſchlug denſelben entzwei, legte die eine Hälfte zu ſeinem, die andere Hälfte zum Geldhaufen des Waſſermannes.

In der Nacht darauf begab er ſich an jene Stelle, wo ihm der Waſſermann erſchienen war, und rief demſelben. Hier, ſagte der Fiſcher, haſt du deinen Antheil. Haſt du auch ehrlich gezählt? fragt der Waſſermann, und fängt ſelbſt an das Geld zu zählen. Wie er aber den halben Pfennig ſieht, läſt er das Geld liegen und verſchwindet.

17.

In der Ruſawa (unweit Kremſier) halten ſich gefährliche Waſſermänner auf, die den Pferden auf der Hutweide nachſtellen. Am Philippus- und Jakobustage laſſen deshalb die Hirten eine Erlenrinde weihen und wickeln ſie dann um das Leitſeil einer Halfter, damit die Waſſergeiſter ihren Pferden nicht ſchaden können. Der Waſſermann erſcheint in der Geſtalt eines Pferdes, welches ein Maul von Holz hat, und das iſt das Kennzeichen für die Hirten. [1])

---

[1]) Vergl. Grimm M. 458. Kuhn und Schwarz Nordd. Sag. Nr. 61 und S. 476. Auch hier zeigt ſich die Übereinſtimmung der wahrſcheinlich ſlawiſchen Mythe mit der germaniſchen.

Wenn man nun einen ſolchen Waſſermann antrifft, und man wirft das mit der geweihten Erlenrinde überzogene Leitſeil über das Pferd, ſo iſt es in der Gewalt des Menſchen, es kann ihm nichts anhaben, und verrichtet alles das, was ein gewöhnliches Pferd im Stande iſt. In einer Nacht zwiſchen 11 und 12 Uhr gieng der Pferdehirt Franz Opřſab am Ufer des Fluſſes auf und ab. Seine mit geweihter Erlenrinde überzogene Halfter trug er bei ſich. Unterdeſſen ſaß der andere Wächter bei einem Feuer und rauchte. Da kam ihm ein ſchöner Fuchs entgegen, der vom Hufe an bis an's Knie weiß war. Der Hirt wollte ihn zu den andern Pferden jagen, weil er glaubte, es ſei ein Pferd von der Herde; allein er lief immer zum Waſſer zurück. Als er ihn aber fieng, und ihm arglos an den Mund griff, machte er die ſchreckliche Entdeckung, daß das Pferd ein Waſſermann war. Er faßte aber ſogleich Muth, warf dem Fuchs die geweihte Halfter um, und nun war er in ſeiner Gewalt. Er ſetzte ſich ſogleich auf, und ſprengte mit ihm bis um 3 Uhr früh herum. Als er ihn dann wieder ausließ, verwandelte ſich das Pferd plötzlich in einen Menſchen, welcher dem Pferdehirten in einem Tone durch die Naſe [1]) zurief: Dir hat es der Teufel in die Naſe geſteckt. Darauf ſprang er in das Waſſer und ließ ſich nie wieder ſehen.

Auch ein Knecht erwiſchte einmal ſtatt ſeines Pferdes einen Waſſermann, der ſeinem Pferde ganz ähnlich war. Um aber zu ſehn wie es ausfalle, nahm er ihn zum ackern. Er hätte nun im Anfange und am Ende des ackerns das Kreuz machen ſollen; weil er aber das nicht that, ſo war am andern Tage, als er den Acker anſah, gar nichts gemacht, ſondern es war alles ſo wie früher.

In dem Dorfe Brawčič lebte ein Viertellehner, welcher zwei ſchöne Pferde beſaß. Er hatte ſie ſo zahm gemacht, daß er, wenn er ſie von der Weide nach Hauſe holte, nur einen

[1]) Das hält man auch für ein Kennzeichen.

Pfiff zu thun brauchte, und ſeine Pferde ſprangen ſogleich auf ihn zu. Einſt gieng er auf die Weide um die Pferde zu holen. Er that einen Pfiff, und es kamen Pferde dahergeſprengt. Das äußere derſelben war dem der ſeinigen ganz ähnlich, allein ſie hatten das bekannte Merkmahl eines Waſſermannes, nämlich der Unterkiefer war von Holz. Jedoch der Bauer, Namens Hlubil, faſſte ſich ſogleich und warf den beiden Pferden die Erlenhalfter um, welche den Waſſermann unſchädlich macht.

So ritt er mit ihnen nach Hauſe und ſtellte ſie in den Pferdeſtall. Jeder Bauer weiß ſich in ſolchen Fällen zu helfen. Es iſt nämlich von Alters her im Dorfe Gebrauch, ſolchen Pferden Steine ſtatt des Hafers zu geben. Da Hlubil gerade Arbeit hatte, ſo benützte er die mit Steinen gefütterten Waſſermänner und ſtrengte ihre Kräfte beim ackern an. Nachdem er ſie wieder freigelaſſen hatte, ſchrien ſie ihm zu: Dir hat es der Teufel in die Naſe geſteckt, daß du uns Steine zu freſſen gabſt, ſonſt hätten wir dir alles zuſammengeſchlagen.

18.

a. Die Umgegend von Hradiſch (an der March in Mähren) iſt der Lieblingsaufenthalt des in ganz Mähren bekannten Waſſermanns; denn in keiner Gegend wird von ihm ſo viel erzählt als dort. Man ſieht ihn oft bei den Krümmungen bald als Jäger mit grünen Kleidern angethan, bald als Fiſcher mit einem Netze, die vorübergehenden um Hilfe rufend, als ob ihm ein Unglück geſchehn wäre. Dieß thut er, um deſto ſicherer einen Fang zu machen. Es ſind auch Fälle vorgekommen, daß er ſich in einen ſeltſamen Fiſch verwandelt und wie leblos im ſeichten Waſſer ſich ausgeſtreckt hat, um die Menſchen ſo an ſich zu locken. Einſt geſchah es, daß zwei Färbergeſellen nicht weit von einer Waſſerkrümmung badeten. Der Waſſermann lag dort in der Geſtalt eines ſeltſamen Fiſches. Als die Geſellen ihn fangen wollten, ſchnellte

plötzlich der scheintote Fisch in die Höhe und verwandelte sich in einen Menschen. Der Schrecken der badenden war so groß, daß sie beinahe besinnungslos aus dem Wasser entflohen.

Wenn er als Jäger zu sehen war, so hat man ganz genau bemerkt, daß ihm aus jeder Tasche das Wasser rann. Einst soll er in dieser Kleidung in einer Schenke der Vorstadt von Hradisch erschienen sein. Er ließ sich eine halbe Maß Bier einschenken, und trank; allein auf einmal bemerkten die übrigen Gäste eine immer größer und größer werdende Lacke Wassers, welche gerade unter ihm war. Als sie ihn daran erkannten und ihn fangen wollten, sprang er zum Fenster hinaus und verschwand in den Fluten der March.

Er lockt besonders die Kinder an sich, indem er verschiedene Sachen, als schöne Bänder und Ringe, an den äußersten Rand des Ufers legt. Einst giengen zwei Mädchen am Marchufer spazieren, und bemerkten schöne rothe Bänder. Sogleich blieben sie stehen; die eine griff freudig nach dem Funde, wurde aber vom Wassermanne mit in die Fluten gerissen. — Einmal eilte ein rüstiger Bauer aus einer Schenke nach Hause, in das 1½ Stunde von Hradisch entfernte Dorf Kunowitz. Während des Aufenthaltes in der Schenke hatte er bei der Erzählung vom Wassermanne geschworen, den Wassermann niederzuhauen, sobald er ihn erblicke. Seine Bekannten machten ihn aufmerksam, er werde den Wassermann gewis sehen, wenn er den Steg betrete, welcher über einen kleinen Arm der March führe, denn dieß sei sein Nachtaufenthalt. Der lustige Bauer aber lächelte und begab sich auf den Weg. Kaum war er in die Nähe des Steges gekommen, da stellte sich ihm eine grün gekleidete Zwerggestalt mit einem Beile in der Hand entgegen, und wehrte ihm den Übergang. Der Bauer erinnerte sich dessen, was ihm seine Bekannten erzählt hatten, und nahm nun seinen Stock zu Hilfe. Allein je mehr er mit dem Stocke herumhieb, desto größere Sprünge machte der Wassermann; schon war seine Waffe zerbrochen, und das Ungethüm war noch unversehrt. Erzürnt über die

Keckheit, riß der Bauer ein nahe ſtehendes Bäumchen aus der Erde, und ſchon war er im Begriffe auf den Steg zu ſpringen, da drehte auf einmal der Waſſermann den Steg um, und der Bauer lag im Waſſer. Er kam jedoch glücklich heraus, und eilte in die Schenke. Als mehrere zu Hilfe kamen, war vom Waſſermanne nichts mehr zu ſehen.

b. Sehr oft ſieht man den Waſſermann in der March bei mähriſch Oſtra.

Einſt gieng an einem ſpäten Herbſtabende eine Bäuerin in den Garten, bei dem die March vorüberfloß, um ein verlornes Huhn zu ſuchen. Sie geht im Garten hin und her; plötzlich erblickt ſie ein ſchönes Huhn von ungewöhnlicher Größe und von prächtigem Gefieder. Sie eilt hinzu um es zu fangen, und bald erwiſcht ſie es auch. Voll Freude eilt ſie nach Hauſe, um es ihren Hausleuten zu zeigen, und dieſe verwundern ſich alle über ſeine Schönheit. Sie that es dann unter ein Sieb und beſchwerte dieſes mit Blöcken von Holz, auf daß ihr der Findling nicht entwiſche. Unterdeſſen beſorgte ſie das Nachteſſen, und als nach dieſem ihre Nachbarin auf Beſuch kam, und die Wirtin ihr dieſes Wunderhuhn zeigen wollte, war es verſchwunden. Ganz beſtürzt machten ſich nun die Nachbarin und Wirtin auf, um das verlorne Huhn zu ſuchen. Wie ſie in dem Garten ankamen, erblickten ſie es, und ſie muſten es mehrere Stunden herumjagen. Als ſie endlich ganz müde waren, eilte das Huhn der March zu, flog in die Höhe und verſchwand als Mann mit Gelächter in der March. Dieſes Huhn ſoll der Waſſermann geweſen ſein.

c. Verläßt man mähriſch Oſtra, ſo führt ein Weg, der March entlang nach Hradiſch.

Einſt gieng ein Mann ſpät am Abend dieſe Straße, und dachte über verſchiedene Geſchichten vom Waſſermanne nach. Als er eine halbe Stunde von der Stadt entfernt iſt, kommt er auf eine Stelle, wo am nahen Ufer ein ganz kleiner grün gekleideter Mann mit einer kleinen Schuſterwerkſtätte ſehr be-

ſchäftigt iſt. Ganz verwundert ſteht er ſtill und wird ſo ängſtlich, daß er ſich nicht trauet vorüber zu gehen; er kehrt daher eilends nach Hauſe zurück. Seinen Nachbaren erzählte er dieſe ſonderbare Erſcheinung, und dieſe rieten ihm, er ſolle etwas geweihtes hin werfen. Er nahm daher einen Roſenkranz und gieng Tags darauf um dieſelbe Stunde die Straße nach Hradiſch. Als er jener Stelle nahe kam, ſah er wieder den kleinen Mann, der ſehr fleißig arbeitete. Muthig warf er ſeinen Roſenkranz auf die Werkſtätte, und plötzlich fuhr die Werkſtätte ſammt dem Meiſter in die Höhe und verſchwand in den Fluten der March. An jener Stelle aber blieb ein Stiefel zurück; den behielt der arme Mann als Belohnung für die Angſt, und zeigte viele Jahre hindurch den ſonderbaren Stiefel, der vom Waſſermanne geſchuſtert ſei. Und als er ſtarb, befahl er, daß man ihm dieſen Stiefel mit in's Grab gebe, und ſein Weib erfüllte auch dieſen Wunſch.

In der Umgegend Oſtras ſoll der Waſſermann Kinder beſitzen, die ganz weiß gekleidet ſind und beſonders an warmen Sommerabenden erſcheinen und manchem an dem Marchufer gehenden durch ihr herumhüpfen auffallen. Werden ſie mit etwas geſchreckt, ſo verſchwinden ſie in der March; ſie thun aber niemandem etwas zu leide.

19.

Ein Mann von Jaroſchau, etwa eine Stunde von Hradiſch, hatte die Gewohnheit, alle Sonntage dem Segen in Hradiſch beizuwohnen; nie gieng er ohne Roſenkranz, den er auf dem Wege betete. Nach dem Segen beſuchte er gewöhnlich das Schauſpielhaus und gieng dann im finſtern nach Hauſe. Der Fußweg von Hradiſch nach Jaroſchau führt hart an der March durch Gebüſche. Eines Sonntags gieng er etwas ſpäter nach Hauſe, auch hatte er den Roſenkranz vergeſſen. Er war nicht lange auf dem Fußwege gegangen, da ſah er auf einmal einen Knaben, der ganz grün gekleidet

war, und ſein grünes Hütchen ſchief aufgeſetzt hatte. Der Knabe ſprang bald vor bald hinter ihn. Dieß gieng ſo lange fort, bis der Mann auf einem ſchmalen Stege über den Fluß gehen wollte. Hier redete er den Knaben an und ſagte ihm, er müſſe entweder vor oder hinter ihm bleiben und nicht ſo herumſpringen. Der Knabe aber gab keine Antwort, ſondern blieb hinter dem Manne. Dieſer gieng langſam über den Steg, mit dem Stocke immer nach rückwärts ſchlagend und fleißig betend. So kam er glücklich auf das andere Ufer; hier ſprang der Knabe wie zuvor, bald war er vor, bald hinter ihm. Endlich gelangte der Mann, immer betend und ſich bekreuzend dort an, wo die March ſich von Jaroſchau gegen links wendet. Er ſchlug den Fußweg nach Jaroſchau ein und hörte auf einmal ein Geräuſch, als wenn ſich jemand in's Waſſer ſtürzte, untermiſcht mit Pferdegewieher, [1]) das aus dem Waſſer zu kommen ſchien. Dann war alles ruhig. Der Mann glaubte, dieſer Knabe ſei niemand anderer als der Waſſermann geweſen. Er brauchte einige Tage, bis er ſich von dem Schrecken erholen konnte und nahm ſich vor, nimmer den Roſenkranz zu vergeſſen.

20.

Bei Seeſtadtl, einer kleinen Stadt am Fuße des Erzgebirges, liegt an der Straße ein großer Teich, welcher durch einen breiten mit Gebüſch bewachſenen Damm eingeſchloſſen iſt, und „der Steinteich" genannt wird. In dieſem Teiche ſoll ſich ein Waſſermann öfter am Ufer ſehen laſſen. Gewöhnlich flickt er dann ſeine Kleider. Nach dem Glauben der Landleute ſteigt er immer nur während des Mittagläutens an's Ufer, ſetzt ſich am Fuße des Dammes hart am Waſſer nieder und flickt. Wer ihn verſpottet, der wird von ihm in's Waſſer hinabgezogen; bloß demjenigen, welcher des Morgens vor dem

[1]) Vergl. Gr. M. 458 und die Zitate Kuhns S. 476 (61).

ausgehen gebackene Semmelſchnitten verzehrt, kann er nichts anhaben. Hat einer den Waſſermann beleidigt und keine Schnitten gegeſſen, ſo nutzt ihm ſelbſt das herſagen des Spruches nicht mehr:

„Waſſermann plump,
Zieh mich nich in Tump,
Zieh mich nich ze tief nei',
Dos ich nich ſtecken blei'."

Der Waſſermann iſt immer ſchlecht gekleidet. Sein alter zerdrückter Hut iſt voll großer Löcher, durch welche oft Büſchel ſtruppiger grüner Haare herausragen. Sein Geſicht iſt mit einem ſtarken Barte bewachſen, und wenn er ſeinen Mund öffnet, erblickt man ſeine großen, grünen Zähne. Sein Rock ſo wie ſeine Hoſe ſind immer zerriſſen und kothig, und er flickt daran, ſo oft er an's Ufer ſteigt. Hat er jemandem nachgeſtellt und ihn unter's Waſſer gezogen, ſo läßt er ſich lange nicht ſehen.

Eines Morgens trug ein Bauernmädchen Gemüſe hinauf nach Eiſenberg, und nahm, um zuzuſtrecken, ihre Richtung über den Damm. Sie war faſt hinüber, als ſie unten am Damme einen alten Mann ſitzen ſah, der an einem zerriſſenen Rock flickte und ihr zunickte. Das Bauernmädchen, welche eben nicht an den Waſſermann dachte, gab ihm einen Schimpfnamen, worauf ſich der Waſſermann erhob und ſeinen Mund öffnete. Die Bäuerin erſchrack, und lief, ſo ſchnell es ihre ſchwere Laſt erlaubte, über den Damm hin; der Waſſermann hinter ihr drein. Trotz ihres ſchreiens ſprang er auf den Korb, den ſie auf dem Rücken trug und faßte ſie beim Halſe. Vor Todesſchrecken ſchrie ſie: „Jeſus, Maria!" Und ſogleich war der Waſſermann verſchwunden. Das Mädchen kam halbtot im Schloſſe an, und wurde noch dazu ausgelacht, als ſie vom Waſſermann erzählte. Nach 3 Tagen ſtarb ſie und alle Leute waren feſt überzeugt, daß daran nur die Berührung des Waſſermannes ſchuld ſei.

21.

Bei Plumenau (Mähren) ist ein Teich, an dessen Ufer ein Wassermann erschien, der immer größer und größer ward. Eines Abends erschien er einem Manne, und als dieser sich zur Wehre setzte, wollte er ihn in's Wasser ziehen. Der Bauer bat um Schonung, und der Wassermann sagte: Gut, ich schenke dir das Leben, wenn du mir alle drei Monden ein Kalb zum Teiche bringst, das weiß und schwarz gefleckt ist. Dann gab er ihm ein Pfeifchen, mit welchem er ihm jedesmal rufen solle. Zweimal gelang es dem Bauern ein solches Kalb aufzutreiben, aber beim dritten Male strich er einem weißen Kalbe schwarze Flecken an und brachte es. Der Wassermann betastete das Thier, allein das aus seinen Fingerspitzen tropfende Wasser tilgte die schwarzen Flecken. Der Wassermann sah sich betrogen und zog den Bauern mit sich in die Tiefe.

22.

Hinter dem Dorfe Blaschdorf (Österr. Schlesien) fließt die Wag in einem seichten Bette. Nur eine einzige tiefe Stelle findet sich in dem Flusse, und hier hält sich der Wassermann auf. Deshalb fürchten sich alle Leute über den in der Nähe befindlichen Steg zu gehen. Früh in der sechsten, zu Mittag, Abends in der sechsten Stunde und um Mitternacht kann man den Wassermann sehen. Er ist klein, hat den Kopf verkehrt auf dem Rumpfe sitzen, seine Hände sind wie die Füße eines Frosches beschaffen, und grüne Kleider bedecken den Körper. In der linken Hand trägt er immer einen hohen Stock. Er bietet jedem vorübergehenden seine bunten Bänder zum Kaufe an. Als einmal ein Bauer aus dem Dorfe Brosdorf nach Blaschdorf gieng, und den genannten Steg betrat, sah er am Ufer den Wassermann von allerlei Bändern umgeben. Der Wassermann bot die Bänder dem Bauer zum Kaufe an; dieser aber sagte, daß er sie nicht brauchen könne. Darauf

faſſte der Waſſermann den Bauern bei der Hand und in demſelben Augenblicke waren beide im Waſſer. Unter demſelben war ein großes Zimmer, und in dieſem befanden ſich viele Fäſſer, welche mit Waſſer gefüllt waren. Der Waſſermann ließ den Bauer das Waſſer koſten und dieſer fand, daß in jedem Faſſe ein anderes Waſſer enthalten war. Er bemerkte auch das Geld, welches der Waſſermann für die verkauften Bänder erhalten hatte. Ferner befanden ſich dort die mit Eis überzogenen Leichen jener Menſchen, welche in dieſem Fluſſe ertrunken waren. Der Bauer muſte ſein ganzes Geld hergeben und verſprechen erſt nach neun Jahren zu erzählen, was er jetzt geſehen habe. Dafür bekam der Bauer einige Bänder, und dann ſtieg er wieder mit dem Waſſermanne zum feſten Lande empor. Als der Bauer nach Hauſe kam, ſah er, daß er ſtatt der Bänder Waſſer im Rocke hatte. Die Stelle, wo ihn der Waſſermann gehalten hatte, war grün und zeigte den Abdruck eines Froſchfußes. Nach einigen Tagen ſchon erzählte der Bauer, daß er bei dem Waſſermanne geweſen ſei, und was er dort alles geſehen habe. Ein Jahr ſpäter kam er wieder in die Nähe des Waſſermanns. Plötzlich wurde er von einer unſichtbaren Kraft dem Fluſſe immer näher getrieben und in das Waſſer geſchleudert. Er ertrank, und bezahlte ſo ſeinen Wortbruch mit dem Leben.

23.

In Weſſely an der March iſt der Waſſermann in verſchiedenen Geſtalten geſehn worden, als Knabe, Jägerburſch, Krämer ꝛc. Als Kennzeichen desſelben führen jedoch alle an, daß ihm aus ſeinem linken Rockſchößchen ſtets Waſſer tröpfle.

Einſt lebte in Weſſely ein reicher Fleiſchhauer, zu welchem täglich ein ſchön gekleideter Herr in die Fleiſchbank kam, und immer eine beträchtliche Menge Fleiſch kaufte, und dann wieder fortgieng, ohne daß ihm jemand folgen konnte. Da dieſes dem Fleiſchhauer auffiel, ſo erzählte er es in Geſellſchaften. Hier fragte man ihn, ob er an dem Herrn ein beſonderes

Kennzeichen bemerkt habe oder nicht, worauf er antwortete: O ja, es tröpfelt ihm immer Waſſer aus ſeinem linken Rockſchößel. Darauf gab man dem Fleiſchhauer den Rath, dem Herrn, welcher kein anderer als ein Waſſermann ſei, die Hand abzuhauen. Dieß that auch der Fleiſcher, doch kaum hatte er dem Waſſermanne die Hand weggehauen, ſo hob ſie dieſer auf, ſteckte ſie zu ſich, drohte ihm mit der andern Hand und verſchwand. Einige Wochen ſpäter muſte der Fleiſcher über einen ſeichten Bach; doch kaum war er auf dem Stege, als auch ſchon der Waſſermann erſchien, und ihn in das Waſſer zog.

Daſſelbe erzählt man im Dorfe Dwory (in Weſtgalizien) und anderwärts. Siehe Grimm Sag. Nr. 53.

24.

Ein Bauer, der an der March (bei Weſſely) eine große Wieſe hatte, machte aus dem Heu mehrere Haufen. So oft er nun hin kam, fand er immer, daß dieſelben zum Theil zerſtreut waren. Darum beſchloß er ſich auf die Lauer zu ſtellen. Und als er bei der Nacht hinter einem Gebüſche verborgen auf den nächtlichen Unhold wartete, ſah er um Mitternacht bei dem Scheine des Mondes aus der March einen kleinen Jungen ſteigen, welcher verſchiedene Schuhmacherwerkzeuge hatte, auf einen der Haufen ſprang, und daſelbſt fleißig zu arbeiten anfieng. Der Bauer beobachtete ihn einige Zeit, und ſah, daß der Junge einen Stiefel fertig machte, und in die Sohle mehrere Stifte einſchlug. Als er aber am Ende ſprach: So, jetzt hier noch einen, und dort auch noch einen, dann bin ich fertig, ſchlich ſich der Bauer zu dem Haufen, und ſchlug den Jungen, der ein Waſſermann war, ſo heftig auf das Genick, daß dieſer den fertigen Stiefel zurücklaſſend eilig in die March entfloh. Der zurückgelaſſene Stiefel war ſo gut gemacht, daß der Bauer zwölf andere, die er ſich zu demſelben machen ließ, zerriß, ohne daß der vom Waſſermanne verfertigte ſchadhaft wurde.

Die Landleute von Maltſchitz verkaufen nach Krumau Milch und Schmalz. Auf dem Wege gibt es Teiche, in welchem ſich der Waſſermann aufhält. Als einſt ein Weib Schmalz nach Krumau trug, ſaß ein grünes Männlein, welchem aus dem linken Rockſchoße Waſſer troff, auf dem Damm und kämmte ſich ſeine Haare. Als der kleine das Weib bemerkte, ſprang er in's Waſſer, kam aber alsbald wieder zum Vorſchein, jedoch ganz anders gekleidet und größer als vorher. Er bat das Weib, ſie möge ihm ihr Schmalz verkaufen, und auf dem Rückwege hier wieder vorbei kommen. Erſchrocken ließ ſie das Schmalz zurück. Auf dem Rückwege fand ſie das Gefäß ſammt vielem Gelde auf dem Damme.

25.

Weibliche Waſſergeiſter kommen in Öſterreich verhältnismäßig wenig vor. Folgende Sagen mögen hier Platz finden.

Unweit Nepomuk befindet ſich ein kleiner See, der mit Erlengebüſchen bewachſen iſt, und von einem Waſſerfräulein bewohnt iſt. Ein Bauernburſche gieng in einer mondhellen Nacht am See vorüber und ſah das Weibchen, wie es auf zwei Schwanen ſaß mit einem ſehr langen Schilfrohr in der Hand, langen herabwallenden Haaren, mit weißem Kleide und einem Blumenkranz auf dem Haupte. So ſchwamm es nahe am Ufer. Als es den Burſchen erblickte, brach es einen Erlenzweig und warf ihn an's Ufer. Der Burſche ſtaunte über die ſchöne Geſtalt, nahm den Zweig und eilte nach Hauſe, ohne jemand etwas davon zu ſagen. Am andern Morgen fand er, daß der Erlenzweig von beſonderer Schönheit war und wie Silber glänzte. Um ſeine Verlobte endlich als Braut heimzuführen, verkaufte er den Zweig. Am Hochzeitstage aber trat das weiß gekleidete Weibchen mit einem zwergartigen Knappen zur Thür herein, ſchritt feierlich auf die Braut zu, nahm eine Perlenſchnur vom Halſe und hängte ſie der Braut um. Dann entfernte ſich das Weibchen wieder, die

Perlen und die Waſſerſpuren ihres Kleides zurücklaſſend. Da nun unter dem Bauernvolke der Glaube herrſcht, Perlen bedeuten Tränen, ſo wurden die Perlen ſogleich dem Muttergottesbilde der Kapelle am See geopfert.

26.

Geht man von Eiſenberg (am Erzgebirge) auf dem Fußwege nach der Hütt' und nach dem Dorfe Kunersdorf, ſo kommt man aus dem Walde auf die Heide, die ſich von Eiſenberg bis gegen Kunersdorf, und vom alten Seeberg bis hinab an die Straße ausbreitet. Der untere Theil beſteht aus ſchönem Wieſengrunde, den man nur die „Hoderwies'" nennt. Neben dem Eiſenberger Walde liegt ein kleiner ſtark mit Schilf bewachſener Teich der „Hoderwiesteich" genannt. Gegenüber demſelben einige hundert Schritte aufwärts quillt aus ſteinichtem Boden ein Bächlein. Dieſe Quelle hält ſehr gutes Waſſer, welches immer rein und kühl iſt, und heißt das „Quackbrünnl." [1])

Vor Zeiten kam oft die Seebergjungfer herab, um ſich in dem Teiche zu baden. Die Hütbuben, welche das Vieh auf der Haderwieſe weideten, ſahen ſie oft dahin kommen. Sie war halb Fiſch und halb Menſch. Einſtmals war nur ein Junge auf der Wieſe. Da ſtund auf einmal die Seebergjungfer vor ihm und fragte, ob er ſie wohl erlöſen möchte, ſie wolle ihm ſo viel Geld geben, daß er die Haderwieſe kaufen könne. Der Junge war damit zufrieden. Hierauf ſagte ſie ihm, er ſolle ſich jetzt vom Teiche entfernen, und nicht eher kommen, als bis ſie ihm winken würde. Wenn er ohne Erlaubnis komme, ſo werde es ihm nicht gut gehen. Der Hütjunge lief eiligſt weg, und während er nach ſeinem Vieh ſah, badete ſich die Seebergjungfer in dem Teiche. Als ſie fertig war, winkte ſie dem Hütjungen. Der kam und ſchimpfte

[1]) Was man in Niederſachſen Quickborn nennt.

und warf mit Steinen nach ihr. Weinend kehrte sie nach dem Seeberge zurück und in der folgenden Nacht hörte man sie bis hinab nach Barthelsdorf weinen und jammern. Lange Zeit kam sie nicht mehr um zu baden.

Auch erschien sie den Leuten oft in Gestalt eines alten Weibes.

Eines Tages gieng ein Weib von Eisenberg in den „Busch," um Holz einzuführen. Als sie am Seeberge ankam, ihre Huck (ein Bündel Äste) niedersetzte und Holzstücke „aufklaubte," sah sie ein altes Weib, welches ihrer Arbeit mit Aufmerksamkeit zusah. „Wohin geht Ihr?" fragte das Eisenberger Weib. „In's Gebarch'sche!" [1]) antwortete die Alte und verschwand vor den Augen des Holzweibes. Diese hatte aber gesehen, daß sie hinter sich einen Fetzen von ihrem Kleide nachschleppte; es war also die Seebergjungfer gewesen.

27.

In der Zeit der Heuärnte sah man im Böhmerwalde neben einem Teiche unter Gesträuch und Laub versteckt eine Schar tanzender und arbeitender Weiber. Sie wuschen dort leinene Kleidungsstücke. Obwohl dieser Anzug sehr schadhaft war, so verwandten sie doch alle Sorgfalt darauf.

Während so einige beschäftigt waren ihre Kleidung zu reinigen, spielten die andern, trieben sich im Kreise herum, plätscherten im Wasser und pflogen allerlei Kurzweil.

Von einiger Entfernung durfte man ihrem Treiben zusehen; wenn man ihnen aber zu nahe kam, so erhoben sie ein großes Geschrei, rafften ihre Fetzen zusammen, stürzten sich in's Wasser, und kamen erst nach langer Zeit, gewöhnlich erst im folgenden Jahre, wieder zum Vorschein.

Ein Bauer, welchem es noch nie gelungen war, die Waschweibchen in der Nähe zu sehen, weil er durch nahekom-

---

[1]) In's Gebarch'sche, d. h. in's Gebirg'sche, über's Gebirg.

men ſie immer vertrieben hatte, dachte auf ein Mittel, ſich ein Waſſerweibchen ſo recht nahe zu betrachten. Er legte eine Schlinge und nach einigem warten fieng er wirklich eines, welches zu ſeiner gröſten Freude ſich ganz geduldig in ihr Schickſal fügte. Dieſe Waſſerfrau war ungefähr zwei Fuß hoch, mit Linnen bedeckt; ihre blonden langen Haare wallten über ihren Nacken herab. Beſondere Freude gewährte es den Bauersleuten, daß ſie ſich ſogleich anſchickte, die Stühle zurecht zu ſtellen, die Fenſter und das Geſchirr zu putzen, daß ſie auskehrte und alle Geſchäfte der Hauswirtſchaft verrichtete. Sie behandelte alles, als wäre ſie ſchon lange da geweſen. Sie munterte durch ihre Thätigkeit auch die Landleute auf, ſich ihr Brot zu verdienen und nicht mürriſch bei der Arbeit zu ſein. Sie ſelbſt arbeitete vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht, ohne erſt irgend einen Befehl abzuwarten.

So gieng es gut, den ganzen Sommer und Herbſt hindurch. Der Winter nahete mit all ſeinen Schrecken. Die Leute, welche ſich des kleinen Weſens erbarmten, wollten ihm Kleider und Schuhe machen, jedoch es weigerte ſich und wollte ſich nicht das Maß nehmen laſſen. Die Leute dachten, wenn es keine Kleider wolle, ſo müſſe man ihm doch wenigſtens Schuhe geben. Sie beſtrichen deshalb den Boden mit weichem Lehm, damit es ſo eine Spur von ſeinen Füßen zurücklaſſe, um darnach das Maß nehmen zu können. Wirklich gelang ihnen dieſe Liſt, und dem Waſchweibchen wurden die Schuhe eines Morgens vorgeſtellt. Als ſie dieſelben ſah, fieng ſie an zu jammern und zu weinen, und ſagte, daß ſie nicht belohnt ſein wolle für das was ſie thue. Schnell packte ſie ihre Sachen zuſammen, und lief zur Thüre hinaus. Und niemand hat ſie je wieder geſehen.

28.

In Mähren liegt wenige Stunden von der Hauptſtadt des Landes das Städtchen Roſſitz. Es iſt umgeben von Wal-

bungen, durch welche ſich die Berritz ſchlängelt, die etwa eine halbe Stunde von Roſſitz ſich in einen großen Teich ergießt. Dieſer wird der Jungfrauenteich genannt, und man glaubt, er ſei nicht zu ergründen. Es hat einmal ein Fiſcher drei Fahrbäume (Ruderſtangen) an einander gebunden und dennoch keinen Grund finden können; ja er kaufte ſich ſogar ein großes Knäul Bindfaden und feſtigte an das eine Ende eine Bleikugel. Dieſe nun ließ er hinab, aber das Knäul lief zu Ende und noch war kein Grund gefunden. Einige Schritte von dem Teiche entfernt ſteht ein Felſen und an deſſen kegelförmiger Spitze befindet ſich eine Öffnung, das Blutloch genannt. Nicht weit von dieſem entfernt liegt ein Berg, der ſ. g. Zwergenberg. Auf deſſen Spitze iſt ein menſchenähnlicher Felſen, der Zwergſtein, mit beinahe ganz ausgebildeten Formen, beſonders den Händen und dem Kopfe.

In dem Teiche — ſo erzählt man — lebten einſt mehrere Waſſerjungfern. Dieſe warfen oft den Schiffern die Kähne um, oder umgaben ſie plötzlich mit einem dichten Nebel, ſo daß ſie aus dem Teiche, welcher damals einem kleinen See glich, nicht im Stande waren das Ufer zu finden, bis der Nebel ſie wieder verließ. Wenn die Jungfrauen in ihrer natürlichen Geſtalt waren, ſo hatten ſie einen meergrünen Körper und eben ſolche Zähne, zuweilen einen Schlangenleib. Die Waſſerjungfrauen vermochten ſich aber auch in menſchliche Geſtalten zu verwandeln. Eine derſelben umgab ſich mit dichtem Nebel und gieng nach dem Zwergenberge, um ſich mit den Zwergen zu beluſtigen, denn ſie hatte das unterirdiſche Treiben derſelben mit ihren ſcharfen Augen entdeckt. Es wagte keiner der Bewohner den Berg zu betreten, aus Furcht ergriffen und in die unterirdiſchen Höhlungen geſchleppt zu werden. Viele der dortigen Bauern halten es auch jetzt noch nicht für gerathen den Berg zu beſteigen. Die Zwerge nahmen jene Waſſerjungfrau gütig auf, und jedesmal wurde ſie von zwei Zwergen bis an das Ufer des Teiches begleitet. Dieſer Beſuch geſchah jedoch ohne Mitwiſſen der Schweſtern im Teiche. Als ſie es

erfuhren, beſchloſſen ſie ſich für dieſe Zurückſetzung an der einen zu rächen. Als ſich dieſe einſt wieder zu ihren Freunden, den Zwergen, begeben hatte, lauerten ihr die Schweſtern an dem Rande des Teiches hinter einem Felsſtücke verborgen auf. Sie wuſten die Stunde ihres kommens, denn ſie hatten es von einem treuloſen Zwerge erfahren. Als nun die Waſſerjungfrau anlangte, da ſtürzten ihre Schweſtern aus dem Verſteck hervor und zogen die beiden Zwerge ſammt ihr in die unergründlichen Tiefen des Teiches. Am andern Tage ſahen Schiffer an der Öffnung des Felſens drei große Blaſen, welche blutroth gefärbt waren, und jetzt noch behaupten die Leute, daß immer nach zwanzig Jahren dieſelben wieder erſcheinen. Die kreisförmige Öffnung nennen ſie das Blutloch. Die drei Blaſen ſollen die Seelen der beiden Zwerge und der Waſſerjungfrau ſein. Jener Zwerg aber, welcher die Waſſerjungfrau und ſeine Brüder auf eine ſolche Art dem Tode preisgegeben hatte, entgieng der Strafe nicht. Er ward verſteinert und ſteht ſo da als ewiges Warnungszeichen.

Von den Waſſerjungfrauen hört man ſeit jener Zeit nichts mehr, ſie ſollen ſich in die Sazawa begeben haben. Um das Blutloch wächſt alle Jahre ein bläulich grünes Kraut mit rothen Blüten. Ein Theil des früher ſo großen Teiches iſt verödet und wird der rothe Moor genannt. In der umliegenden Gegend gilt er als Wetterprofet.

Die Zwerge begaben ſich in das naheliegende Polauer-Gebirge, wo ſie ſich heute noch aufhalten. Der mit Laub- und Nadelholz bedeckte Zwergenberg ſoll jetzt hohl und mit Waſſer gefüllt ſein. Wer auf ſeinem Gipfel ſich auf den Boden legt, und das Ohr an die Erde hält, der hört ein rauſchen im Innern des Berges. Von ihm geht die Sage, daß er einſt ſeinen Schoß öffnen und mit einer Sündflut alles umliegende Land überſchwemmen werde.

29.

Unweit der Ruine Alttitſchein befindet ſich das Schloß Leſchna, bei welchem früher im Garten ein Teich war. Von dieſem Teiche wird folgendes erzählt [1]:

Ein Beſitzer dieſes Schloſſes Leſchna gieng Abends immer in ſeinem Garten ſpazieren, und unterhielt ſich oft, indem er auf einem Kahne umherſchiffte. Einmal gieng er am Ufer dieſes kleinen Teiches ſpazieren, und hörte eine ſehr angenehme Stimme ſingen. Darauf erſchien eine ſchöne Geſtalt, die ſich lange Zeit im Kahne umherſchiffend unterhielt. Er gieng jeden Abend in ſeinen Garten, beſonders gern beim Vollmonde, wo er mit der wunderſchönen Geſtalt ſprechen konnte. Als die Jungfrau wieder erſchien, bat er ſie um ihre Liebe. Sie ſagte ihm dieſelbe zu, jedoch mit der Bedingung, er dürfe ſie nie fragen, wer ſie ſei, und woher ſie gekommen. Er verſprach dieſes, und bald wurde die Hochzeit gehalten. Es vergiengen mehrere Monate, der Herr blieb ſeiner Liebe gegen die reizend ſchöne Frau treu, und erfüllte auch alle ihre Wünſche. Aber ihre Dienerin war ein ſehr böſes und neidiſches Geſchöpf. Dieſe hat, wie einige erzählen, auf anſtiften der Schweſter des Baron verſchiedenes über ſie erzählen wollen, allein er gab ihr kein Gehör. Einmal brachte ſie vor, die Frau ſei immer unten am Kleide naß und kalt. Später bemerkte die Dienerin auch, daß die Frau keinen vollſtändigen Menſchenleib habe, ſondern vom Kopfe bis unter die Bruſt Menſch, vom Bauche an ein Fiſch ſei. Das erregte nun doch die Neugier des Baron. Zur Zeit des Vollmonds pflegte ſie immer ein Bad zu nehmen, wo niemand Zutritt hatte. Der Baron ließ ſich aber zum Badzimmer auch einen Schlüſſel machen, und drang in's Zim-

[1] Aus Alttitſchein (im nordöſtl. Mähren), von einer alten Frau im ſlaw. Dialekte erzählt.

mer, als ſie gerade im Waſſer war. Sie ſprang auf, ganz nackt wie ſie war, drohte ſie ihm, und machte ihm die bitterſten Vorwürfe, daß er ſie nicht in ihrer früheren Wohnung (im Teiche) gelaſſen habe, wo ſie ewig glücklich geweſen ſei, jetzt aber müſſe ſie ſterben. Als ſie im Badzimmer das Waſſer verließ, war ſie nackt, aber in einigen Augenblicken hatte ſie bereits ein weißes Kleid angezogen, lief blitzſchnell die Treppe hinab, und verſchwand in einem im Hofe befindlichen tiefen Brunnen. Der Herr lief ihr nach, wollte ſie fangen, allein ſie war verſchwunden, und ihm blieb nichts als die naſſe Hand. Sehr oft gieng er Abends beim Vollmonde ſpazieren, hörte aber nie ſingen, ſondern bitterlich weinen.

Hier haben wir alſo aus ſlawiſchem Gebiete Anklänge an die bekannte Sage vom Schwanritter u. a. (Grimm deutſche Sagen Nr. 538.)

30.

In Röhrawieſen (Nied. Öſterr.) befindet ſich ein kleiner Teich von dem die Leute behaupten, daß er der Aufenthalt eines Waſſermanns (Wäſſamandls) ſei. Dieſer Waſſermann ſoll ſchon ſehr alt und daher für die Menſchen nicht mehr gefährlich ſein. Er ſoll ferner nur ſehr ſelten ſich zeigen, gewöhnlich aber dann, wenn ein Unglück im Anzuge iſt. Ehemals war dieſer Waſſermann ſehr gefürchtet, denn jeder, der bei dem Teiche vorbeigieng, wurde von ihm in das Waſſer gezogen und muſte in demſelben ertrinken. Diejenigen, welche ihn geſehen haben, ſtellen ihn als ein kleines Männchen mit langen Haaren und langem weißen Barte dar. Aus den Haaren ſoll fortwährend Waſſer fließen.

Eine Magd, welche in dem Teiche Windeln waſchen (ſchwab'n) muſte, ſah den Waſſermann am Rande des Teiches ſitzen und mit einem großen Kamme ſich die Haare kämmen. Die Magd erſchrack bei ſeinem Anblicke und wollte zurücklaufen. Da rief ihr der Waſſermann zu, ſie ſolle bleiben, es werde ihr nichts

geſchehen. Die Magd aber lief nur deſto ſchneller. Da drohte ihr der Waſſermann, er wolle ſie erſäufen, wenn ſie nicht augenblicklich ſtill ſtehe. Die Magd kehrte um, und fragte den Waſſermann, was er von ihr wolle. Ich verlange nicht viel von dir, ſagte er, und du ſollſt für den Dienſt den du mir leiſten wirſt, recht gut bezahlt werden.

Die Magd wollte wiſſen, was denn das für ein Dienſt wäre, und da ſagte der Waſſermann, ſie ſolle mit ihm gehen, er werde ihr ſchon zeigen, was ſie thun müſſe. Die Magd ließ ſich herbei, mitzugehen. Da nahm ſie der Waſſermann bei der Hand, und führte ſie in das Waſſer. Dieſes wich bei jedem Schritte immer mehr und mehr zurück, und als ſie unter der Oberfläche desſelben waren, zeigte ſich ein langer Gang, durch welchen der Waſſermann die Magd in eine geräumige Stube führte. Hier war ein Bett, in welchem ein kleines Weibchen lag. Siehſt du, ſagte jetzt der Waſſermann, dieß iſt mein Weib, und da ſie krank iſt, ſo brauche ich jemanden, der mir die Wirtſchaft beſorgen kann; und das ſollſt du thun. Er befahl ihr zuerſt etwas zu kochen, was die Magd auch that. Alsdann muſte ſie die Stube reinigen, die Schlafſtätten herrichten, und alle häusliche Arbeit beſorgen.

Von der Stube gieng man durch ein enges Pförtchen in einen kleinen Garten, in welchem die ſchönſten Bäume mit den köſtlichſten Früchten ſtunden. Unter dieſen war auch ein Baum, welcher lauter gelbe Blätter hatte.

Als die Magd ſchon drei Tage bei dem Waſſermanne war, wollte ſie fortgehen, und er hinderte es nicht. Zum Lohne, ſagte er, kannſt du dir von dem Baume mit den gelben Blättern eine Hand voll derſelben nehmen. Die Magd war erſtaunt und fieng laut zu lachen an. Der Waſſermann aber ſagte, wenn ſie die Blätter nicht wolle, könne ſie auch leer fortgehen. Dieß wollte die Magd doch nicht, gieng daher in den Garten und nahm ſich eine Schürze voll von den gelben Blättern, worauf ſie der Waſſermann wieder an die Oberfläche des Waſſers führte.

Hier ſuchte ſie gleich nach ihren Windeln, die ſie am Teiche zurückgelaſſen hatte; ſie war aber nicht wenig erſtaunt, als ſie dieſelben nicht mehr fand. Sie gieng daher nach Hauſe und fragte, wer die Windeln genommen habe. Niemand aber kannte ſie, und erſt nach langem Nachdenken fiel es ihnen ein, daß vor drei Jahren ſich die Magd entfernt habe, und nicht mehr zurückgekommen ſei. Sie muſte nun gleich ihre Geſchichte erzählen und ſetzte ſich auf einen Stuhl. Dabei fiel ihr etwas aus der Schürze. Jetzt dachte ſie erſt an die gelben Blätter, und war voll Freude, als ſie ſtatt dieſer eine Schürze voll Goldſtücke hatte.

Wir beſchließen dieſen Abſchnitt mit einem Kinderliedchen aus Böhmen:

Haſtrmane, tatrmane
dei küži na buben,
mi ti budem bubnowati
aš budeš z wodi wen.

d. h.

Haſtrmann, Tatrmann
gib die Haut her auf die Trommel,
wir werden dir trommeln
bis du wirſt aus dem Waſſer herauskommen.

Das Wort Tatermann (worüber Grimm Myth. 470 nachzuſehen iſt) wird hier mit dem Waſſergeiſte zuſammengeſtellt, während ſonſt Kobolt und Tatermann zuſammen genannt werden; bei Renner 10843 abgote unde taterman. Ich halte das Wort für ein deutſches; Götzen, Puppen wurden ſo benannt, die in den Volksſpielen wahrſcheinlich zu Gaukeleien benutzt wurden. Das bairiſche (Schmell. 1, 462) tattern heißt zittern, Tattermann iſt eine im Winde zitternde Vogelſcheuche. Im Sinne von zittern kommt es in der öſterr. Mundart (dått'rn) noch überall vor; im ſchwäb. Idiot. v. Schmid: es dottert ihm (ihm iſt bange). Vergl. auch Wolfs myth. Zeitſchrift III. 2, 206.

II. Zwerge.

Die Zwerge, ein uraltes Geschlecht, „wohnten in der Erde und im Gestein“ (Gylfaginning 14). Die von Grimm (Myth. 414) aufgestellte Trilogie findet in Österreich ihre Bestätigung (s. unten Nr. 44, wo weiße, braune und schwarze Zwerge unterschieden werden), aber dadurch wird der Dualismus nicht aufgehoben; nur die schwarzen fürchtet man (s. auch Nr. 37).

Außer den gewöhnlichen Benennungen finden wir in den nördlich deutschen Kronländern auch: Querxe, Fenesleute, Trollen, Gangerl. Die letztern Ausdrücke gehen schon über die elbische Natur hinaus. Ob die rein slawischen Landestheile Österreichs Zwerge haben im Sinne der unsrigen, scheint zweifelhaft (vergl. Hanusch 327).

31.

In Nied. Österreich liegt am Fuße des Schneeberges ein kleines Thal, das Buchbergerthal genannt. Auf einer Voralpe des Schneeberges, dem Hengst, liegt ein großer Fels, genannt der Zwergelstein. Darüber geht folgende Sage.

In einer sehr stürmischen Christnacht saß beim Scheine der Kienfackel jung und alt beisammen, und horchte den Er-

zählungen des Großvaters. Da klopfte es mit einem Male an die Thür, und ein kleines ganz mit Schnee bedecktes Männlein trat herein, und bat um ein Nachtlager. Es war eine kaum zwei Fuß hohe Gestalt, welche ganz in grauen Loden [1]) gekleidet war, und an einem dicken knotigen Stock ein Ränzel über den Rücken hängen hatte. Unter einer hohen, spitzen Filzmütze blitzten aus einem von der Kälte gerötеten Gesichte zwei kleine graue Äuglein freundlich hervor. Nachdem er sich gewärmt hatte, erzählte er, er sei aus einem benachbarten Dorfe, und habe noch diese Nacht nach Guttenstein hinüber wollen, sei aber in dem Schneegestöber von dem Wege abgekommen, und habe endlich dieses Haus bemerkt, in welchem er so freundlich aufgenommen sei.

Des andern Morgens bevor er Abschied nahm, kramte er noch lange in seinem Ränzel herum, und zog endlich aus demselben zwei schöne Äpfel hervor, die er dem jüngsten Kinde in die Wiege legte. Dann trat er hinaus in den Schnee, und der nachsehende Großvater glaubte zu bemerken, wie sich der spitze Filzhut in eine goldene Krone umwandle, wie überhaupt die ganze Gestalt zu einer riesigen Größe anwachse und endlich in Nebel aufgelöst an dem Absturze des Schneeberges hinanschwebe [2]). In die Stube zurückgekehrt, hörte der Großvater etwas auf der Erde poltern, und bemerkte, daß die beiden Äpfel, welche der Fremde in die Wiege gelegt hatte, aus derselben herausgefallen waren. Er hob sie auf, und blieb sprachlos vor Erstaunen stehen, denn die Äpfel waren eitel Gold. [3]) — Der Zwergenkönig hatte bei ihm übernachtet.

Von nun an traten die Zwerge mit den Thalbewohnern in einen näheren Verkehr, halfen bald hier bald dort, und waren allgemein beliebt. Doch einst erstieg ein vorwitziger Schäfer den Schneeberg, und wollte die Wohnung der Zwerge

---

[1]) Ein grobes, dickes, haariges Tuch.

[2]) Über die Beziehung Odins zu den Zwergen s. Gr. M. 432.

[3]) Vergl. Kuhn nordd. Sag. Nr. 292.

ſehen. Was er dort erblickte, weiß niemand. Eilendes Laufes floh er den Berg hinab, ein furchtbares Gewitter zog ſich zuſammen, Schlag folgte auf Schlag, und die Blitze zuckten nach allen Richtungen. Da pfiff es durch die Luft, und gleich darauf legte ſich das Gewitter. Die ergrimmten Zwerge hatten jenen ungeheuren Felsblock von der Kuppe des Schneeberges auf den verwegenen hinuntergeſchleudert, unter welchem er bis auf den heutigen Tag zerſchmettert liegt. Die Zwerge haben ſich nie mehr ſehen laſſen. Von dieſer Begebenheit leiten die Thalbewohner den Namen dieſes Felſen her; und jeder vorübergehende macht ein Kreuz und ſagt ein kurzes Gebet für die arme Seele des unglücklichen Schäfers.

32.

Unweit der Stadt Krems (Nied. Öſterr.) liegt das Dorf Senftenberg und in deſſen Nähe die Ruine gleiches Namens. In alter Zeit war die Burg von einem Ritter bewohnt, der ſeine Unterthanen ſehr hart behandelte. Der Weg, der zum Schloſſe führte, war ſchlecht und ſteinicht, ſo daß man kaum mit einem Pferde zum Thore des Schloſſes gelangen konnte.

Des Ritters Gemalin war längſt geſtorben, und er hatte nur eine Tochter, die wegen ihrer Schönheit weit und breit bekannt war. Viele junge Ritter aus den naheliegenden Schlöſſern hielten um die Hand der Tochter bei dem Vater an, aber alle wies er zurück, indem er jedem Freier eine Aufgabe zur Bedingung machte, die zu löſen war. So vergiengen Jahre, und die Tochter blieb daheim.

Eines Morgens ſaß der Alte bei dem großen Bogenfenſter ſeines Sales, und beſah ſich die ſchöne Gegend. Da erblickte er einen jungen Ritter zu Pferde, der ſich dem Schloſſe näherte. Mit vieler Mühe konnte der Fremde auf dem ſchlechten Wege zum Thore der Burg gelangen. Als man ihn eingelaſſen hatte, begab er ſich zum Herrn des Schloſſes.

Euer Schloß iſt ſehr hübſch, begann der fremde Ritter, aber der Weg, der heraufführt, iſt ſehr ſchlecht und ſteinicht.

Anſtatt einer Antwort fragte der alte den fremden, was er von ihm wünſche. Und er äußerte den Wunſch, ſich mit dem Burgfräulein zu verehlichen. Das dachte ich mir gleich, erwiederte mürriſch der alte Ritter; es geht aber mit der Sache nicht ſo ſchnell. Ihr wiſſt, daß ich die Gewohnheit habe, jedem Freier, der um die Hand meiner Tochter anhält, eine kleine Aufgabe zu geben. Nun bei euch will ich auch keine Ausnahme machen, und ich werde euch etwas zu thun geben. Seid ihr ſo glücklich es zu vollbringen, ſo ſollt ihr mein Schwiegerſohn werden.

Da ihr zuvor von dem ſchlechten Wege geſprochen habt, der zu meinem Schloſſe führt, ſo gebe ich euch die Aufgabe vom Fuße des Berges, auf welchem mein Schloß ſteht, bis zum Thore des Schloſſes eine Straße bauen, welche ſo breit ſein muß, daß vier Wagen nebeneinander fahren können. Dieß müſt ihr in zwölf Stunden fertig haben, ihr könnt heute Abends um ſechs Uhr anfangen, und morgen um ſechs Uhr früh muß die Straße gemacht ſein.

Nachdenkend verließ der Ritter das Schloß, und erzählte zu Hauſe alles ſeinem Diener. Der meinte, das ließe ſich ſchon machen. Ihr wiſſt, ſagte er, daß in den Bergen, wo ſich euer Eiſenbergwerk befindet, Zwerge hauſen. Von dieſen erhieltet ihr ja ſchon oft Anträge, das Bergwerk aufzugeben, damit ſie nicht immer in ihrer Ruhe geſtört würden, wofür ſie euch reichlich zu belohnen verſprachen. Die Zwerge ſind geſchickte Bergleute, und ihr könnt euch in den zwölf Stunden die Straße bauen laſſen, dafür verſprechet ihr ihnen, nicht mehr im Bergwerke arbeiten zu laſſen.

Nun begab ſich der Diener ſchnell zum Könige der Zwerge. Dieſem brachte er ſein Verlangen vor, und verſprach ihm die Arbeiten im Bergwerke gänzlich aufzugeben, wenn die Straße beim erſten Hahnenrufe fertig ſei; wäre dieß nicht der Fall, ſo würden die Arbeiten in dem Bergwerke in der Folge um ſo mehr betrieben werden.

Der Zwergenkönig gieng auf den Vorſchlag ein, und verſprach, die Straße in der angegebenen Friſt zu vollenden. Mittlerweile war die Nacht eingebrochen, und die Zwerge machten ſich an die Arbeit. Unaufhörlich arbeiteten ſie die ganze Nacht, und als der Tag zu grauen begann, war der Bau der Straße bis auf weniges beendet. Da ertönte vom Schloſſe her ein ſtarker Hahnenruf, und klagend und jammernd verſchwanden die Zwerge ſammt ihrem Gebieter. Nun kam der Ritter und ſein Diener mit einer Menge Bergknappen herbei und vollendeten das Werk. Der Hahnenruf aber, der vom Schloſſe ertönte, war kein natürlicher, ſondern der Diener konnte Thierſtimmen nachahmen, und er that den Hahnenruf, bevor der Bau der Straße völlig beendet war, damit die Zwerge nicht ihren Lohn erhielten.

Punkt ſechs Uhr ſah der alte Ritter bei dem Bogenfenſter hinunter, und erſtaunte ſehr, als er die große, breite Straße erblickte. Er muſte nun, da er es verſprochen hatte, dem Ritter ſeine Tochter zur Gemalin geben. [1]).

33.

Ein armer Bauer befand ſich einſt am Untersberge [2]) um Holz zu fällen. Plötzlich erblickte er neben ſich ein eisgraues Männchen, welches ihn fragte, wie er heiße. Der Bauer nannte ihm ſeinen Namen und arbeitete ruhig weiter. Kaum aber hatte das Männchen denſelben gehört, ſo beſchrieb es mit ſeinem Stäbchen allerlei Zeichen in der Luft und that drei Pfiffe. Auf dieſes Zeichen erſchienen plötzlich hunderte von Zwergen, welche alle neugierig den Bauer betrachteten. Dieſem aber ward unheimlich zu Muthe. Das Männchen fragte

---

[1]) Daß Zwerge ſolche Arbeiten verrichten, iſt ein in der Volksſage ſehr ſeltener Zug; hier haben ſie offenbar das Geſchäft des Teufels übernommen.

[2]) Was mir hier von Landleuten über die Untersberger Zwerge erzählt iſt, habe ich in den zu Salzburg und Brixen gedruckten Volksbüchlein nicht gefunden. Einige Züge machen es mittheilenswert.

ihn, ob er den Zwergen einen Dienſt erweiſen wolle, und als er es bejahte, ſo befahl es ihm mit ihnen zu gehen. Eine geraume Zeit giengen ſie fort, bis ſie an einen Felſen kamen. Einer der Zwerge that nun drei Schläge an denſelben, er öffnete ſich und ein langer Gang wurde ſichtbar. Sie ſchritten vorwärts, bis ſie an eine eiſerne Thür kamen, die von ſelbſt aufgieng und welche in einen Sal führte, der von tauſend Kerzen erleuchtet war. Die Wände beſtunden aus Marmor und der Boden war mit Silberplatten belegt. In der Mitte des Sales ſtund ein Tron aus Gold verfertigt und mit den koſtbarſten Edelſteinen verziert. Auf dieſem ſaß der König der Zwerge, umgeben von zwölf Zwergen, welche eigentümlich geformte Waffen trugen. Als der Bauer hier ankam, traute er ſich nicht weiter, bis ihm der König ein Zeichen gab. Nun ſchritt er vorwärts bis zum Trone, blieb hier ſtehen und erwartete was mit ihm geſchehen würde. Der König fragte ihn nun, ob er bereit ſei, den berühmten Zwergenſtein zu holen; dieſer Stein habe nämlich die Eigenſchaft, daß alle Zwerge, welche ihn beſäßen, in Menſchen verwandelt würden. Er ſagte ihm auch wo dieſer Stein vergraben ſei, rieth ihm aber, ihn ſo behutſam als möglich aus der Erde zu holen, da ein Rieſe ihn bewache. Überdieß müſſe er in drei Tagen zurück ſein und dürfe während dieſer Zeit kein Wort reden. Gelänge es ihm, alle dieſe Bedingungen zu erfüllen, ſo würde er der reichſte Mann der ganzen Welt werden. Der Bauer verſprach alles zu thun, und machte ſich auf den Weg. Er kam bald an die bezeichnete Stelle und fieng die Ausgrabung an. Er hatte ſchon eine tiefe Grube gemacht, als plötzlich aus derſelben drei Zwerge herausſtiegen und ihn fragten, was er hier mache. Er wollte ihnen ſchon antworten, da erinnerte er ſich, daß er nicht ſprechen dürfe. Die Zwerge fragten und neckten immerfort, bis endlich der Bauer zornig wurde und alle niederſchlug. So ſtellten ſich ihm eine Menge Schwierigkeiten entgegen, die er aber glücklich überwand. Dann gieng er mit dem Steine zu den Zwergen zurück. Dieſe riefen ihm

ſchon von ferne zu ob er den Stein mitbringe. Ja, rief er laut, ohne an das Verbot zu denken. Kaum hatte er das Wort ausgeſprochen, ſo krachte ein furchtbarer Donnerſchlag, der Zwergenſtein entfiel ſeiner Hand und fiel bis in die Mitte des Untersberges, wo er ſtecken blieb und heutiges Tages noch ſtecken ſoll. Als nach einiger Zeit Leute den Berg beſtiegen, fanden ſie den Bauern als Leiche.

34.

Bei Franzensbad erhebt ſich ein Hügel, der Kammerbühl. An demſelben iſt eine breite Öffnung, das ſ. g. Zwergenloch. Seit undenklichen Zeiten ſollen hier kleine ſchwarze [1]) Männchen hauſen, deren erſcheinen meiſt unglückbringend iſt. Einſt kam zu einem jungen Bauern in Reiſig ein Männlein, kaum 1 ½ Schuh hoch; es trug einen ſchwarzen Hut mit Feder und einen Mantel. Der Fremde bat um ein Nachtlager, und das ward ihm auch gern bewilligt. Am andern Morgen fand der Bauer das Bett leer, aber eine Menge Geldes hatte der Zwerg zurückgelaſſen.

Bei Eger lebte ein Förſter, der ſehr hartherzig war. Südlich vom Kammerbühl hatte er mehrere Gründe gekauft und ließ daſelbſt einen Meierhof bauen. Die Zwerge zerſtörten ihm aber einen Theil des Baues. Da beſchloß er ſie zu belauern, und er ſah in einer Nacht, wie die Zwerge aus der Öffnung des Kammerbühls hervorkamen mit Hämmern und Hacken, mit Sägen und Beilen. Nachdem ſie alles zerſtört hatten, kehrten ſie in ihre unterirdiſche Behauſung zurück. Der Förſter fühlte ſich die ganze Zeit hindurch wie feſtgebannt und erſt nach dem Abzug der Zwerge konnte er aufſtehen. Nun ſann er auf neue Mittel, das Völklein zu ſtrafen. Er wuſte, daß die Zwerge nur ihre Wohnungen verlaſſen, wenn das erſte

[1]) Alſo eine Spur von Schwarzelben, nach Snorri identiſch mit Zwergen (svartálfar und dvergar), vergl. Gr. M. 414 und 415.

Viertel in den Vollmond übergeht. Um dieſe Zeit richtete er einen Balken auf und hängte an denſelben eine ziemlich große Glocke. Das Volk glaubt nämlich, daß der Schall einer Glocke die Zwerge in ihre unterirdiſchen Wohnungen banne. Um Mitternacht fieng er an ſtark zu läuten, da entſtand ein Getöſe, blaue Flammen ſtiegen aus der Öffnung, und als er immer ſtärker läutete, knarrte das Gerüſte des Baues und plötzlich war alles verſchwunden. Weder von dem Baue noch von dem Förſter hat man je wieder eine Spur geſehen.

35.

Bei dem Dorfe Gurwitz in Mähren iſt ein Steinbruch, in deſſen Nähe ein Bauer einen Erbſenacker hat. Als dieſelben zu reifen anfiengen, bemerkte er, daß ſie immer weniger wurden und er nahm ſich vor einmal bei Nacht auf dem Acker zu bleiben, um zu ſehen wer ihm die Erbſen ſtele. [1]) Da ſah er um Mitternacht aus dem benachbarten Brunnen zwei Männlein herausſteigen und gerades Wegs auf den Acker losgehen. Leiſe kroch er neben dem Acker hin und erwiſchte eines. Er nahm es mit nach Hauſe, nach einigen Tagen war es aber verſchwunden.

36.

In der Dürrenbachau bei der Burg Neukirchen (Pinzgau) ſollen Schätze vergraben ſein, die ein kleines, braunes Männchen bewacht, das man für einen verwandelten Ritter (von Neukirchen) hält. Es wird vom Volke Putz genannt, der äfft die Durchreiſenden und führt ſie irre. Bald hüpft er als eine Flamme vor, bald erſcheint er in ſeiner eigentümlichen Geſtalt als ein drei Spannen hohes Männchen, mit langem weißem Barte, brauner Kutte, einen Fichtenzweig in der Hand, mit dem es beſtändig die Erde peitſcht.

---

[1]) Erbſen ſind eine Lieblingsſpeiſe der Zwerge. Vergl. Kuhn nordd. Sagen, Seite 12 und 468, 224 244. Rochholz, aarg. Sag. S. 227, 228.

Viele Jahre hörte man nichts mehr von dem Zwerge; da gieng einſt ein Bauer aus Neukirchen in den Wald um Holz zu fällen. Als er in den Wald kam, hörte er eine Stimme, die ihm zurief: „geh' nur zu!" Dem Holzhauer kam dieß ſonderbar vor; er gieng weiter und kam an einen freien Platz der rings von Fichten umgeben war. Hier rief ihm wieder eine Stimme zu: „hier ſchlag Holz!" Der Holzhauer ſah ſich um und gewarte hoch auf einer Fichte einen Zwerg, den er ſogleich für den Putz erkannte, von dem man ihm in ſeiner Kindheit ſo oft erzählt hatte. Der Holzhauer wollte fliehen, doch Putz hielt ihn davon ab und ſprach: da ich dein Taufpathe bin, ſo will ich dir einen Platz zum Holzfällen zeigen, der dir ſehr einträglich ſein wird. Alſo wähle einen von dieſen Bäumen, jedoch geſchickt.

Der Holzhauer nahm ſeine Achſt vom Rücken und gieng auf den Baum zu, auf dem der Zwerg ſaß; er gedachte ihn zu fällen, weil er glaubte der Zwerg könne nicht herunter. Er beſah ſich den Baum und ſprach: He Pathe, wenn ich dir von da oben herunter helfe, ſo iſt das eine tüchtige Arbeit und einen guten Schluck Wein wert. Der Zwerg machte aber ein ſehr bedenkliches Geſicht, ſo daß dem Holzhauer alle Gedanken zum ſpaſſen wohl vergiengen und er ſich nicht getraute die Achſt an den Baum zu legen, aus Furcht den unrechten gewählt zu haben. Doch faſſte er ſich ein Herz und fällte die Fichte, die ſchon beim dritten Streich fiel. Der Stamm war hohl und voll Dukaten. Nimm! ſchrie der Zwerg und lief in wilder Haſt dem Dorfe zu. Der Holzhauer füllte ſeine Taſchen mit Dukaten und gieng dann daran, den gefällten Baum zu zerſpalten, um Holz zum heizen zu haben. Da ihm aber die Menge des Goldes hinderlich war, ſo legte er alles auf die Erde und überließ ſeinem Hunde die Bewachung desſelben. Als er am Abende mit dem Holzſpalten fertig war, füllte er ſeine Taſchen mit Dukaten an und gieng freudig nach Hauſe. Allein hier ſchüttelte er Haſelnüſſe ſtatt Dukaten auf den Tiſch, und fand dabei einen Zettel, auf dem folgende Worte geſchrieben

ſtunden: „Die Erde verſchlingt die Menſchen wie auch das Erz, und Menſchen und Erz bilden den Samen, aus dem eine Fichte wachſen wird, die in ihren Zweigen ein Kreuz befeſtigt hat; wenn ſich nun die Fichte im Wuchſe ſo gedreht haben wird, daß das Kreuzbild gerade nach der Kirche ſieht, dann hat erſt die Stunde meiner Erlöſung geſchlagen.“ Hätte der Bauer das Gold nicht auf die Erde gelegt, ſo wäre die Erlöſung geſchehen. Nachdem der Holzhauer den Zettel geleſen hatte, fiel er um und war tot.

Am Fußwege nach Neukirchen ſteht rechts eine Fichte, als an der Stelle wo der Bauer das Gold niedergelegt hatte. Dieſe Fichte hat in ihren Zweigen ein Kreuz. Alte Leute wiſſen ſich noch zu erinnern, wie das Kreuzbild einſt gerade über den Flußſteig hinſah und nun hat ſich die Fichte im Wuchſe ſo gedreht, daß das Kreuzbild nach den Schloſſe Neukirchen hinſieht. Alſo hat es ſich ſchon etwas gedreht.

37.

Als die erſte Glocke zu Warnsdorf geläutet wurde, da packten die kleinen Querxe ihre Habe zuſammen und wandten ſich öſtlich gegen Hörnitz bei Zittau und ſchlugen in dem ſogenannten „breiten Berge,“ über welchen heutzutage die ſächſiſche Heerſtraße führt, ihr Lager auf. Als endlich die Glocken überall ertönten, ließen ſich die kleinen Leute gar nicht mehr ſehen, und man vermutet nur, daß ſie ſich tief in die Berge verkrochen haben.

Zu Heinewalde, welches am Fuße des breiten Berges liegt, lebt jetzt noch ein Mann, welcher vor 12 Jahren um Mittag einen Spaziergang nach dem Berge machte. Es war ganz menſchenleer und ganz ſtille auf demſelben, und als er ſich eben an der herrlichen Ausſicht erfreute, da fühlte er ſich leiſe an ſeinem Rockſchoße gezupft. Er drehte ſich erſchrocken um, und erblickte zu ſeinen Füßen ein kleines Männchen mit erdfahlem Geſicht und grauem Barte, welches mit den Augen ängſtlich zwinkerte und blinzelte, und ihm zu verſtehen gab,

daß er ihm folgen möge. Der Mann, welcher sich eines heimlichen Grauens nicht erwehren konnte, gieng endlich doch mit ihm, und der Querx führte ihn durch Gänge und Schluchten ein und aus, bis sie endlich an einer finstern Höhle angelangten, welche sich allmählich bis zu einem geheimnisvollen Halbdunkel erhellte. Keine Seele war zu erblicken, und selbst der kleine Führer war verschwunden, welcher ihn bis hierher geleitet hatte.

Es zogen nun — so erzählt dieser Mann — vor seinen Blicken all die Revolutionsereignisse des Jahres 1848 in verwischten Bildern vorüber. Nachdem sich das frühere Dunkel wieder eingestellt hatte, fühlte der halbtrunkene Mann sich wieder am Rockzipfel gefaßt, der Querx trat zu ihm, und führte ihn wieder hinauf auf den Berg in's Freie, wo er ihn verließ, nachdem er zu ihm die Worte gesagt hatte: „Geh und erzähle dem undankbaren Menschenvolke, welches uns mit seinem Glockengewinsel vertrieb, was du gesehen hast, und was bald über sie hereinbrechen werde." —

38.

In den Erzählungen der Bewohner von Warnsdorf und Umgegend spielen die Querxlein eine große Rolle. Insbesondere hatten sich die Querxe auf einem Berge gegen Schönau und Zittau eingenistet, wo man noch jetzt das Querxenloch sieht. Den Dorfbewohnern wurden sie besonders dadurch lästig, da sie, obwohl unsichtbar, ihnen Brot und andere Speisen aus den Häusern nahmen. Zum Glücke fand man endlich ein Mittel gegen diese Brotdiebe. Man wuste, daß sie ein Brot, worin einige Kümmelkörner mit eingebacken waren, nicht anrührten, denn der Kümmel war ihnen zuwider. [1])

Einst kamen die Querxe scharenweise aus dem Querxloche hervor und trieben ihre Kurzweil in den Sträuchern an jenem Berge. Bei dieser Gelegenheit hörten sie von ungefähr,

[1]) Dieß stimmt mit norddeut. Sagen, s. Kuhn Nr. 189. 248, 2.

daß ein Bauer aus Wettig, der nicht weit von ihnen ſein Feld bearbeitete, von ſeiner Frau nach Hauſe gerufen wurde, um zu einer Hochzeit ſich bereit zu machen. Da nahmen ſich die Querxe vor, denſelben zu beſuchen und ſich einmal einen recht guten Tag zu machen.

Vor ihrer Abreiſe erinnerte einer den andern das Nebelkäppchen nicht zu vergeſſen. Dieß hörte ein Wettiger, der ebenfalls auf dem Felde arbeitete, und halb im Spaß, halb in Ernſt, rief er den Querxen zu, ſie möchten auch ihm eine Nebelkappe mitbringen. Die Querxe brachten ihm wirklich eine mit und erlaubten ihm, mit zu jener Hochzeit zu gehen, jedoch bei Tiſche von den Speiſen ja nichts zu ſich zu ſtecken, oder ſonſt von den Überbleibſeln nichts mit ſich zu nehmen, wenn er ſich nicht ihren Zorn zuziehen wolle.

Mittlerweile hatten ſich die Querxe verſammelt und der Zug gieng nun in Geſellſchaft jenes Landmannes auf Wettig zu. Als ſie zum Dorfe kamen, warf auf ein gegebenes Zeichen jedes Querxlein ſein Nebelkäppchen über, desgleichen auch der Landmann that. Auf einmal waren ſie nun vor den Augen aller Sterblichen verdeckt, und unbemerkt konnten ſie ſichern Einzug in das Hochzeitshaus halten. Sie nahmen, obwol als uneingeladene Gäſte, Platz und zwar ſo, daß ſich allemal zwiſchen zwei Hochzeitsgäſte ein Querx ſetzte. Und nun gieng's an's ſchmauſen, und auch der Landmann that das ſeinige. Doch der hochzeitliche Tiſch bot zu viel des Guten dar, als daß er nicht gewünſcht hätte, von der Fülle dieſes Überfluſſes etwas für Weib und Kind mitzunehmen. Und das that er auch.

Doch in demſelben Augenblicke war auch die ihn deckende Nebelkappe, das Geſchenk der Querxe, verſchwunden, und mit einem Male ſaß er nun ſichtbar vor den Augen der Gäſte da. Dieſe, beſonders ſeine Nachbarn zur Linken und Rechten, ſtaunten nicht wenig, ſo plötzlich einen ungeladenen Gaſt und zwar in einem nicht hochzeitlichen Kleide zwiſchen ſich ſitzen zu ſehen. Frage folgte auf Frage, und der neue ſichtbare Gaſt war beſtürzt und beſchämt und wuſte nicht, was er zuerſt antworten ſollte.

Endlich erzählte er haarklein den ganzen Hergang der Sache und die Gäste waren erstaunt als sie hören musten, daß zwischen ihnen Querxlein säßen, und manchem ward es unheimlich.

Nun erst konnten sie es sich erklären, woher es gekommen, daß die Speisen aus den Schüsseln so schnell verschwunden waren.

Froh durch den Gast Aufschluß darüber erhalten zu haben, behielt man ihn gern da, und man erbat sich auch seine Gegenwart für den andern Hochzeitstag. Diese Einladung nahm er mit Vergnügen an, und erschien am nächsten Tage so festlich gekleidet wie die andern Gäste. Aber auch die Querxe waren sonder Zweifel am andern Tag wieder gegenwärtig, obgleich sie niemand gebeten hatte; denn auch dießmal bemerkte man deutlich ein abnehmen und verschwinden der Speisen aus den stets voll aufgetragenen Schüsseln.

So trieben die Querxe ihr Unwesen in dieser Gegend, bis auf den Dörfern die Glocken eingeführt wurden.

Die, welche auf oder in dem Berge hausten, mieteten aus dem naben Dorfe Dittersbach einen Bauern mit ein Paar Wagen und ließen sich fortführen in die Lausitz. Den Bauern, der diese Fuhr übernahm, belohnten sie sehr reichlich, so daß er dadurch zu einem reichen Manne wurde, und alle seine Nachkommen sich des Glückes noch lange erfreuen konnten.

Bei ihrem Abschiede sagten sie: Nur dann würden sie wieder kommen, wenn die Glocken wieder abgeschafft wären und

„wann Sachsenland
wieder käm an Böhmerland;"

dann meinten sie, würden auch bessere Zeiten sein.

39.

In Dittersbach (bei Friedland in Böhmen) erzählt man sich, daß die Querxe häufig Taufemähler und Wöchnerinnen besuchen. Der Wöchnerin allein sichtbar halten sie ihr Mahl unter dem Ofen oder unter dem Bette, und dann bringen sie der Wöchnerin immer ein Stück Zwieback oder dergleichen zum Bette.

Eine Wöchnerin, die noch das Bett hütete und allein in der Stube war, hörte einmal ein ungewöhnliches Geräusch in ihrem Zimmer. Zu ihrem erstaunen sieht sie, daß in der Gegend des Ofens unten an der Wand eine kleine Öffnung ist und daß daraus ein kleines graues Männchen hervorkommt, und mit vielen Grüßen ihrem Bette sich naht. Es redet sie mit Höflichkeit an und erbittet sich die Erlaubnis, ob nicht eine Gesellschaft ein Gastmahl in dieser Stube halten dürfe, man wolle dafür erkenntlich sein.

Die Wöchnerin, äußerst neugierig auf diese Gesellschaft, ertheilt die Erlaubnis und das Männchen entfernt sich. Bald darauf hört die Wöchnerin ein neues noch größeres Geräusch, und das kleine graue Männchen erscheint wieder an der Spitze vieler kleiner Wesen, die wie geschäftige Ameisen kleine Tische und Stühle und ganze Körbe voll köstlicher Eßwaaren und Speisen durch jene Wandöffnung hereinbringen und die Tische damit besetzen. Dann erschallen Töne aus der Ferne, sie nähern sich allmählich und es treten nun ebenfalls durch jene Öffnung mehrere Spieler mit Saiten- und Blasinstrumenten ein, und ein langer bunter Zug von lauter solchen Querren schließt sich an. Die Gesellschaft nimmt Platz an den Tischen und hält ein lebhaftes, vergnügtes Mahl unter der angenehmsten Tischmusik. Nach aufgehobener Tafel ertönt eine muntere Tanzmusik und schon fangen die kleinen Leutchen an, bunt untereinander sich zu drehen und zu schwenken, als plötzlich ein neues Zwerglein in's Zimmer gestürzt kommt, die Hände über dem Kopf zusammenschlägt und voller Betrübnis ausruft:

„O große Noth, o große Noth!
Die alte Mutter Pump [1]) ist tot!" —

Wie ein Donnerschlag tönt dieß den kleinen Gästen in die Ohren; so schnell als möglich nimmt jeder die Flucht, alles was von Sachen da ist, wird eiligst hinweggeschafft und

---

[1]) S. Grimms Myth. 422 Anm. und Kuhn Nd. Sag. Nr. 189, 1.

zwar alles zu der Öffnung wieder hinaus, wo es hereingekommen war.

Die Stube war nun wieder leer und einsam, nur jenes kleine Wesen, das früher um die Erlaubnis gebeten hatte, war noch zu sehen; es kam auf die Wöchnerin zu, erzählte ihr, daß der plötzliche Tod der Ahnfrau ihres Stammes sie in Schreck und große Betrübnis versetzt habe; und daß sie nun sehr unglücklich werden könnten. Es bedankte sich dann höflich für den erlaubten Zutritt in der Wochenstube, und schenkte der Wöchnerin im Namen der ganzen Gesellschaft zum Danke dafür drei Gaben, nämlich: einen goldenen Ring, einen silbernen Becher und ein Weizenbrötchen. Die drei Dinge, sagte das Männchen, seien von großer Wichtigkeit, denn so lange sie alle drei vereint in der Familie blieben, würde sie immer größer, angesehener und reicher werden. Es müsten daher alle drei als ein Heiligtum betrachtet und sorgfältig aufbewart werden; der Ring aber solle allemal im Geschlechte des ältesten Sohnes verbleiben und von dessen Gemalin getragen werden. Hierauf empfahl sich das Männchen höflichst wieder und verschwand durch die Öffnung und diese mit ihm.

Der Wöchnerin war es, als ob sie aus einem Traume erwache, und sie würde auch alles wirklich für Traum gehalten haben, wenn nicht die drei Geschenke ihr so in die Augen geglänzt hätten.

Es ward nun die ganze Familie, der ein solcher Glücksstern aufgegangen war, zusammenberufen, ihr der ganze Vorfall erzählt und endlich ward gemeinschaftlich beratschlagt, wie man jene drei Geschenke als Unterpfänder eines ununterbrochenen künftigen Glückes des Geschlechts sich am besten sichern könne. Man fasste den Entschluß, einen festen steinernen Turm zu erbauen und den silbernen Becher und das Weizenbrötchen tief in seinem Innersten zu verwaren, so daß niemand im Stande wäre, diese heilbringenden Gaben dem Stamme zu entwenden. Den Ring aber trug die, der er geschenkt worden war, unabläßig an ihrer Hand. Nach ihrem

Tode erbte er sich der Vorschrift gemäß, von Glied zu Glied fort, und das Geschlecht war seit dem Besitze dieser Zaubergaben immer größer, reicher und angesehener geworden.

Wie aber der Mensch nur allzu oft an seinem Unglücke selbst schuld ist, so gieng es auch hier. Es war einst eine Besitzerin dieses Ringes so unvorsichtig ihn zu verlieren, und alles nachsuchens ungeachtet war er nicht zu finden. Trostlos brach die Familie in Klagen aus und fürchtete nun den Zorn jener Wesen, deren Huld sie sich bisher zu erfreuen hatten. Und dieß nicht ohne Grund; denn ein heftiges Ungewitter erhob sich bald über jenem alten Turme, der als Schutzwehr dieser Geschenke gleichsam der Stammhalter des ganzen Geschlechtes gewesen war, spaltete ihn mit einem furchtbaren Blitz und Gekrach von oben bis unten, und verschlang in Nu die verehrten Heiligtümer. Die Verheißung des Überbringers jener Geschenke traf leider ein; denn so sehr dieses Geschlecht während des ungestörten Besitzes begünstigt gewesen war; so verlassen ward es, als die Güter ihm verloren giengen. Der Wohlstand der Familie verminderte sich von Jahr zu Jahr.

40.

In den südlichen Ausläufern des Sudetengebirges befindet sich bei dem Dorfe Raase (in österr. Schlesien) eine 10 bis 12 Schuh breite und 3 bis 4 Schuh hohe Höhle, in deren Hintergrunde zwei fortlaufende Gänge noch deutlich zu bemerken sind. Von jener Höhle geht die Sage, daß sie vor langer langer Zeit einem winzig kleinen Völkchen, den Zwergen, zum Aufenthalte gedient habe.

Es hütete einst ein Mädchen einsam und allein ihrer Eltern einzige Habe, eine Kuh, an den grasreichen Bergabhängen jener Gegend, und durch Zufall, was sonst nie geschah, hatte sie ihre braune aus dem Auge verloren. Ängstlich rennt sie hin und wieder, durchläuft die ganze Gegend, und nirgend will sich die verirrte Kuh zeigen. Der Tag naht schon seinem Ende, weinend machte sie nochmals die Runde und gelangt an

den gefürchteten Ort wo die Zwerge hausen. Plötzlich steht ein graues Männchen vor ihr, fragt sie warum sie weine, und heißt sie ihm folgen. Zitternd geht sie ihrem kleinen Führer nach und sie betreten ein hellerleuchtetes Gemach, worin unzählige kleine Gestalten ihr Wesen treiben. Beim Anblick des seltsamen Gastes drängen sie sich neugierig heran, betasten und zupfen das Mädchen, so daß es ihm angst wurde. Ihr Begleiter spricht ihr Muth zu, und als er dem Oberhaupte Kunde gebracht, sucht man sie anstatt zu necken auf alle mögliche Weise zu erheitern. Man bringt ihr tausenderlei Sachen, die Zwerge hüpfen um sie herum, so daß sie nicht merkt, wie ein köstliches Mal bereitet wird. Jauchzend eilt das Völkchen zur Tafel hin, und zieht die Fremde mit. Doch kaum hat sie den Sitz eingenommen, so merkt sie neben sich ihren Führer, der ihr in's Ohr raunt: „Mädchen! nimm, doch nimmer iss, daheim der Eltern nicht vergiss!" Sie langte zu, doch nicht ein Bissen kam über ihre Lippen, und was sie nahm, barg sie sicher in ihrer Schürze. Als das Mahl beendet war, überfiel ein Schlaf ihre Augen, und als sie erwachte, däuchte ihr dieß alles nur ein Traum; denn sie lag im frischen Grase jener Gegend, wo sie mit der braunen sich aufgehalten hatte. Die braune weidete wohlgemuth neben ihr. Sie sprang auf, warf den Inhalt der Schürze bei Seite, und lief schnurstracks nach Hause um zu sehen, was Vater und Mutter machten, und ob sie selbst nur geschlafen habe. Mit offenen Armen eilt man ihr entgegen, und sagt ihr, schon drei Tage sei sie samt der braunen nicht zu finden gewesen. Darauf eilen sie die braune heim zu holen, und schon von ferne sehen sie im Grase etwas funkeln. Sie betrachten es näher und siehe da, es ist lauter Gold.

41.

In Brüx (am Erzgebirge in Böhmen) lebte einst ein alter Bergmann Namens Sepp. Dieser führte mit seiner Frau

Margarethe ein faſt dürftiges Leben. Eines Tages ſprach die Frau: Ich weiß, mein lieber, was uns fehlt. Ich auch — erwiederte Sepp — uns fehlt nichts als Geld. Ach! rief Margarethe, Geld macht uns nicht allein glücklich, denn ich habe heute Nacht geträumt, daß wir durch Kinder glücklich werden und darum laß uns den lieben Gott bitten, daß er uns bald einen Sohn ſchenke. Auch ſagte meine Großmutter immer, daß Kinder Segen in's Haus bringen. Sepp fand in dieſer Rede etwas wahres und ſchloß nun ſeinen Wunſch ſtets in das Abendgebet ein. Seit dieſer Zeit wurde er auch heiterer, und weil er nun mit Freuden arbeitete, ſo gieng ihm daher auch die Arbeit beſſer von der Hand. Eines Tages gieng er vergnügter als je aus ſeiner alten kleinen Hütte, wanderte getroſt dem Silberſchachte zu und fuhr den dunklen Schacht hinab, um ſein mühevolles Tagewerk zu beginnen. Als er nun mit ſeinem Fäuſtel friſch und kräftig auf das harte Geſtein loshämmerte, trat plötzlich vor ihn ein kleiner brauner Berggeiſt und ſprach zu ihm: Sepp, in einem Jahre wirſt du mehr haben, als ihr euch beide gewünſcht habet! Sepp war ganz überraſcht und in demſelben Augenblicke war das Männchen verſchwunden. Als Sepp nun nach Hauſe kam und das Begegnis erzählte, ſagte ihm ſeine Magarethe, daß ſie im Bodenthale geweſen und daß ihr dort ebenfalls ein Zwerglein erſchienen ſei und ihr dasſelbe geſagt habe. Die beiden Leute waren nun ſehr vergnügt, obgleich ſie die Worte nicht recht verſtunden, welche ihnen ſo geheimnisvoll mitgeteilt waren. Das Jahr war noch nicht ganz vergangen, als Sepp von einem Marſche über das Erzgebirge zurückkam und das Bodenthal betrat. Es fieng ſchon an zu dämmern, als er plötzlich einen dumpfen Fall in ein nahes Waſſer vernahm und gleich darauf eine kindliche Stimme hörte, welche um Hilfe flehte. Er ſprang über einige Felstrümmer und erblickte in der Dunkelheit die Umriſſe eines kleinen Weihers, und als er näher hinzutrat, ſah er einen etwa ſechs Jahre alten Knaben mit den Wellen kämpfend. Sepp zog das Kind aus dem Waſſer und fragte es dann, wohin es gehöre. Das Kind erzählte

nun vieles von einem reichen Herrn, von goldenen Kleidern und von vielen Dienern, aber Sepp konnte aus dieſer verworrenen Erzählung nicht klug werden und indem er vor ſich hin murmelte: Vielleicht biſt du das kleine Söhnchen, welches mich glücklich machen ſoll — nahm er das Kind auf ſeine Arme und beſchloß es ſeiner Margarethe zu bringen. Eiliger als früher wanderte er nun heimwärts und langte in tiefer Nacht bei ſeiner Hütte an. Er trat hinein und malte ſich ſchon im Stillen die Freude aus, die ſeine Frau haben würde, wenn er ihr das eben erlebte erzählte. Aber wie erſtaunte er als er in dem Stübchen alles in gröſter Geſchäftigkeit fand. Gott hatte die Bitten der beiden frommen Leute erhört und ſie während Sepps Abweſenheit mit zwei Knaben auf einmal beſchenkt. Die fröhliche Mutter war nun aber in großer Noth, denn ſie wuſte nicht was ſie mit den beiden Knaben anfangen ſollte. Sie hatte nur ein Hemdchen; das zog ſie dem einen Knäbchen an, und legte das andere nackt in das Bett. Sepp war in einiger Verlegenheit, indem er dachte, daß er mit einem dritten Kinde hier wahrſcheinlich nicht gelegen komme. Margarethe betrachtete den Knaben, welchen der Vater mitbrachte, mit großen Augen; ſie fand das Geſicht des ſechsjährigen Knaben ſehr alt und als ſie ihn längere Zeit mit ängſtlichen Blicken betrachtet hatte, ſtieß ſie plötzlich einen Schrei aus und drängte zugleich ihren Mann mit dem vermeintlichen ſechsjährigen Kinde der Thüre zu, indem ſie rief: Fort! fort! ein Zwerg! fort mit dem Zwerge! — Dann ſprang ſie hurtig zu den beiden Söhnchen und beugte ſich über dieſelben hin, gleichſam um ſie zu ſchützen. Sepp ſtand verwundert an der Thür, ſah ſeinen Findling genau an und merkte bald, daß der Knabe wirklich kein Kind von ſechs Jahren ſein könne. Im Nu ſprang der Zwerg dem Sepp vom Arme, ließ ein Päckchen fallen und ſchlüpfte zur Thür hinaus.

Margaretha immer noch ängſtlich bat ihren Mann hinaus zu ſehen ob der Zwerg wirklich verſchwunden ſei. Als Sepp ſie beruhigt hatte, rief ſie ihn zu dem Bette und ſprach: Sieh doch die kleinen Bausbacken! Gott gab uns zwei Söhnchen

ſtatt eines, aber das eine muſte ich leider nackt in's Bett legen und dennoch gebe ich keines von beiden wieder her und wenn wir auch die ganze Nacht hindurch für unſere Kinder arbeiten müſſen. Dann ſetzte ſie hinzu: Es iſt nur gut, daß der Zwerg fort iſt; aber warum lieber Sepp, brachteſt du ihn herein, indem du ja weiſt, daß die Zwerge die kleinen Kinder ſtehlen und dafür elende, gebrechliche Weſen in das Bett legen. — Da ſieh nur unſere lieben Bübchen; wenn der Zwerg eines genommen hätte, ich wäre troſtlos! Sprich nur gleich die Taufworte über ſie aus, dann können ihnen die Zwerge nichts böſes mehr thun. Sepp erfüllte den Wunſch der beſorgten Mutter und taufte die Kinder. Jetzt erſt war es ihm möglich zu erzählen, wie er zu dem Zwerge gekommen ſei. Als Margaretha endlich alles wuſte, meinte ſie: Ja wenn ſich die Sachen ſo verhalten, wie du mir eben erzählt haſt, ſo hätte uns freilich der Zwerg nichts gethan, auch ſah er braun aus und braune und weiße Zwerge thun dem Menſchen kein Leid an, aber die ſchwarzen [1]) — vor denen fürchte ich mich! Du muſt auch nicht ſo ängſtlich ſein, antwortete Sepp und hob dabei ein Päckchen auf, das in der Stube am Boden lag. Was iſt das? fragte er, und indem er es öffnete, fand er in dem Päckchen ſechs Hemdchen, ſechs weiße Tücher, ſechs Röckchen und zwei Perlenſchnüre, an welchen ein Kräutlein hing. Das hat der Zwerg gebracht, rief Sepp, und Margarethe dankte dem guten Zwerge, dem ſie unrecht gethan habe. Dann rief ſie freudig: Auch das Kraut Orant! und nahm ſchnell die Perlenſchnüre und hing ſie ihren Kindern um den Hals, indem ſie leiſe für ſich ſprach: Da, ihr geliebten Buben, nun thut euch kein ſchwarzer Zwerg etwas, denn das Kraut Orant, welches an den ſchönen Perlenſchnüren hängt, ſchützt euch, bis der Pfarrer kommt und euch ordentlich tauft. [2])

[1]) Vergl. Grimm Myth. 414.

[2]) Kuhn, nordd. Sag. S. 431 (266), Sag. Anm. 106. Gr. Myth. 1164.

Nach acht Tagen sollte der Pfarrer zur Taufe kommen und drei Bergleute, die in der Nähe wohnten sollten zu Gevatter stehen. Sepp wuste aber noch nicht, woher er Speisen nehmen sollte, um seine Gäste nach der Taufe bewirten zu können. Sepp sprach daher zu seinem Weibe: Wenn ich nur den Zwerg wieder erwischen könnte, der würde uns gewis helfen; aber es wird vergebens sein ihn zu suchen, denn die Zwerge sind nur sichtbar, wenn sie ihre Hütchen oder Nebelkappen verloren haben. Sepp wollte weiter sprechen, aber plötzlich that sich die Thür auf und in das Stübchen flogen sieben Brote, Fleisch und zwei große Säcke, und dann schlug die Thür wieder von selbst zu. Nun war ihnen geholfen. Auch in den folgenden Jahren wurden sie und ihre Kinder von unsichtbarer Hand oft beschenkt.

42.

Unweit Grein am Glomerbache lebte eine kranke Mutter mit ihrer Tochter; in der Nähe wohnten mehrere wohlhabende aber geizige Bauern. Zu einem solchen kam eines Abends, als es draußen stürmte und wetterte, ein bucklichtes Männlein, das einen ungeheuer großen Kopf hatte und kleine grüne Gänseaugen. Es bat um Unterstand, allein der Bauer wies ihn mit harten Worten ab. So ergieng es ihm noch vor andern Häusern. Nur in der Hütte der kranken Frau ward er von der Tochter freundlich aufgenommen und bewirtet. Beim Abschiede nahm er aus seinem Bündel einen frischen Blumenstrauß und überreichte ihn der Tochter mit den Worten: Bereite von diesen Blumen täglich einen Thee, gib ihn der Mutter zu trinken und sie wird bald gesund werden. Am ersten Ostertage aber beim Ave-läuten komm auf die Glomerhöhe, dort wirst du in der Nähe des Brachfelsens, wo rechts das Nadelholzwäldchen steht, einen Platz finden, der mit solchen Blumen überfüllt ist.

Darauf verschwand die Ungestalt und das Mädchen befolgte alles genau. Auch auf die bezeichnete Höhe wanderte sie und

brachte eine Zeit lang in der Zwergenhöle zu. In der erſten Nacht, die auf den Oſtertag folgte, rollten große Steine von der Glomerhöhe und zerſchmetterten die Häuſer der reichen Bauern, nur die Hütte blieb verſchont. Das Waſſer ſtrömte herab und dadurch entſtand das Flußbett des Glomerbaches.

43.

In Altſtadt im nördlichen Mähren heißen die Bergmännchen Trollen. Das nordiſche Wort troll, tröll, wird von Rieſen, Elben und zauberhaften Weſen gebraucht. (Gr. M. 493, 956, 993.) Im mhd. trolle (masc.), in Altſtadt „der Trollen.“ Meines Wiſſens kommt der Name in deutſchen Sagen ſonſt nicht vor. Daß die Trollen in der folgenden Erzählung ſich vor dem donnerähnlichen Geräuſche fürchten, beweiſt ihre rieſiſche Natur; die übrigen Züge ſind mehr elbiſch. In Altſtadt erzählt man:

Das Bergvolk hat große Furcht vor dem donnern, ſo wie auch vor dem trommeln, weil es dem donnern gleicht. Wenn ſie ſehen, daß ſich die Wolken zum Ungewitter zuſammenziehen, ſo eilen ſie gleich in ihre „Bergeln.“

In der Nähe von Altſtadt in Mähren lebte ein reicher Pächter, auf deſſen Gut ein Bergerl war, in dem ein Trollen wohnte. Als nun einmal dem Pächter ein Kind getauft wurde, war er in großer Verlegenheit, da er den Trollen einladen muſte, wenn er von ihm ein Taufgeſchenk haben wollte. Und dieß hätte er doch gern gehabt. Da fiel ihm ein, daß der Knabe, der ſeine Schweine hütete, ſehr pfiffig war, und er übertrug dem Knaben das Geſchäft. In der Nacht um zwölf Uhr gieng der Burſche zum Hügel und klopfte an. Da wurde ihm geöffnet und er lud den Trollen zur Taufe ein. Dann muß ich wohl, ſprach dieſer, auch einen großen Taufſchatz hergeben. Er öffnete ſeine Goldkiſte, befahl dem Burſchen, den Sack zu halten und warf das Gold hinein. Iſt das genug? ſprach er, als er ſchon viel hineingeworfen hatte. Der Knabe antwortete: Viele geben mehr, wenige geben

weniger. Das Männchen warf noch mehr hinein. Iſt's genug? fragte es. Der Burſche ſah hinein, hob auf, ob er noch mehr tragen könne und ſprach: Das geben die meiſten. Da leerte der Trollen die ganze Kiſte und der Burſche ſprach: Keiner gibt mehr, viele geben weniger. Da ſprach der Trollen: Was für Gäſte werden dort ſein und was für eine Muſik? Der Knabe entgegnete: Als Gäſte ſind drei Prieſter geladen, ein Biſchof, St. Peter, St. Paul und die heil. Maria. Bei der Muſik wird getrommelt. Getrommelt? erwiederte erſchrocken der Trollen. O! dann komme ich nicht; einſt gieng ich bei einem trommelnden vorbei, da warf er mir das Trommelholz auf den Fuß, daß ich heut' noch hinke..

Der Burſche bedankte ſich und gieng heim. So war der Pächter von dieſem Gaſte befreit und hatte doch den Taufſchatz.

14.

Im nördlichen Schleſien, bei dem Dorfe Heinzendorf, iſt ein Berg, auf deſſen Gipfel ſich das ſ. g. Fenesloch befindet. Dort im Innern des Berges wohnten vor langer Zeit die Fenesleute; ſie waren nicht größer als ein fünf oder ſechsjähriges Kind, aber ihr Kopf, den ſie mit einem großen, breitkrämpigen Hute bedeckten, war von unförmlicher Größe, und ihre Züge waren unſchön.

Sie thaten den Menſchen nichts zu leide, wenn ſie nicht gereizt wurden, im Gegentheile, ſo mancher iſt von ihnen bereichert, der ſich ihnen freundlich erwies und ihnen Dienſte leiſtete. Man erzählt ſich von ihnen folgende Geſchichten:

a. Ein armer Bauer aus Heinzendorf gieng in den Wald Holz zu ſammeln. Auf dem Rückwege ſah er einen Fenesmann mühſam mit einer Laſt von Säcken einherkeichen. Mitleidig nahm der Bauer dem Männlein die Laſt ab und trug ſie bis an den Fuß des Berges, auf dem die Fenesleute wohnten. Beim Abſchied gab er dem Bauern einen Sack zum Lohne.

Der Bauer dankte und entfernte ſich. Anfangs fand er den Sack federleicht, doch wurde er mit jedem Augenblicke ſchwerer und zuletzt konnte er denſelben kaum mehr weiter ſchleppen. Als er ihn nun zu Hauſe öffnete, war er ganz voll Silbermünzen, ſo daß er von der Stunde an ein reicher Mann war.

b. Ein Bauer befand ſich einſt auf dem Felde und ackerte. Da ſah er aus dem Fenesloche auf dem Berge Rauch aufſteigen, was immer ein Zeichen war, daß die Männchen ihre Mahlzeit bereiteten. „Ihr Fenesleute," rief der Mann ſpöttiſch (er wollte nämlich nie glauben, daß es Fenesleute gebe) „ſeid ſo gut und kocht für mich auch einen Krautplatz mit!" (eine Art Kuchen, der mit Kraut gefüllt iſt). Nach einer Weile trat zu ſeinem großen Erſtaunen ein ungeſtalter Fenesmann zu ihm und brachte ihm einen ſchönen Krautkuchen. Er dankte und der Fenesmann entfernte ſich wieder.

Der Mann kehrte nun ſeinen Pflug um, ſo daß ihm das Pflugeiſen als Tiſch diente, und machte Anſtalten den Kuchen zu verzehren; doch wie er denſelben zerbrach, zerfiel er unter ſeinen Händen in Staub und Unrath. Das war die Strafe dafür, daß er die Fenesleute verſpottet und nicht an ihr Daſein geglaubt hatte.

c. Es waren einmal zwei alte Bauersleute, ein Mann und eine Frau, denen gieng es ſehr ſchlecht, denn ſie waren ſchon zu ſchwach um nur das tägliche Brot zu verdienen. Wohl hatten ſie einen Sohn, aber der war noch zu jung. Dem gieng die Noth ſeiner Eltern ſo zu Herzen, daß er beſchloß ihnen zu helfen. Er trat vor ſie hin und ſprach: „Gute Eltern, ich kann euren Kummer nicht mehr anſehen, ich will fortziehen und mein Glück in der Welt verſuchen. In ein paar Jahren komme ich dann als reicher Mann wieder und alle unſere Noth hat ein Ende." Lange wollten es die Eltern nicht zugeben, doch endlich, da der Sohn mit Bitten gar nicht nachließ, gaben ſie ihre Einwilligung. Die

Mutter packte weinend ſein bischen Habe in das Ränzel, und gab ihm eine Flaſche Wein und ein Stück Brot. Dazu fügte ſie die Ermahnung, daß er gottesfürchtig und fromm bleiben, und keinen Nothleidenden ungetröſtet laſſen ſolle.

Weinend ſchieden ſie, doch bald wurde der Burſch in der freien Natur aufgeheitert, und ein luſtiges Liedchen ſingend ſchritt er munter durch den grünen Wald. Da gewarte er unter einem großen Baume ein kleines Männlein, deſſen unförmlichen Kopf eine kleine, goldene Krone zierte. Das war der König der Fenesleute; der rief den Burſchen an: „O gib mir eine kleine Labung, guter Knabe, ich verſchmachte faſt vor Hunger und Durſt.“ Schon wollte der Burſche vorübereilen, da fiel ihm die Ermahnung ſeiner Mutter ein, und er reichte dem Fenesmann Wein und ſein letztes Stücklein Brot. Als der Feneskönig gegeſſen und getrunken hatte, ſprach er zu dem Burſchen: „Ich bin ſo ſchwach, daß ich nicht gehen kann, ſei ſo gut und trage mich.“ Da nahm er den Feneskönig auf die Schulter und trug ihn bis an den Fenesberg, an den Eingang einer Höhle. Nun dankte der Feneskönig dem Jüngling, und ſagte er ſolle nach vier Jahren wieder an dieſelbe Stelle zurückkommen, dann werde er ihn belohnen.

Das Männchen gieng in die Höhle; der Burſche hinaus in die Fremde. —

Nach vier Jahren kam er wieder zurück, aber nicht als reicher Mann, wie er gewollt, ſondern wo möglich noch ärmer als er fortgezogen. Das Glück war ihm nicht günſtig geweſen, und traurig und düſter ſchritt er durch den Wald. Da dachte er an das Verſprechen des Feneskönigs. Und ſiehe da, er ſtund an dem Felſen, bei welchem er ihn verlaſſen hatte. Der Felſen that ſich auf, der Feneskönig trat heraus und winkte dem Burſchen. Der folgte ihm getroſt in den Berg hinein, und wurde von den Fenesleuten trefflich bewirtet; überdieß gab ihm der König am andern Morgen ſein Felleiſen gefüllt zurück, mit dem Auftrage es erſt zu Hauſe zu öffnen.

Dankend gieng der Burſch weiter und gelangte Abends vor ſeiner Eltern Haus. Erwartungsvoll öffnete er das Felleiſen und ſah lauter Eicheln darinnen. Ärgerlich ergriff er nun das Felleiſen und begann die Eicheln in den Bach zu ſchütten. Da ſah er es plötzlich im Mondſchein blinken und flimmern; heftig klappte er das Felleiſen zu, und fand zu ſeiner großen Freude Goldmünzen in dem Ranzen. Den größten Theil hatte er freilich ſchon verſchüttet, aber ſelbſt der Reſt genügte, um ſich und ſeine Eltern für ihr ganzes Leben reich zu machen.

d. Die Fenesleute lieben die ſchönen Menſchenkinder; und ſo geſchah es oft, daß ſie ein am Felde liegendes Kind mit ſich in ihren Berg nahmen, und ein Feneskind dafür hinlegten. Darüber wurden aber die Bauern böſe und beſchloſſen die Fenesleute zu vertreiben; ſie warfen zu dieſem Behufe Steine in das Fenesloch, und lauerten den Männchen überall auf. Endlich fanden es dieſe gerathen lieber freiwillig zu gehen. Einer von ihnen ſchlich ſich in's Dorf und bot einem Bauer eine Menge Geld, wenn er eine Fuhre übernehmen wollte. Der Bauer willigte ein und fuhr mit ſeinem Wagen hinaus zum Fenesloch. Da war plötzlich der ganze Wagen voll Rindsblaſen; der Bauer wunderte ſich über die ſeltſame Laſt, noch mehr erſtaunte er, als er ſeine Pferde von Schweiß triefen ſah, und dieſe den Wagen kaum fortziehen konnten. So führte er ſie bis über die Gränze.

Der Feneskönig belohnte ihn reichlich und ſprach: „Nun ſollſt du auch ſehen, was du gefahren haſt.“ Jetzt kroch aus jeder Rindsblaſe ein Fenesmann mit Sack und Pack hervor, die nun alle rüſtig weiterſchritten. Seit der Zeit hat man keine mehr geſehen.

Jetzt wird das Fenesloch nur noch benützt um die Steine der nahe gelegenen Äcker hineinzuwerfen, aber im Munde des Volkes leben die Sagen von den Fenesleuten fort.

45.

Der Berggeiſt von Schemnitz wird geſchildert als ein kaum drei Schuh hohes Männchen mit grauem Rocke und grauer Kappe, mit langem weißem Barte und einem goldenen Gürtel um den Leib.

In Gutwaſſer bei Budweis erzählt man von einem Berggeiſt Gangerl. Er brachte oft ein heftiges ſauſen und rauſchen hervor, ſo daß ganze Felsſtücke herabrollten. Frommen und fleißigen Bergknappen zeigte er ſich günſtig. Manchem hat Gangerl zu Reichtum verholfen.

In Kärnten ſoll der Teufel „das Gangerle" heißen. Vergl. Schmeller bair. Wörtb. 2, 55. Ein nordiſcher Beiname Odins war Gangleri d. i. der wandernde. (ſ. jüngere Edda: Gylfaginning; ferner Gr. M. 148, 301.) Gan-hart (Teufel) Gr. Gramm. 2, 340.

46.

In der Nähe von Ödenburg hatte eine Bäuerin ein Kind in der Wiege liegen, und eine Nachbarin kam und verwunderte ſich über den großen Kopf des Kindes. Iſt das euer Kind? fragte ſie. Ich glaube wohl, antwortete die Bäuerin, aber ich muß geſtehen, daß ich ſchon Bedenken gehabt habe, und zwar aus folgendem Grunde. Gleich nach der Geburt des Kindes überfiel mich ein Schlummer. Da war mir plötzlich, als ob ſich leiſe die Thüre öffnete, und ein Mann mit aufgeſtülpten Hemdärmeln und ſcharlachrother Weſte hereinkäme. Schnurgerade gieng derſelbe auf mein Bett los, und nahm mir mein Kind, während er ein anderes an deſſen Stelle hinlegte. Bald darauf erwachte ich und hielt alles für einen Traum, da mein Kind neben mir im Bette lag. Die Nacharin ſagte: Wahrheit iſt es und kein Traum! Habt ihr denn niemals von dem Kinderwechsler gehört! Ihr könnt aber euer Kind wieder zurückerhalten, wenn ihr meinen Rath befolgt. Schichtet Holz aufeinander, und ſtellt einen Keſſel mit

Waſſer darüber. Abends, wenn das Avemariaglöckchen ertönt, zündet das Holz an, und macht ein ſo großes Feuer, daß das Waſſer noch während des Avemarialäutens zu ſieden anfängt. Dann thut als wenn ihr das Kind in das ſiedende Waſſer werfen wolltet. Thut ihm aber nichts zu leide; denn wie ihr das Kind des Kinderwechslers haltet, ſo wird das eurige von ihm gehalten. Der Kinderwechsler weiß ſehr genau wie es ſeinen Kindern geht, und liebt ſie auch ſehr. Wenn er nun ſehen wird, daß ihr ſein Kind in das ſiedende Waſſer werfen wollt, ſo wird er kommen, um ſein Kind zu retten, und mit ſich zu nehmen, und wird euch dafür das eurige bringen. Des andern Tages abends richtete die Bäuerin das Holz her, und ſtellte den Waſſerkeſſel darüber. Als nun das Avemariaglöckchen ertönte, machte ſie ein ſo großes Feuer, daß binnen wenigen Minuten das Waſſer zu ſieden anfieng. Nun wollte ſie das Kind in denſelben werfen. Kaum hatte ſie das Kind in den Händen, als die Thür heftig aufgeriſſen wurde, und ein großer Mann mit aufgeſtülpten Hembärmeln und ſcharlachrother Weſte ſtürzte, ein Kind auf den Armen, herein. Schnell riß er der Bäuerin das Kind aus den Händen, und eilte mit ihm davon. Die Bäuerin lief ihm nach; als ſie aber vor die Thüre kam, war er bereits verſchwunden und nichts war mehr von ihm zu ſehn. Die Bäuerin kehrte nun in die Küche zurück und fand dort das Kind, welches der Kinderwechsler gebracht hatte. Die Ähnlichkeit, welche dieſes Kind mit der Bäuerin hatte, und der Umſtand, daß das Kind am Arme ein Muttermahl hatte, das mit einem der Bäuerin ganz gleich war, machte, daß die Bäuerin das zurückgelaſſene Kind als ihre Tochter erkannte.

Die Kinder des Kinderwechslers ſind bei dem Volke unter dem Namen „Wechſelbälge" bekannt. Sie zeichnen ſich durch einen ungeſtalten Körperbau und beſonders durch einen großen Kopf aus.

Daß gerade „Unterirdische“ (Grimm Myth. 437; Kuhn Nd. Sag. Nr. 36) die Kinder stelen, scheint in Österreich nicht Volksglaube zu sein. An manchen Orten schreibt man es dem Teufel zu, und zwar geschieht es meist in den „Rauhnächten.“ Der Teufel muß das rechte Kind wieder zurückbringen, wenn man den Wechselbalg auf die Thürstufe legt und dreimal hinüber steigt.

In Nied. Österreich (Wultendorf) glaubt das Volk, die Kinder werden vom „Klagemütterl“ (vergl. oben III, Nr. 28) umgetauscht oder auch von ihrem Sohne, der in Jägerkleidung kommt. Die Wechselbälge haben einen ungeheuer großen Kopf, lernen nie sprechen und sterben früh oder entlaufen. Bringt das Klagemütterl das rechte Kind zurück, so ist es um kein Haar gewachsen.

In Böhmen werden die Kinder von den wilden Frauen gestolen (s. weiter unten Nr. 55).

III. Hausgeister.

47.

Bei Dittersbach im nördlichen Böhmen liegt in einem Walde eine einsame Mühle. Sie wurde nur von dem Müller bewohnt, der die wenigen Mahlgäste selbst bediente; sein Hauswesen besorgte ein Kobold, der die Stube reinigte und andere kleine Geschäfte verrichtete. Dafür erhielt er Speise und Trank. Beides wurde an einen besonderen Ort hingestellt, und er nahm es noch vor gethaner Arbeit zu sich.

Einst kam spät abends ein Handwerksbursche in die Mühle und bat um Nahrung und Obdach. Der Müller wies ihm eine Schlafstätte an; aber Speise und Trank vermochte er ihm nicht zu geben, weil das, was er noch hatte, für den Kobold bestimmt war, der sich seinen Verdienst nicht nehmen ließ. Der Müller ersuchte daher den Gast bis kommenden Morgen auszuharren, aber ja nicht die Speisen des Koboldes anzurühren, da er sonst dessen Rache zu fürchten habe. Mit diesen Worten begab er sich zur Ruhe.

Der Handwerksbursche suchte nun seine Lagerstätte auf und verfiel in einen leichten Schlummer. Der Hunger aber weckte ihn, und um diesen zu stillen vergaß er das Verbot des Müllers, aß die Speisen des Kobolds, und gesättigt schlief er bald ein.

Als die Wanduhr Mitternacht verkündete, öffnete ſich die Thüre, und es trat ein unförmliches Weſen ein. Sein großer Kopf mit ſtark vorſpringender Naſe ſaß tief zwiſchen den Schultern, an denen lange dünne Arme hiengen; die Beine waren ſäbelförmig gebogen, ſo daß es ſchien, als ob ſie den plumpen Körper nicht zu tragen vermöchten und zuſammenbrechen wollten. Das ſtruppige rothe Haar bedeckte beinahe ganz die grauen, kleinen Augen. Er gieng ſogleich zu jener Stelle, wo er ſeine Nahrung zu finden hoffte; als er ſie aber nicht mehr fand, ſchweiften ſeine Blicke in der Stube umher, und ein ſchadenfrohes lächeln zeigte an, daß er den Räuber ſeiner Sachen gefunden habe. Dennoch machte er ſich an die Arbeit, kehrte die Stube aus, ſtellte die verſchobenen Sachen an ihren Ort und reinigte ſie ſodann vom Staube. Er kam nun auch zu der Schlafſtätte des Wanderburſchen, um ſich zu rächen. Er ergriff ihn beim Beine und zog ihn von ſeiner Schlafſtätte, ſo daß er auf den Boden fiel. Der erwachte Burſche nahm ſeinen Stock zur Hand und drang damit auf ſeinen Ruheſtörer ein. Allein, ſobald er ihn in eine Ecke gedrängt hatte und nun mit dem Stocke furchtbar drein ſchlug, überzeugte ihn ein ſpöttiſches lächeln aus der andern Ecke, daß ſein Widerſacher entwiſcht ſei. Lief er nun dorthin, ſo ergieng es ihm ebenſo. Trotz ſeiner Wuth erkannte er bald, daß er es mit einem mächtigeren zu thun habe. Er legte ſich wieder und ſuchte einzuſchlafen; allein der Kobold ließ ihm keine Ruhe. Der Burſche wiederſetzte ſich, aber es half nichts; er muſte alles geduldig über ſich ergehen laſſen. Erſt nach Verlauf der Geiſterſtunde wurde er von ſeinem Plagegeiſte befreit. Totenbleich erwartete er den Morgen. Der Müller, dem er ſein Leid klagte, fühlte Mitleid mit dem zerſchlagenen Burſchen, und gab ihm Speiſe, Zehrgeld und gute Lehren mit auf den Weg.

48.

Die Nächte von Weihnachten bis zum heil. Dreikönigstage werden in Böhmen und andern Theilen Öſterreichs die

„Unternächte" genannt. In dieſer Zeit machen ſich die Hausgeiſter beſonders bemerkbar. Nicht weit von Saatz lebte eine Bürgerfamilie, deren Hausmutter in der Zeit der Unternächte, wie gebräuchlich, ihre Dienſtmagd wechſelte. Als das Mädchen den erſten Tag im Dienſte zubrachte und früh morgens ſehr zeitlich aufſtand um ſeine Arbeiten ſo bald als möglich fertig zu haben, fand es zu ſeinem großen erſtaunen bereits Zimmer und Küche blank geſcheuert, alle Geräte geputzt, kurz alles war bereits in Ordnung. Das Mädchen, in der Meinung, die Frau müſſe es gethan haben, war erſtaunt darüber, daß dieſe ſchon ſo früh aufgeſtanden ſein ſollte und nahm ſich vor, am folgenden Tage noch zeitlicher aufzuſtehen. Als die Frau erwachte, hatte ſie große Freude über den Fleiß ihres Dienſtboten, denn ſie glaubte dieſe habe alles gemacht und nahm ſich im ſtillen vor, das Mädchen dafür zu belohnen. Des andern Tages ſteht das Mädchen noch früher auf, findet jedoch abermals alles ganz ſo, wie ſie es am Morgen zuvor gefunden hatte. Auch am dritten Tage kam ſie nicht zu dem erwünſchten Aufſchluſſe. Als nun an dieſem Tage die Frau abermals ſo freundlich und zuvorkommend mit ihr war, und ihren Fleiß lobte, ſagte ſie ihr endlich, daß es ſie außerordentlich kränke, wenn die Frau alle Arbeiten ſelbſt mache. Dieſe fragte befremdet, wie ſie das meine. Beide kamen nun überein mehrere Nächte abwechſelnd zu wachen, damit ſie dann ſicher den räthſelhaften Helfer entdecken könnten. Schon in der erſten Nacht zwiſchen 12—1 Uhr ſahen ſie zwei winzige Hauskobolde, in der Geſtalt eines Knaben und Mädchens hereinkommen. Beide arbeiteten mit einer ſolchen Schnelligkeit, daß in kurzer Zeit alles in Ordnung war. Verwundert beſchloſſen ſie auch in der folgenden Nacht zu wachen und ſie gewarten das gleiche. Die Kobolde erſchienen, arbeiteten fleißig und giengen wieder ihres Weges. Beſonders auffallend ſchien es ihnen, daß die armen Geiſter ganz nackt kamen. Mitleidig beſchloß die Frau ihnen eine Freude zu machen und legte ihnen in der folgenden Nacht 2 ganze vollſtändige Kleidungen

zurecht. Als ſie kamen und die Kleider ſahen, fingen ſie überlaut zu weinen an und der Kobold ſagte zu ſeiner Gefährtin: Nun werden wir auch hier bezahlt und dürfen nichts mehr arbeiten; wo werden wir nun wieder eine geſittete Familie finden? Klagend packten ſie dann ihre Geſchenke zuſammen, giengen ohne etwas zu arbeiten fort und kehrten nicht mehr wieder.

49.

Als Hausgeiſter der ſlawiſchen Mythologie (vergl. Hanuſch, ſlaw. Mythus 350) ſind bekannt die Didken in Galizien (bei den Boiken, Huzulen und Goralen). [1]) „Die kleinen Elementargeiſter nennt der Boike Didky, verwandt dem ſlowakiſchen und ruſſiſchen Dédusko dem böhmiſchen Diblik, Diablik, Teufelchen. Sie ſcheiden ſich in zwei Klaſſen, jene welche mit den Menſchen verkehren, und die wilden. Erſtere gehen mit den Hauswirten Verträge ein, und erhalten für ihre Dienſte alte Fetzen zur Bekleidung, einen leeren Winkel als Bettſtätte und Speiſen, die jedoch ungeſalzen ſein müſſen. Ihr gewöhnliches Plätzchen iſt der Ofen und ihre Thätigkeit bezieht ſich auf die Hauswirtſchaft. Erfüllt der Hauswirt ſein Verſprechen, ſo nehmen ſie ſich ſorgſam ſeiner Habe an, weiden und hüten das Vieh, bewachen die Felder und wenn er Bienenzüchter, Fiſcher und Jäger iſt, ſo ſammeln ſie Bienenſchwärme, fangen die Fiſche und jagen das Wild. Nach dem Tode des Hauswirtes dienen die Didky ſeinen Erben Anfangs ohne Vertrag, wenn dieſer aber ihre Dienſte nicht anerkennt und annimmt, ſo machen ſie Nachts in ſeinem Hauſe ſo lange einen unerträglichen Lärm, bis er ſeine Wohnung auf eine andere Stelle überträgt. Darauf verläßt der Didko ſeinen einſtürzenden Ofen nnd ſiedelt in Sümpfe über. Die in ſolchem

[1]) Das folgende nach einer Mittheilung in der Auſtria 1857 S. 316. Zur Vergleichung mag ſie hier Platz finden. Die ſlaw. Hausgeiſter ſind auch dienſtfertig, aber eigennützig (Hanuſch 330).

Zuſtande verwilderten Didky ſind äußerſt bösartig, bieten ſich aber noch immer den Leuten gerne zum Dienſte an. Wer einen Didko in Dienſt zu nehmen wünſcht, muß vor allem am Vorabend des heil. Georg neun ungeſalzene Brotlaibe backen und hierauf ſich vor Mitternacht auf einen Kreuzweg begeben und durch gewiſſe Formeln die Didky zum Genuſſe einladen. Auf dieß tritt ihr Älteſter hervor und fragt, zu welchen Dienſten er einen Diener brauche. Auf die Antwort, daß er ihn zu dieſem und jenem Dienſte benöthige, tritt ein dienſtbereiter Didko vor und läßt ſich dingen. So leicht der Hauswirt einen Didko ſich verſchafft hat, ebenſo leicht kann er ſich ſeiner entledigen. Dieß geſchieht ſehr häufig, vorzüglich deshalb, weil in ſolcher Geſellſchaft zu ſterben für eine große Sünde gehalten wird. Am leichteſten entledigt man ſich des Didko durch Verkauf. Der Beſitzer kann ihn in einem Span, Fläſchchen und ſonſt in einem andern Gegenſtand einem Nachbar um beliebiges Geld abtreten. Überdieß kann er ihn in irgend einem Gegenſtand auf eine öffentlich zugängliche Stelle hinauswerfen oder endlich beim ſterben ſeinem Erben hinterlaſſen, wenn ihn dieſer gerne annimmt. Man kann einen Didko überdieß aus einem unreifen Ei aufziehen, das man unter die Schwelle des Vorhofes vergräbt und aus welchem nach neun Jahren ein Didko ausgebrütet wird. Die eigentliche Geſtalt des Didko iſt die eines Stutzers, mit Frack, engen Beinkleidern und hohem Hute, doch nehmen ſie auch die Geſtalt von Katzen, Hunden, Mäuſen ꝛc. an und zeichnen ſich ſtets durch grünglänzende Augen aus. Die Didky leben ſo lange, bis der Blitz oder die ſchnelle Handbewegung eines Mannes von rechts nach links ſie tötet, und haben demnach beſchränktes Leben. Die wilden Didky leben unter ſich in einer gewiſſen Verbindung, ſie feiern Hochzeiten und Geburten luſtig und lärmend; um dieſe Zeit beleuchten ſie ihre Sumpfpaläſte glänzend, Tanz und fröhliche Muſik bewegt die ganze zahlreiche Verſammlung. Einſt kam es vor, daß auch die Menſchen zu ihren Feſtlichkeiten als Muſiker geladen wurden, aber Speiſe und Geld,

das man ihnen als Entgelt gegeben, verwandelte ſich häufig in Kehricht und Scherben. Auch jetzt noch hört man hie und da von den nächtlichen Arbeiten der Kobolde erzählen, welche dieſe mit großem Lärm verrichten, und mancher Boike und Huzule kauft ſich noch heute einen Didko als Schutzgeiſt des Hauſes. Die meiſten Erinnerungen aber erhalten ſich bloß in der Volksſage. Verwandt mit den Didky ſind die Jazie, welche immer als feindſelige, bösartige Weſen auftreten. Sie ſollen in unzugänglichen Waldgegenden wohnen, wo ſie Haus und Hof haben. Umgeben von einem Kreiſe ſchöner den Menſchen geſtolener Mädchen locken ſie die Jünglinge zu ſich, erſchlagen ſie hierauf, und pflanzen ihre Köpfe auf die Pfähle ihres Hofes. Ihre Nahrung beſteht aus Menſchenfleiſch, namentlich lieben ſie das Fleiſch kleiner Kinder, ihr Getränk iſt warmes Blut. Selten ereignet es ſich, daß ſie irgend ein Held im Kampfe, noch ſeltner durch Liſt überwindet, indem ſie mit Gewalt auch Zauber verbinden. In der jetzigen Zeit leben derlei Ungethüme, welche ſich leicht als eine Perſonifizierung der in den Karpathenwäldern ſehr zahlreich vorkommenden Raubthiere erkennen laſſen, nur noch in den Volksſagen. Doch nennt der Boike und Gorale noch heutzutage ein böſes, zänkiſches Weib Jazia."

In ſüdſlawiſchen Landestheilen, namentlich in Krain, erzählt man vom Škrat. Dieſer Name ſtimmt zu dem deutſchen Schrat (Gr. M. 448). Ein Ort in Nied. Öſterr. bei Retz heißt Schrattenthal.

Die Schluchten auf dem Karſt (um Seſſana) werden Jama (Grube) genannt. Tief unten in der Jama hauſet der Škrat; er hat lange Arme, eine grüne Jacke und eine rothe Mütze mit einer weit herunterhängenden Quaſte. Da unten ſitzt er und ißt ſeinen Heidefterz aus einer irdenen Schüſſel. Wirft nun jemand einen Stein in die Jama, und trifft er die Schüſſel, ſo wird er vom Škrat geholt.

IV. Waldgeiſter.

50.

Zu den mythiſchen Perſonifikazionen gehört auch der in Öſterreich hie und da vorkommende Hehmann (vergl. Panzer, bair. Sag. 2, 81: Helmann, Hetzmann). An der Krems gleicht er einem Hausgeiſte, indem man von ihm erzählt, daß er gern in Stall und Küche arbeite. Einmal kam ein Geiſtlicher, um ihn zu erlöſen, weil er durch ſein necken und ſpotten den Leuten verleidet war. Der Hehmann ſagte aber zum Pfarrer: Du haſt deiner Mutter einmal ein Ei geſtolen, du Dieb! Seit jener Zeit hauſte der Hehmann als Quälgeiſt immer ärger, insbeſondere im nahen Walde, wo er die Leute irre führte. Seitdem aber dieſer Hehmann das Haus des Bauern verlaſſen, hatte dieſer kein Glück mehr.

In Policzka (Böhmen) wird ein Waldgeiſt von ſeinem Rufe he, he! ſo genannt. Wer ihn verſpottet, dem huckelt er auf, und er muß die ſchwere Laſt tragen. Man ſchildert ihn als großen Mann mit ſchwarzem Mantel.

In der Umgebung von Semlovitz (im Pilsner Kreiſe) iſt ein Wald, in welchem „Hehmänner" ſein ſollen. Dieſe verwunſchenen Menſchen ſchreien, wenn jemand in ihre Nähe kommt: Heh, wo geb' ich's hin? Eines Tages gieng ein

Mann durch dieſen Wald. Da hörte er den Hehmann rufen. Er glaubte es mache ſich jemand einen Spaß, und rief: gib's nur dorthin, wo du es genommen haſt. Dadurch ward der Hehmann erlöſt; aber von dieſer Stunde an hörte und ſah man nichts mehr von dem Manne, und die Leute ſagten, er müſſe nun ſtatt des erlöſten Hehmannes ſchreien.

51.

Das Buſchweibchen wohnt im tiefſten Walde und nur alle hundert Jahre läſt es ſich einmal ſehen.

Ein altes Weib (aus Warnsdorf) wollte es geſehen haben und erzählte folgendes:

Als ich noch eine flinke Dirne war, trieb ich oft des Pfarrers Kühe auf die Weide. Die Weide aber war eine Waldwieſe, weit vom Dorfe entfernt. Eines Tages ſaß ich ganz einſam da; nur die Kühe graſten in meiner Nähe. Ich hatte die Spindel in der Hand und ſpann und war ſo ganz in Gedanken verſunken. Da raſchelte es im Laube und hervor trat ein altes Weib, deren Anblick mich nicht wenig erſchreckte. Ich war bald feſt überzeugt, es müſſe das Buſchweibchen ſein; denn es ſah gerade ſo aus, wie es mir meine Großmutter beſchrieben hatte.

Es war ein ſteinaltes, tiefgebücktes Mütterchen. Seine Haare waren lang und ſchneeweiß, und hingen ihm in wilder Unordnung um den Kopf. In der Hand hielt es einen knotigen Stock; die Schürze hatte es heraufgebunden, als trüge es etwas darin, und auf den Füßen wuchs ihm Mos.

Das Mütterchen wankte heran zu mir und fragte mich: „Mäd'l, willſt mir die Haare ordnen?" — Mich ſchauderte; trotzdem machte ich mich daran, ihre Haare in Ordnung zu bringen. Aber ihr Kopf war eiskalt und auch meine Hände erſtarrten. Mich befiel ein zittern, ich muſte mich niederſetzen, und ſagte: Ich kann nicht mehr! Das Buſchweibchen trat vor mich hin und ſchüttete mir ſchweigend eine Menge gelber Blätter in den Schoß. Dann wandte ſie ſich, wankte von

dannen, bog um eine Waldecke und war in kurzer Zeit verſchwunden.

Ich ſprang auf, warf das welke Laub weg, trieb die Kühe zuſammen und eilte mit ihnen dem Dorfe zu. Keichend und zitternd kam ich im Pfarrhofe an und brachte die Kühe in den Stall. Als ich ihnen den Trank reichen wollte, muſte ich mir die Schürze feſter binden. Ich löſte das Band und — klirr — fiel etwas zu Boden. Ich bückte mich, hob es auf und ſiehe, es war ein Goldſtück. Nun ward mir's klar. Eines jener Laubblätter, die mir das Buſchweibchen geſchenkt und die ich ſpäter weggeſchüttet hatte, war vom Schürzenbändchen feſtgehalten und zum Dukaten geworden. Später erzählte ich dem Pfarrer mein Erlebnis; er ſchüttelte den Kopf und ſprach: Sieh, Mädl, du hätteſt leichtlich dein Glück gegründet! — Nie habe ich das Buſchweibchen wiedergeſehen.

Die Leute um Warnsdorf im nördlichen Böhmen glauben feſt an das Daſein des Buſchweibchens. Wenn im Frühlinge und Herbſte zerriſſenes Nebelgewölk vom Gebirge aufſteigt, wenn „der Wald raucht," ſo pflegt man zu ſagen: „Das Buſchweibchen kocht!" — Jene Nebelſtreifen werden als der Rauch von ſeinem Herde bezeichnet.

Wenn im April ein Hagelſchauer naht und die Gipfel der Berge verſchleiert, ſo ruft man: „Seht, das Buſchweibchen ſteigt über das Gebirge!"[1])

52.

In den abgelegenen Schluchten und Nebenthälern des Iſelthales im öſtlichen Tirol erzählt man ſich viel von den ſogenannten ſalig'n Leut'n.[2]) Nach dem Glauben der Alten

---

[1]) Das Buſchweibchen iſt demnach Wald- und Luftgeiſt. Vergl. Gr. M. 452.

[2]) Zingerle hat zwei Märchen von den „Salinger Fräulein" S. 54 (I). Unſere Überlieferung hat mir ein Lehrer aus Schlaiten im Iſelthale erzählt. Vergl. Schmell. 3, 223. Gr. Myth. 817 ff. Pfeiffers Seelentroſt (Fromm. Zeitſchr. f. Mundart. 1, 170) Nr. 4. 5.

waren ſie Kinder Adams, die er ſchon vor dem Sündenfalle gezeugt hatte, daher ſie auch der traurigen Erbſchaft nicht theilhaftig wurden, und für ſie blieb die Erde noch Paradies, während ſie für die Kinder der Sünde zum Jammerthal wurde. Jedoch hatte Gott auch für ſie, als er nach der Sünde Gericht hielt, ein beſonderes Urtheil geſprochen, welches auf ihr Daſein und auf ihre eigentümliche Lebensweiſe Bezug hatte.

In der alten Zeit verkehrten ſie zwar mit der noch unverdorbenen Menſchheit, als aber dieſe allmählich entartete, muſten ſich die frommen und friedlichen Salig'n in einſame Höhlen und Wälder zurückziehen, wo ſie ſich aus Wurzeln und Kräutern ſchmackhafte Speiſen zu bereiten wiſſen. Die Gemſe, ihr Hausthier, iſt für ſie ganz zahm und gibt ihnen Milch; gegen Kälte und Hitze, ſowie gegen andere Unbequemlichkeiten ſind ſie unempfindlich.

Vor nicht gar langer Zeit gab es in den Hochthälern Tirols noch viele, und ſie ließen ſich auch öfter ſehen, aber immer nur bei einfältigen, frommen Leuten, denen ſie für manche kleine Gabe Glück und Segen in das Haus brachten. Bald wurden jedoch auch dieſe „zu geſcheid," und die guten, lieben Salig'n laſſen ſich nun auch bei den Tirolern nicht mehr ſehen.

Meine Mutter erzählte mir folgendes: Unweit von meinem Geburtsorte (Schlaiten im Iſelthale) hoch auf einem Berge, ganz nahe der Alpenregion lebt ein Bauer Namens Griedling. Zu dieſem kam alle Sonntag eine Salige, während alle Hausgenoſſen in der fernen Kirche waren, und nur die Magd oder die Bäuerin zu Hauſe das Mittagsmahl bereitete. Sie ſtreckte dann immer die Hand durch ein offenes Fenſter in die Küche, und die daheimgebliebene Perſon gab ihr von den ſchon bereiteten Speiſen, worauf ſie ſich dann mit dem Wunſche, daß über dieſem Hauſe der Segen Gottes ruhen möge, in den nahen Wald zurück begab. Sie war ſchön, ihr Ausſehen ließ auf ein Alter von 30 Jahren ſchließen. Sie blieb ſich durch viele

Jahre immer gleich; ihre Haare trug ſie aufgelöſt, die Kleidung war die gewöhnliche Landestracht.

Einſt hatte jener Bauer eine geizige und neidiſche Magd, die lieber daheim blieb, als in die Kirche gieng. Dieſe verdroß es, der Saligen immer die ſchon bereitete Speiſe zu geben, und als dieſelbe wie gewöhnlich ihre Hand durch das Fenſter ſteckte, nahm ſie ein ſcharfes Beil und hieb ihr den Arm weg. Die ſo mishandelte Salige entfernte ſich ruhig mit dem Bedeuten, daß der Segen Gottes nun von dieſem Hauſe weichen werde. Nebſtdem ſolle ſich immer eine kranke oder breſthafte Perſon in der Familie befinden, ſo lange das Haus ſtehe.

Dieſen Wunſch findet der Aberglaube ſeit langem beſtätigt; denn der Bauer hält zwar einen großen Viehſtand, jedoch iſt alles nicht hinreichend ihn von ſeinen Schulden zu befreien. Zu den breſthaften wird gegenwärtig eine Tochter vom Hauſe gerechnet, deren ganzer Rücken mit Schweinsborſten bewachſen iſt; daher zeigt ſich auch kein Freier und die unglückliche in ihrem unfreiwilligen Altjungfernſtande muß die Sünde der neidiſchen Magd büßen.

53.

Am linken Ufer der Iſel etwa 4 Stunden von Lienz aufwärts gegen Windiſchmatrey öffnet ſich das Kalſerthal, in deſſen Hintergrunde der Großglockner ſteht, als rieſiger Grenzſtein Tirol von Kärnten und Salzburg ſcheidend. Das Thal bildet einen rundlichen ziemlich weiten Keſſel, auf deſſem Grunde ein großes Dorf ſteht mit hölzernen rabenſchwarzen Häuſern, eng aneinander gebaut. Es iſt Kals, auch Großdorf genannt, und gehört in den Bezirk Windiſchmatrey. Die Einwohner ſollen, nach der Sage, als rieſig ſtarke Räuber weit von Oſten kommend über die Tauern geſtiegen ſein, hier ſich niedergelaſſen, und von dieſem abgeſchloſſenen ſicheren Verſtecke aus ihre Raubzüge nach Süden unternommen haben.

Ganz zu hinterſt im Thale an einem ſteilen Abhange des Großglockners findet man ein Bauernhaus, zum Spöttling genannt. Vor nicht gar langer Zeit war ein junger, ſchöner Mann Beſitzer dieſes Hauſes. Weil er ſehr jähzornig war, und den Brantwein liebte, ſo hielt es ihm ſchwer eine ordentliche Braut zu bekommen. Er hatte ſich endlich vorgenommen gar nicht zu heiraten. Da kam einmal ein Mädchen zu ihm, und fragte, ob ſie nicht als „Dirn" (Dienſtmagd) da bleiben dürfe. Sie war ſchön, groß und ſtark, und niemand wuſte wer ſie ſei, und woher ſie komme. Sie gefiel dem Bauern und er behielt ſie. Es zeigte ſich bald, daß ſie ſehr fleißig und geſchickt war zu allen Arbeiten; dabei war ſie immer luſtig und guter Dinge. Der Bauer übertrug ihr endlich die ganze Hauswirtſchaft und trug ihr auch ſeine Liebe an. Sie ſchien darüber erfreut zu ſein, und erwiederte ſehr ernſt, daß ſie ihm eine Bedingung machen müſſe, nämlich: er ſolle ſie nie ſchlagen. Wenn es aber einmal dazu käme, ſo ſolle er es nie mit geballter Fauſt, ſondern mit der flachen Hand thun. Der Bauer dachte nicht entfernt an die Möglichkeit, daß ſolches je einmal geſchehen könne, und meinte daher, dieſe Bedingung ſei durchaus kein Hindernis.

Mehrere Jahre verſtrichen in friedlicher Ehe und ſchon war die Unbekannte Mutter von zwei Töchterlein geworden. Aber nach und nach verlor ſich bei dem Bauern das Andenken an die geheimnisvolle Herkunft ſeines Weibes, und an die räthſelhafte Bedingung.

Als er einmal etwas benebelt vom Wirtshaus heim gieng, dachte er darüber nach, was denn wohl geſchehen möge, wenn er ſein Weib ſchlüge. Als er nach Hauſe kam, wollte er Streit mit ihr anfangen, und da ſie ihm auszuweichen ſuchte, ward er zornig, und verſetzte ihr einen derben Schlag mit der Fauſt auf den Rücken. Da hüllte das Weib ihr Geſicht in die Schürze nnd gieng fort. Als der Bauer des andern Tages ſeinen Rauſch ausgeſchlafen hatte, ſuchte er überall ſein Weib, fand es aber nirgends. Als der nächſte Samſtag kam,

und man ſchon Feierabend machte, da giengen die beiden Töchterlein, die erſt 4—5 Jahre alt waren, in den nahen Wald hinaus. Am Abend kamen ſie wieder zurück, und waren ſauber gewaſchen, gekämmt und ihre Haare in Zöpfe geflochten. Als man ſie fragte, wer ſie gewaſchen und gezopft habe, da anworteten ſie: die liebe Mutter habe es ihnen gethan, die im Walde draußen ſei. So geſchah es alle Samſtage, bis die Kinder erwachſen waren und ſich ſelber waſchen und zopfen konnten. Der Bauer aber bekam ſeitdem das ſtottern und das gieng auf alle ſpätern Beſitzer des Hauſes über. Allgemein meint man, jene Frau ſei eine „Salige" geweſen.

54.

Etwa 3 Stunden von dem Dorfe Hirſchbergen entfernt iſt der Plöckenſtein. Dieſer Berg wird durch mehrere Felſen gebildet, die verſchiedene Höhe haben. Am Fuße des gröſten dieſer Felſen befindet ſich der ſchwarze See, auf den man von einer Platte über demſelben bequem herabſehen kann. Dieſer Felſen ſo wie auch der See ſind von vielen Geiſtern bewohnt. Den See bewohnen namentlich die wilden Frauen (diwoky ženy), welche die Leute in die Nähe locken, und ſie dann hineinziehen. Das Ausſehen derſelben iſt ſehr wild; ihre langen Haare flattern verworren im Winde, und nur ein kleines rothes Käppchen bedeckt den Scheitel des Kopfes. Sie nähren ſich von einer Wurzel (Sladyčka), welche auch Zauberkraft beſitzt, und am Boden des Sees wächſt. Am meiſten befaſſen ſich die wilden Frauen mit ſtelen und verwechſeln neugeborner Kinder. Man glaubt auch, daß ſie Schuld daran ſind, wenn ein Kind tot zur Welt kommt. Wenn ein ſolcher Fall vorkommt, ſo ſchneidet der Vater des Kindes einem neugeborenen Kalbe den Kopf ab, ſtellt ſich mit dieſem auf eine Brücke, und wirft den Kalbskopf über den ſeinen hinweg in das Waſſer, und eilt dann ohne ſich umzuſehen nach Hauſe. Die Kinder, welche von den wilden Frauen umgetauſcht werden, ſind ſehr häſſlich, und ſchreien den ganzen Tag hindurch. Um

ſich ſolcher Kinder zu entledigen, muß man im Beſitze der Sladyčka ſein. Man bindet nämlich dem Kinde mit dieſer Wurzel Hände und Füße zuſammen, ſtreicht es mit Ruthen [1]) und ſpricht: „Nimm dir das deine und bring mir das meine.“ Von dem heftigen ſchreien des Kindes wird die Mutter desſelben gerührt und ſie bringt das geſtolene Kind zurück.

55.

Die wilden Weiber (böhm. divé ženy) in der Umgegend von Moldautein ſind groß und Furcht einflößend, das Geſicht iſt mit Borſten bewachſenen Warzen bedeckt und der Mund breit. Das rechte Auge iſt ſchwarz und liegt tiefer als das linke, welches blau iſt. Die rothen Haare hängen ungekämmt bis zur Mitte des Körpers herab.

Die Wohnung der wilden Weiber iſt eine unterirdiſche, vielfach verzweigte Höhle, welche nur durch eine Öhllampe matt erleuchtet wird und in die eine einzige Fallthüre führt, mit Mos und Steinen bedeckt und ſo verzaubert, daß kein Menſch dieſelbe zu finden im Stande iſt.

Die wilden Weiber ſind böſe Geiſter, welche den Menſchen jeden nur möglichen Schaden verurſachen; ſie rauben den Hirten oft ein Stück Vieh von der Herde, die auf der Wieſe weidet und ſtelen Garben vom Felde oder Früchte von den Bäumen und ſchleppen hierauf die Beute in ihre Höhle. Das Getraide wird zermalmt und aus dem Mehle verſtehen ſie auch Brot zu backen. Der Ofen befindet ſich unweit der Fallthüre. Iſt es ihnen unmöglich dieſe Nahrungsmittel zu bekommen, ſo erjagen ſie ſich einiges Wild oder fangen Fröſche.

Die wilden Weiber verſtehen es, giftige Schlangen zahm und unſchädlich zu machen; ſie kennen überhaupt die geheimen Kräfte der Natur; ſo bereiten ſie aus den verſchiedenartigſten Kräutern und Wurzeln eine Salbe, mit der ſie ihren Körper

---

[1]) Vgl. Kuhn, nordd. Sag. Nr. 36. Grimm, deutſche Sag. Nr. 87.

einſchmieren, bevor ſie aus der Höhle in's Freie fliegen, um ſo den Körper leichter zum Fluge zu machen. Flügel jedoch haben ſie keine.

Die wilden Weiber lieben Muſik und Tanz, der von ihnen bei einem heftigen Sturme mit der ausgelaſſenſten Wildheit in der Luft ausgeführt wird.

Auf Nahrungsraub gehen ſie in der Nacht aus und wählen dazu meiſt finſtere, ſtürmiſche Nächte. Die wilden Weiber ſind unverheiratet; da ſie aber doch Kinder haben wollen, ſo ſtelen ſie dieſe den Menſchen. Auf dieſe Weiſe pflanzen ſie ihr Geſchlecht fort. [1]) Um Kinder zu rauben, brauchen die wilden Weiber nicht Gewalt, ſondern nur Liſt. Bei ihren Raubzügen handhaben ſie gewöhnlich lange, dicke Knotenſtöcke, welche mit Schlangen umwunden werden, oder ſie halten auch wohl nur die Schlange allein in der Hand.

In mondhellen Nächten verſammeln ſich die wilden Weiber gern an den Ufern der Flüſſe oder Teiche, und erfreuen ſich da an der glatten von dem Monde beſchienenen Waſſerfläche und den vielen funkelnden Sternen. Die Weiber thuen dieſes darum gerne, weil ſie in ihrer Wohnung wenig Licht haben. Auch ſitzen ſie am Ufer und ſpinnen Flachs zu Hemden und Röcken.

Über einen Kinderraub der wilden Weiber erzählt man ſich folgendes:

Es war einmal ein reicher Gutsbeſitzer, welcher eine brave Frau und zwei Kinder hatte. Er bewohnte mit ſeiner Familie und Dienerſchaft ein ſchönes Schloß, das jedoch in der Gegend ganz allein ſtund, denn es gab weit und breit in der Umgebung keine menſchliche Wohnung. Seine Kinder, ein Mädchen und ein Knabe, waren klein und konnten noch nicht laufen. Es traf ſich, daß Herr und Frau auf Beſuch zu ihren Verwandten abreiſeten. Die Kinder, ihre einzige Freude, übergaben ſie der Obhut der Kindswärterin und befahlen auf die Kinder beſonders Acht zu haben. Am zweiten

[1]) Das vermuthet ſchon Grimm; ſ. Mythol. 437.

Tage nach der Abreiſe der Herrſchaft befand ſich die Wärterin mit den zwei Kindern ganz allein im Schloſſe; das übrige Geſinde war auf die Felder gegangen, da die gewöhnliche Schnittzeit war.

Am Nachmittage vernimmt die Wärterin eine liebliche Muſik, welche vom Schloßhofe in's Zimmer tönte. Eine Weile horchte ſie geſpannt zu, aber lange dauerte dieß nicht, denn die Muſik wurde immer zarter und angenehmer. Die Wärterin legte die Kinder auf den Tiſch und lief hinaus. Als ſie draußen war, öffnete ſich ein Fenſter und zwe wilde Weiber flogen in's Zimmer. Jede derſelben packte ein Kind und flog wieder hinaus. So ward die Wärterin von den wilden Weibern überliſtet; die Muſik, welche ſie draußen zu hören glaubte, war nur ein Lockmittel geweſen. Die Muſik dauerte ſo lange, als die Weiber ſich im Zimmer aufhielten; nachdem ſie verſchwunden, ſo verſtummte auch die Muſik. Die Wärterin kehrte verwundert in's Zimmer zurück, aber wie erſchrack ſie, als ſie die Kinder nicht mehr auf dem Tiſche fand. Sie ſuchte und weinte jedoch vergebens. Das offene Fenſter gab ihr endlich Aufſchluß darüber, was mit den Kindern geſchehen ſein mochte.

Jetzt kam das Geſinde nach Hauſe, obgleich es noch nicht Zeit war, denn ein wüthender Sturm, welcher ſich bald nach der Entfernung der wilden Weiber erhob, hatte ſie vom Felde verjagt. Die Weiber hatten in der Luft ihre Tänze ausgeführt, weil ſie darüber erfreut waren zwei hübſche Kinder zu beſitzen.

Die Wärterin erzählte dem Geſinde was geſchehen war, und alle überfiel ein Grauſen, ſo daß einige theils aus Furcht vor den wilden Weibern, theils vor der Strafe, die ihr Herr über ſie verhängen werde, das Schloß verließen.

In der Nacht, welche auf das traurige Ereignis folgte, verließ die Wärterin das Schloß und eilte über Berg und Thal fort. Sie kam in eine einſame Gegend, wo die Hütte eines Hirten ſtund. Hier glaubte die Wärterin vor der Ver-

folgung ihres Herrn gesichert zu sein. Sie hatte auch gehört, daß hier in der Nähe die wilden Weiber ihre Höhle hätten und hoffte nun, daß es ihr vielleicht gelingen könne die Kinder wieder zurück zu bekommen. Die Wärterin verdingte sich bei dem Hirten als Hüterin und wurde aus Mitleid aufgenommen.

Bei der Ankunft der Herrschaft waren von dem Gesinde nur wenige treue Diener zurückgeblieben. Diese erzählten das traurige Ereignis. Der Schmerz der Ältern war so groß, daß sie nach kurzem Aufenthalte das Schloß verließen. Sie begaben sich auf Reisen, allein der Schmerz um ihre Kinder war so groß, daß zuerst die Mutter, dann auch der Vater starb.

Mitlerweile brachten die Kinder in der finstern Höhle zu. Hier wuchsen sie in Wildheit auf und erreichten so das siebente Lebensjahr.

Verließen die wilden Weiber ihre unterirdische Höhle, so blieb bei den Kindern ein altes, blindes Weib, die Mutter der wilden Weiber.

Da ereignete es sich zu der Zeit, in welcher die beiden Kinder sieben Jahre alt geworden, daß gerade an jenem Tage, an dem die wilden Weiber Brot buken, im Walde über ihrer Höhle eine große Treibjagd abgehalten wurde. Der Geruch des Brodes drang durch das Erdreich und die Jäger, dadurch aufmerksam gemacht, meldeten es ihrem Fürsten, welcher auf der Stelle nachgraben ließ. Dieß wurde jedoch nicht tief genug fortgesetzt und es blieb daher die Höhle unerforscht; indessen blieb vom graben ein Loch übrig, welches bis in die unterirdische Höhle drang und durch dasselbe fiel das Sonnenlicht ein in die Wohnung der wilden Weiber.

Bald nach diesem Vorfalle, der ihnen unbekannt geblieben war, flogen sie auf Raub aus. Die Kinder liefen ihrer blinden Hüterin fort und trieben sich in den unterirdischen Gängen herum. Als sie nun zu dem leuchtenden Loche kamen, glaubten sie eine Lampe vor sich zu sehen und griffen darnach. Ihre Finger drangen tief in das weiche Erdreich, denn die Nägel

waren zu ſcharfen Krallen herangewachſen, und ſiehe da, ein Stück Erde fiel herab; die Kinder gruben wieder und ſo fort bis eine große Öffnung ſich vor ihnen aufthat, durch welche ſie in's Freie gelangten. Als ſich die Kinder draußen befanden, dauerte es eine Weile, bis ſie ſich von ihrem Erſtaunen erholten und rannten hierauf auf die benachbarte Wieſe unter das Vieh, welches ihre ehemalige Wärterin dort hütete. Bei der Annäherung der zwei Kinder zerſtreute ſich ſcheu das Vieh und jagte davon. Die Hüterin gieng auf die Wildfänge los, um dieſelben zu züchtigen; als ſie jedoch näher kam, war es ihr leid die unglücklichen Geſchöpfe zu ſchlagen und zu ihrer gröſten Freude erkannte ſie an dem Muttermahle ihre verlorenen Kinder. Die Hirtin eilt nun mit ihnen in die Hütte und am andern Tage begibt ſie ſich auf den Weg, der nach dem Schloſſe führt, wo ihre frühere Herrſchaft wohnte. Sie findet aber das Schloß unbewohnt und verödet. Die Hüterin ſieht ſich veranlaſſt im Schloſſe zu übernachten.

Als unterdes die wilden Weiber vom mehrtägigen Raube zurückkehrten, fanden ſie keine Kinder in der Höhle. Sie machten ſich ungeſäumt auf, dieſelben aufzuſuchen und fanden ſie in dem Schloſſe. Wüthend zerriſſen ſie die Wärterin in Stücke, nahmen die Kinder wieder mit ſich, und ſeit der Zeit hat man nichts mehr von ihnen gehört noch geſehen.

Alraun. Trude. Feuermann.

Alraun und Trud oder Drude gehören ſtreng genommen nicht zu den Elementargeiſtern, obwohl Züge vorkommen, die ſie mit den Hausgeiſtern gemein haben. Wir fügen jene Weſen dieſem Abſchnitte bei, weil ſie als Perſönlichkeiten erſcheinen (ſ. Grimm Myth. 1153 Anm.). Man könnte ſie Zaubergeiſter nennen. Es ſind poetiſche, vorübergehende Perſonifikazionen, ähnlich den Winden, Keren ꝛc. der griechiſchen Mythologie (ſ. Welcker griech. Götterlehre 1, 707).

56.

Von dem Alter des Wortes Alraun handelt Grimm in der Myth. 376, 480, 1153. Vergl. Gr. deut. Sagen Nr. 83, 84. Wackernagel Littgeſch. 13.

Das alte alrûn galt für die menſchlich geſtaltete Wurzel der mandragora (off. L. V. 1). Dieſe Alraunwurzel iſt ein bekanntes Zaubermittel; man ſchnitt Figuren daraus und nannte dieſe Alraunen, Galgenmännlein, Heinzelmännchen, Piſſedieb. Es muß im Mittelalter viel Aberglaube damit getrieben ſein. [1]) In H. Bocks Kreuterbuch (Straßb. 1560) S. 329 heißt es:

„Was die Landſtreicher Tiriack vnd wurmkrämer von Alraun vnd Mandragora, wie die ſchwerlich zu bekommen vnd

[1]) Im 17. Jahrh. exiſtierte ein Buch: Simplicissimi Galgen-Männlin, oder ausführlicher Bericht, woher man die ſ. g. Allräungen oder Geldmännlin bekommt und wie man ihrer warten und pflegen ſoll. Durch J. Fromſchmidt von Hugenfelß. 1673 und 1684 (Gödeke, Grundriß 508).

vnder den Galgen mit ſorglicher mühe muß ausgegraben werden, ſchwetzen vnd liegen, hat man zwar vor langeſt auff den märkten vnd dorfkirchweihen von ſolchen Leutten gehört. Darneben auch geſehen wie ſie geſchnitzte mennlin und weiblin feil hatten, welche bildtnuſſen auß der Wurzel Bryonia geſchnitten werden, vnd ſo die ſelbige bildtnuß in eim heißen ſand ein zeitlang verwaret werden, verwelken ſie, vberkomen alſo durch Kunſt ein andere geſtalt, gleichſam ſie alſo von natur gewachſen waren, darmit werden die einfaltigen menſchen vberredet" ꝛc.

Weil die Mandragora ſelten war, ſchnitt man (ſ. Höfer, Wörterb. der öſterr. Mundart 1, 23) aus der bryonia (Zaunrübe) Männchen, welche verborgene Dinge wiſſen und dem Beſitzer Geld bringen ſollten.

Die Alraun galt als Heilkraut. In der frauenlobes leiche (ed. Ettmüller) finden wir zwei Wirkungen: daz mich von ſenfte der alrûnen wart ſlafen (Fl. 10, 26); — berliche bürde weichet (Frl. Ml. 15, 2). In einem Kräuterbuche (Straßburg 1625) heißt es auch: „ſie machet den Menſchen ſchlaffen (S. 152); Alraun Rinden für der frawen Gemächt gehalten, bringt ihre Zeit und treibet auß die todte Geburt."

57.

Die Zauberer bedienten ſich verſchiedener Geräthe und Mittel. Wie man Bilder aus Wachs machte (vergl. Grimm M. 1045), ſo ſchnitzte man auch ſolche aus Wurzeln. Dieß geſchah in Nied. Öſterreich, Schleſien und in Böhmen, wo man ſolche Männchen Žarodoj heißt. Dieſe Erd- oder Galgenmännchen waren kleine aus harten Pflanzenwurzeln verfertigte Bilder, einen halben Fuß lang, die irgend einen berühmten Zauberer oder eine Hexe vorſtellten und denen man die Macht zuſchrieb, das Glück oder Unglück des Menſchen in den Händen zu haben. Gewöhnlich gab man ihnen die Form eines Weibes, ſelten eines Mannes, kleidete ſie ſauber und verwarte ſie an einem geheimen Platze, wo man ſich mit ihnen berathſchlagte.

Die Entſtehung dieſer Erdmännchen leitet der Aberglaube von einer Pflanze her, die nach der Meinung des Volkes (in Nied. Öſterr. und Böhmen) aus dem Harne empor wächſt, den ein unſchuldig gehängter unter dem Galgen von ſich gelaſſen. Man glaubte, daß die Wurzel dieſer Pflanze der Geſtalt eines Menſchen vollkommen ähnlich ſei. Es galt für ſehr gefährlich dieſe Wurzel aus der Erde herauszureißen, da man wähnte, daß dieſelbe, gewaltſam ausgeriſſen, ein Geſchrei ausſtoße, an deſſen Folgen der herausreißende ſterben müſſe. Der Aberglaube riet deshalb ſich bei einem ſolchen Geſchäfte die Ohren mit Wachs zu verſtopfen und die Pflanze an den Schwanz eines ſchwarzen Hundes zu befeſtigen. Hält man nun dieſem ein Stück Fleiſch vor, ſo gibt er ſich Mühe, es zu erhaſchen, zieht dadurch die Wurzel aus, wird aber durch das Geſchrei, welches ſich beim ausreißen erhebt, getötet. [1])

Bei dieſer Entſtehungsweiſe waren natürlich die Galgenmännchen ſehr ſelten, und deshalb erfand man noch andere Arten ihres Urſprunges, indeſſen waren es immer nur Wurzeln, denen man die nöthige Form zu geben ſuchte. Die Wurzel ſollte, wenn man ſie glücklich der Erde entriſſen hatte, mit rothem Wein abgewaſchen, in weiß und rothes Zeug gewickelt und in ein Käſtchen gelegt, alle Freitage aber gebadet und bei jedem Neumond mit einem weißen Hemdchen verſehen werden.

Dafür verliehen dergleichen Galgenmännchen, wie man glaubte, ihrem Beſitzer alle möglichen Güter und ſchützten ihn vor jeder Gefahr. Insbeſondere dienten ſie als die kräftigſten Arzneimittel. Man badete ſie im Waſſer, welches dadurch eine ſolche Heilkraft bekam, daß es alle Krankheiten bei den Menſchen und Thieren hob. Auch die Zukunft durchſchauten dieſe Erdmännchen und verkündigte ſie ihren Beſitzern entweder durch eine Bewegung des Kopfes oder auf eine andere verſtändliche

[1]) Übereinſtimmend mit dem Verfahren in Gr. Myth. 1154.

Weise. Wer ein solches Wesen, häufig in einer blechernen Büchse aufbewart, bei sich trug, dem wurde jeder Richter gewogen, auch wenn er früher noch so sehr gegen ihn eingenommen war. Auch brachte es dem Besitzer Glück und ließ ihn nie verarmen: denn ein jedes Stück Geld, das man dem Galgenmännchen Nachts zulegte, war des Morgens verdoppelt. Wollte man seine Dienste lange genießen und sicher gehen, daß es nicht absterbe, so durfte man es nicht zu sehr anstrengen, und in der Nacht nie über einen Thaler zu ihm legen.

Dieser Aberglaube ward von Betrügern vielfach benützt, um den Verblendeten ihr Geld abzunehmen. Gewöhnlich schnitten sie die Wurzeln der Zaunrübe wie Erdmännchen zu, steckten sie voll Hafer und Hirsekörner, und legten sie dann in warmen Sand. Hier fingen die Körner an zu keimen, und war dieß hinreichend geschehen, so wurden die Wurzeln wieder hervorgezogen, die Keime gleich Haaren zugestutzt und die fertigen Wunderdinge aufgeputzt und für schweres Geld verkauft.

Außer der oben angegebenen Behandlung gab man ihnen bei jeder Mahlzeit zu essen und zu trinken, weil sie, wenn man sie übergieng, wie kleine Kinder schreien, die Hunger und Durst haben.

Die Tracht dieses Wunderdinges bestand aus einfachem Leinengewande mit Metallgürtel, den ein rothes Mieder zusammen hielt.

In Wittingau (südöstl. Böhmen) erzählt man, ein Vorsteher einer Bibliothek habe dort nach der gewöhnlichen Arbeit keine Ruhe gehabt und sei oft mit Gewalt aus dem Zimmer getrieben worden. Besonders war dieß der Fall in jenem Zimmer, in welchem Manuscripte und andere seltene Denkmäler aufbewart waren. Es befanden sich darunter auch zwei Žarodoj mit rothem Scharlach bekleidet, und wie in Totenladen nach ihrer Größe liegend. An denselben befanden sich besondere Zeichen als wenn sie verschiedenes Geschlechtes wären,

und es soll sich Karl der IV. ihrer bedient haben, um künftige Dinge zu erforschen. Unter anderm erzählt man, sie hätten wie kleine Kinder gebadet werden müßen und zwar mit unverfälschtem Weine. Wenn dieß nicht geschah, so erhoben sie ein Geschrei wie neugeborne Kinder, und ließen damit nicht nach, bis ihnen ihre ordentliche Pflege wiederfuhr. Nach dem Tode Karls fand man sie beide tot, und hat sie so auf bewart. Aber auch als tote übten sie eine Macht auf den Menschen aus. Bei einer Feuersbrunst sollen sie verbrannt sein.

58.

Einige Leute in der Umgegend von Feldsberg (Herrnbaumgarten) in Nied. Österr. stehen im Rufe, einen dienstbaren Geist in Form eines kleinen Teufels zu besitzen, durch welchen sie gar manche Vortheile erlangen, indem er sie von allen wichtigen Geheimnissen in Kenntnis setzt, und ihnen in allen Geschäften und Unternehmungen Glück bringt.

Nach der dort allgemein herrschenden Ansicht wird dieser Teufel auf folgende Art erhalten: von einer ganz schwarzen Henne, welche auch nicht das kleinste weiße oder überhaupt lichtgefärbte Federchen an sich haben darf, nimmt man das siebente Ei, welches sie legt und trägt dann dasselbe ununterbrochen sieben Tage unter der linken Achsel. Dadurch wird es ausgebrütet und am siebenten Tage erhält man einen kleinen Teufel, welcher dann sogleich den höflichen Antrag stellt, auf jede Art dienstbar zu sein, nur verlangt er, daß ihm nach dem Tode seines Herrn dessen Seele gehören solle. Nun gilt aber nach der Meinung jener Leute für den Teufel ein ganz besonderes Gesetz; kann nämlich sein einstweiliger Besitzer ihn unbemerkt einem zweiten zubringen, so besteht dann der Vertrag mit diesem, und wenn er der Dienste und Gesellschaft des Teufels überdrüssig wird, so überläßt er denselben wieder einem dritten und sofort bis auf den siebenten. Diesen letzten aber verläßt dann der Teufel unter keiner Bedingung; er wird im Gegentheil immer wilder und verlangt immer

mehr Aufmerksamkeit; sein Herr kann ihn nicht mehr schön genug waschen und kämmen, und statt ihm Dienste zu leisten mishandelt er ihn, indem er ihm in der Nacht das Gesicht durch zerkratzen entstellt. Endlich stirbt der unglückliche siebente Besitzer eines meist geheimnisvollen unnatürlichen Todes und der Teufel macht sich dann mit der Seele auf und davon.

59.

In Nied. Österreich sind die Alraunen oder Araunen, welche vom Volke häufig Uraundln genannt werden, ganz kleine höchstens zwei Zoll große Geschöpfe, welche vom Teufel und einer guten Zauberin Namens Alraune abstammen. Vermöge dieser zweifachen Abstammung ist auch ihre Wirksamkeit eine zweifache, eine gute und eine böse. Da sie den Teufel zum Vater haben, so sind sie einerseits ränkevoll und den Menschen schädlich, sie verstecken allerlei Geräthe und setzen sich auf dieselben, sind aber dabei unsichtbar; wenn man daher etwas nicht findet, so pflegt man zu sagen: „Darauf sitzt gewiß ein Uraundl." Als böse Geschöpfe quälen sie auch das Vieh, machen es krank und verursachen oft, daß die Kühe keine Milch geben. Gegen diese schädlichen Wirkungen helfen nur geweihte Dinge, hauptsächlich Weihwasser.

Weil die Alraunen aber eine gute Zauberin zur Mutter haben, so ist auch ihre Wirksamkeit andererseits eine wohlthätige, und in diesem Sinne nennt sie das Volk „Tragerln," weil sie tragen oder bringen und zwar was ihr Besitzer verlangt, es sei nun Geld oder etwas anderes. Die Tragerln sind auch im Stande die tiefsten Geheimnisse zu erforschen und ihrem Eigentümer mitzutheilen, denn sie sprechen, essen und trinken ganz wie Menschen; die Nahrung muß ihnen der Besitzer geben und zwar von allem was er ißt. Die Tragerln müßen an einem geheimen Ort in einer Schachtel oder Flasche aufbewart werden, denn wenn sie jemand außer dem rechtmäßigen Eigentümer sieht, so wird alles, was sie bisher gebracht haben, zu Wasser. Wenn man ein Tragerl in die

Taſche ſteckt, ſo ſieht man alles, was man ſehen will; man kann ſich unſichtbar machen und in einem Augenblicke überall hintragen laſſen Wegen dieſer vorzüglichen Eigenſchaften der Tragerln hat es immer genug Leute gegeben, welche ſich bemühten ein ſolches zu bekommen.

Es gibt (nach dem Volksglauben) eine Pflanze, die man Fonich nennt. Sie kommt ſehr ſelten vor und hat die Eigenſchaft, daß ſie nur um zwölf Uhr in der Chriſtnacht blüht und ein Samenkorn trägt, welches ein Tragerl iſt; um nun dieſes zu bekommen, muß man einen Kirchenkelch darunter halten und es darin nach Hauſe tragen. Einmal faßten in einem Dorfe der Schullehrer, der Küſter und ein Bauer den Entſchluß ein Tragerl zu ſuchen und es gemeinſchaftlich zu benützen, denn der Bauer war ſo glücklich geweſen, im Walde eine Fonichpflanze zu entdecken. In der Chriſtnacht ſtal der Küſter den Kelch und die drei Böſewichte machten ſich auf, die Pflanze zu ſuchen. Der Bauer hatte den Weg bezeichnet und ſie fanden die Pflanze mit Leichtigkeit; der Schullehrer machte einen Kreis um dieſelbe und alle drei ſtellten ſich in denſelben; kaum war das geſchehen, ſo kam der Teufel mit böſen Geiſtern und wollte die drei zerreißen, aber der Kreis hielt ihn zurück; endlich blühte die wunderbare Pflanze und aus der Blüte rollte das Tragerl heraus; der Küſter hielt ſchnell den Kelch unter und fieng es auf. Der Teufel ſtampfte vor Wuth und verſchwand. Nun giengen die drei Abenteurer ganz guter Dinge nach Hauſe; der Teufel nahm aber die Geſtalt des Pfarrers an, begegnete ihnen und ſprach: Ich weiß wo ihr waret, wenn ihr mir jetzt das Tragerl nicht auf der Stelle zeigt, ſo ſage ich es dem Richter und ihr hängt morgen alle drei. Die erſchrockenen zeigten es dem vermeintlichen Pfarrer, welcher in den Kelch blies, ſo daß das Tragerl herausflog und unter gräßlichem Gelächter verſchwand. Jetzt erſt erkannten die geteuſchten, daß es der Teufel geweſen, und ſie giengen betrübt und ohne Tragerl nach Hauſe. [1])

[1]) Über die Koboltnatur des alrûn hat auch Kuhn, nordd. Sag. S. 423, eine Mitth.

60.

Nach einer Mittheilung von Chr. Teſter in Chur iſt das Alräunchen geflügelt und legt goldene Eier. Er ſchreibt:

„Im nördlichen Theile der Kt. Graubünden iſt ein dunkler, dichter Wald am Fuße des Hochwangs (unweit Chur). Dieſer Wald birgt in ſeinem finſtern Schoße ein kleines, geflügeltes Weſen, das Alaräunchen, das alle Tage ein kleines goldenes Ei legt. Viele haben ihm ſchon nachgeſtellt, mit Liſt und mit Zauber, doch iſt es noch keinem gelungen, des ſchalkhaften Thierchens habhaft zu werden.“

61.

An manchen Orten Nieder-Öſterreichs glaubt man, daß auch die den Uraundln ſehr ähnlichen Tragerln fliegen und ſich nach belieben unſichtbar machen können. Die Seele eines Menſchen, der ein Tragerl in ſeinem Dienſte hat, gehört aber dem Teufel, wenn er nicht im Stande iſt, das Tragerl bei Lebzeiten zu verkaufen oder zu verſchenken. Wer ein Tragerl hat, darf es niemandem ſagen. Dieſe kleinen Weſen ſchlafen und ſprechen nie, wohl aber eſſen ſie, und zwar muß man ihnen immer eher zu eſſen geben, als man ſelbſt ißt.

In einem Dorfe fiel einſt, vom Froſt erſtarrt, vor dem Hauſe eines Bauern, während eines ſtarken Schneegeſtöbers, ein Hühnchen auf den Boden. Der Bauer erbarmte ſich desſelben und nahm es zu ſich in das Zimmer; kaum war das Hühnchen in der Stube, ſo ſtund neben demſelben eine große Kufe voll des ſchönſten Kornes. Der Bauer ſah nun, daß dieſes Hühnchen ein Tragerl war, ſtellte es auf eine Ofenſchaufel und warf es zum Fenſter hinaus, weil man ſolche Weſen nicht angreifen darf, wenn man ſie nicht behalten will. Das Hühnchen verſchwand und kam nie wieder.

Wenn man ein Tagerl beſitzt, ſo kann man durch dasſelbe alles bekommen, was man nur wünſcht. Man darf nur ſagen: Tragerl trag! Die Tragerln nehmen aber die Sachen, welche ſie bringen, von andern entfernt wohnenden Leuten, ſo

daß diese dann nicht mehr wissen, wohin sie gekommen sind. Einmal besaß ein Bauer ein Tragerl und war durch dasselbe ungemein reich geworden, deshalb fürchtete er den Verdacht seiner Nachbarn, welche sehr leicht auf den Gedanken kommen konnten, daß er ein Tragerl besitze; darum sagte er zu demselben: „Tragerl trag selten." Das Tragerl aber verstand: „Tragerl trag Schwelten," welches in der Volkssprache soviel als Pfosten bedeutet. Ein anderer Bauer besaß eine Menge solcher Schwelten. Das Tragerl nahm sie ihm weg und brachte sie seinem Gebieter. Hierdurch ward es verrathen, daß der Bauer ein Tragerl besitze, und deshalb verließ ihn dasselbe, so daß er wieder gänzlich verarmte, und dennoch gehörte seine Seele dem Teufel.

62.

In dem vorhergehenden ist die teuflische Natur des Tragerl schon angedeutet, ebenso dessen Verwandlung in ein Huhn. Dieser mythische Zug läßt sich noch weiter verfolgen.

In Trübau (Mähren) herrscht der Volksglaube, daß sich der Teufel in eine schwarze Henne verwandle und durch diese Henne könne man reich werden. Das Ei, welches die schwarze Henne legt, muß man aber 14 Tage unter der Achsel tragen. Auf diese Art wird das Ei ausgebrütet. Das legt man der Henne unter und man wird täglich einen Thaler haben. Läßt man den Thaler mit dem Ei unter der Henne liegen, so hat man am andern Tage schon vier u. s. w. Ein armer Mann traf einst eine schwarze Henne an und nahm sie mit sich. Dadurch ward er allmählich so reich, daß er die Henne wieder los zu werden trachtete. Er gab sie einem Freunde, und dieser wieder einem andern. Der dritte Besitzer aber konnte ihrer nicht los werden, denn als er sie in der Thomasnacht an die Stelle brachte, wo sie gefunden war, kehrte sie wieder zurück. Sogar an seinem Grabe blieb sie so lange, bis das viele Geld unter die Armen vertheilt war. [1])

[1]) Zu den Teufels Opfern gehören auch schwarze Hennen: Vergl. Gr. Myth. 961. Kuhn, nordd. Sag. 516. 540.

Eine Bäuerin hatte eine schwarze Henne mit feuerrothen Augen. So oft die Frau auf die Henne klopfte, fiel ein Ei. Ein Knecht kam hinter das Geheimnis und zeigte sie dem Richter an. (Aus Wittingau.)

In Cheynow (Böhmen) herrscht der Glaube, daß vollkommen schwarze Kühe, Hunde, Katzen, Hühner ꝛc. im Dienste des Teufels stehen. Trägt man das frisch gelegte Ei einer schwarzen Henne, die das erste Mal legt, neun Tage lang unter dem linken Arm, ohne sich zu waschen und ohne zu beten, so wird aus dem Ei ein Teufelchen [1]) herausspringen. Das ist dann demselben ganz dienstbar. Ist man des Teufelchens überdrüssig, so kann man seiner um drei Pfennige los werden. Nur um diesen Preis darf man ihn feil bieten, sonst kehrt er wieder zurück. Ist er an den dritten Besitzer gelangt, so kann dieser sich desselben nicht mehr entledigen.

63.

Das aus dem Ei einer schwarzen Henne ausgebrütete Teufelchen heißt in Nieder- und Oberösterreich Spazifankerl oder auch Spirifankerl (vergl. Schmeller I, 543. III, 575 fg.). Wenn ein Mensch recht ausgelassen und überall dabei ist, so sagt man in Nied. Österr. (z. B. Trumau): Dàs is do' e rechts Sbirifankerl; statt dessen aber auch Åraínl. Wenn einer viel Geld hat und man weiß nicht woher, so sagt man, das Åraínl habe es ihm gebracht. Will man einen schlimmen Menschen oder ein ausgelassenes Kind schimpfen, so sagen manche zu ihm: Du bist e rechts Åraínl.

Die Dienstzeit eines solchen Teufels dauert nur 7 Jahre. Während dieser Zeit muß man ihn in eine Schachtel oder Flasche sperren. Öffnet man sie, so springt er heraus, und nimmt eine immer größere Gestalt an, so daß man ihn nur mit List wieder hineinbringen kann. Vor Ablauf der 7 Jahre

[1]) Neben diabel, diabliček gebraucht man im böhmischen čert, čertik oder čertiček.

ſucht ihn jeder los zu werden und zwar für 3 Pfennige. Geſchieht das nicht, ſo iſt der jeweilige Beſitzer ein Opfer des Teufels.

Man erzählt ſich, daß ein ſolcher Behälter mit dem Teufelchen an einen zweiten oder dritten verkauft worden, ohne daß es dieſer gewuſt habe. Ein Käufer ward einmal durch die Worte überraſcht: Ich bin dein und du biſt mein.

Nach dem Volksglauben in Mähriſch-Trübau kann auch ein ſchwarzer Hahn das Geld vermehren. Gibt man ihm täglich friſchen Hafer, ſo liegt jeden Morgen ein Thaler unter dem Hahn.

Wir haben bei den Schatzſagen einiger abergläubiſchen Gebräuche Erwähnung gethan, die ſich auf Geldgewinnung beziehen z. B. des Chriſtofelsgebets. Schon Wolf (Beitr. I, 99. II, 91) erwähnt des Chriſtofelsgebets, das in Köln im Gebrauch ſei. In Öſterreich iſt es noch weit und breit bekannt. Es muß auch anderwärts vorkommen. Vor mir liegt eine „dissertatio theologica casualis de invocatione S. Christophori ad largiendos nummos, vom Chriſtophels-Gebet.“ Von J. A. Taſinger; Tubingae 1748. Dieſe Abhandlung iſt gegen ſolchen Aberglauben gerichtet. In der Legende [1]) vom Chriſtträger liegt nichts, was Veranlaſſung gegeben hätte ihn als Geldſpender anzurufen. In dem Gebete (formula ex germanico in latinum idioma fusa) wird Chriſtof vom Knaben Jeſus angerufen „Offery.“ Und nachdem er ihn getauft, ſpricht er: Non amplius vocabere Offery sed Christophorus, ego te creo thesaurarium tibique do potestatem in omnes thesauros in terra abditos etc; ferner heißt es in der Formel hac nocte nobis afferas 300000 florenos bonae monetae etc. — juva nos et affer genuinum aurum, bonos ducatos etc.

Das Volk beſchwört auch einen Geiſt Astarot („est nomen idoli Syrii;“ ſ. Sam. 7, 3; 1 Buch der Kön. 11, 5. 2 Kön. 23, 13 u. a.); fingunt ejusmodi conjuratores nomina angelorum et geniorum malorum hebraica, arabica etc.

---

[1]) Bei Jac. de Vorag. und Pfeiffers Seelentroſt Nr. 94.

Ferner heißt es in der Dissertation: provocare videas ad virunculos sive cobalos et καταχθονίους. Die Berg-Männlein, qui apparere dicuntur in fodinis etc.; — provocatur et ad virunculos mandragoricos aliosque, die Geldmännlein, queis acquiri opes posse credit superstitiosa gens, et albam foeminam, die weiße Frau, per quam magnus aliquando thesaurus detectus esse dicitur. — Es muß im Mittelalter auch die Anna angerufen sein ad numos elargiendos; wenigstens sagt die Dissertation: quod munus aliâs vindicatur Annae, uti olim apud gentiles, Junoni tributum fuit. In der Apolog. Aug. confess. art. 9 heißt es: haeret et hic error apud doctos, quod singulis sanctis certae procurationes commissae sint, ut Anna divitias largiatur etc.

Schließlich sei noch bemerkt, daß manche in Österreich zur heil. Jungfrau Corona beten um „99000 Dukaten gangbarer Münze."

64.

Über die S. 259 erwähnte Pflanze kann ich aus Nied. Österreich noch folgende Mittheilungen machen.

Eine Waldpflanze von 1—2 Fuß Höhe wird von dem Volke Fonich oder Fanicher genannt. Diese Pflanze hat einen dreieckigen Stengel, der bis zur Mitte hinauf blätterlos ist; die Blätter selbst sind gefiedert. Es gibt einen weißen und einen schwarzen Fonich; der weiße blüht den ganzen Sommer hindurch; die Blüten sitzen am obersten Theile der Pflanze, sind weiß und bilden eine Dolde; der schwarze Fonich ist etwas höher als der weiße, und der Stengel desselben ist am unteren Ende schwarz. Man sieht ihn nie blühen, weil er der Sage nach nur einmal des Jahres eine Stunde lang blüht. Die Angabe über die Blütezeit ist nicht übereinstimmend; nach den einen blüht er in der Thomasnacht um zwölf Uhr und zwar gelb, nach andern in der Nacht vor dem Pfingstsonntage und zwar während des brennens der Johannisfeuer, welche an diesem Abend angezündet werden. Die Haupt-Eigen-

ſchaft des Fonichs liegt nach der einen Erzählung in der Blüte, nach der andern im Samen, welcher noch in derſelben Mitternachtsſtunde reif wird und abfällt. Die rothe Blüte macht den Beſitzer derſelben unſichtbar; von mehr Wert iſt der Same des gelb blühenden, weil derjenige, welcher ein ſolches Samenkorn bei ſich trägt, alle Schätze der Erde ſieht.

In Sierndorf (bei Stockerau) erzählt man folgendes. Ein Bauernburſche Namens Hans arbeitete in einem Dorfe bei einem Schneider und muſte jeden Abend durch einen Wald nach Hauſe gehen, denn der Schneider war nicht in demſelben Dorfe, in welchem Hans mit ſeiner Mutter und ſeinen Schweſtern wohnte. Am Abend vor dem Pfingſtſonntage muſte er einige Stunden länger bei ſeinem Meiſter bleiben, um noch einige Sonntagsröcke fertig zu machen. Als er ſich endlich auf den Weg nach Hauſe machte, gieng es ſchon ſtark auf zwölf Uhr; deshalb eilte er mehr als ſonſt. Kaum war Hans etwa zwanzig Schritte waldeinwärts gegangen, ſo ſchlug es auf der Turmuhr zwölf; in dieſem Augenblicke begann der rothe „Fanicher“ zu blühen, und zwar ſo dicht und mit einem ſo hell leuchtenden roth, daß Hans meinte der Boden glühe unter ſeinen Füßen, denn er wuſte nichts vom rothen Fanicher. Aus Furcht ſich zu verbrennen lief er ſo ſchnell er konnte durch den Wald, wobei es geſchah, daß er eine ſolche Blüte abſtreifte, ſo daß ſie in den Stiefel des linken Fußes fiel, ohne daß es Hans bemerkte. Als er nach Hauſe kam, fand er ſeine Mutter und ſeine beiden Schweſtern noch wachend in der Stube ſitzen. Er dachte ſogleich, daß ſie ſeinetwegen ſo lange aufgeblieben ſeien; als er aber ſeiner Mutter entgegengieng, um ihr den Grund ſeines ausbleibens zu ſagen, las dieſe in ihrem Gebetbuche fort, und ließ ſich nicht im geringſten irre machen, denn ſie ſah und hörte Hanſen nicht, weil er vermöge der Fanicherblüte unſichtbar war; ebenſo gieng es ſeinen Schweſtern, welche zu einander ſagten, ſie könnten gar nicht begreifen, wo ihr Bruder ſo lange bleibe. Auch Hans konnte ihr Benehmen nicht begreifen, denn er wuſte nicht

daß er unſichtbar war. Sonderbarer Weiſe fühlte er aber keinen Schlaf, ſo daß er einen ganzen Monat lang ſeine Stiefel nicht auszog. Indeſſen grämten ſich ſeine Mutter und ſeine Schweſtern, denn niemand wuſte ihnen Auskunft über Hans zu geben, und ſo ſehr ihnen dieſer täglich verſicherte, daß er bei ihnen ſei, ſie möchten nur die Hand nach ihm ausſtrecken, ſahen und hörten ſie ihn doch nicht. Endlich, nach einem Monate, zog er ſeine Stiefel aus, weil ſie zerriſſen waren; hierbei fiel die Blüte auf den Boden. Unter furchtbarem Gekrach ſtieg der Teufel aus der Erde, nahm dieſelbe und verſchwand wieder. Es war dieß gerade an einem Sonntage, wo alles in der Kirche war. Als Hanſens Mutter und Schweſtern nach Hauſe kamen, ſahen ſie ihn beim Tiſche ſitzen. Kaum trauten ſie ihren Augen, und als ſie ſich überzeugten, daß er es wirklich war, ſo freuten ſie ſich unendlich. Durch den Verluſt der Fanicherblüte war er nämlich ſichtbar geworden und gehörte nun wieder den ſeinigen. [1])

In Goberling (Eiſenburger Com. in Ungarn) wird folgendes erzählt. Den Samen des gelbblühenden Fonichs kann man nur in der Thomasnacht bekommen, in welcher er blüht und reift; und zwar müßen immer drei oder fünf mit einem Kirchenkelche zu einer ſolchen Pflanze gehen, mit geweihter Kreide einen Kreis um dieſelbe ziehen, ſich hineinſtellen und wenn der Fonichſame herunterfällt, ihn mit dem Kelche auffangen, ſonſt bekommt ihn der Teufel.

Einmal verbanden ſich zwei Bauern mit dem Küſter eines Dorfes, um einen ſolchen Fonichſamen zu bekommen. Die Pflanze ward ſchon am vorhergehenden Tage aufgeſucht. Am entſcheidenden Abend nahm der Küſter den Kelch heimlich aus der Kirche, und die drei Abenteurer trabten guter Dinge in die Nacht hinaus. Die Pflanze war bald gefunden, ſie mach-

[1]) Auch Farnſamen macht unſichtbar, ſ. Gr. Myth. 1160, wo die weſtfäl. Sage eine merkwürdige Übereinſtimmung mit der unſrigen hat. Vergl. Panzer 2, 73 und 272.

ten einen Kreis um dieſelbe, ſtellten ſich hinein und gelobten einander feierlich, daß während der gefahrvollen Stunde keiner den Kreis verlaſſen, noch ein Wort ſprechen wolle, denn ſie wuſten recht gut, daß der Fehler eines einzigen allen dreien den Tod bringen würde. Die zwölfte Stunde kam und der Fonich fieng an goldgelb zu blühen; als aber die Blüten abfielen und der Same zu reifen begann, donnerte und krachte es in der Erde und eine Schar von Teufeln umlagerte den Kreis. Da fieng einer der beiden Bauern an ſich zu fürchten; die Teufel bemerkten das und weil ein Bauer einen rothen Rock an hatte, ſchrieen die Teufel: „Den mit dem rothen Rock wollen wir haben;“ aber das half nichts, die drei rührten ſich nicht. Endlich öffneten ſich die Samenhülſen und die Körner rollten in den untergehaltenen Kelch; in dieſem Augenblicke donnerte es in der Erde und die Teufel verſchwanden, worauf die drei Männer nach Hauſe giengen. Unterwegs konnte der Küſter, welcher den Kelch trug, ſeinen zwei Freunden nicht genug erzählen von den vielen Schätzen, welche er ſehe. Hierauf nahmen die beiden andern den Kelch in die Hand und ſahen dasſelbe. Als ihn der Rothrock in die Hand bekam, begegnete ihnen der höckerige Schullehrer des Dorfes, welcher um die Sache wuſte, weil er ihnen zum Kelche verholfen, und ſprach: „Habt ihr ihn ſchon, laßt ihn einmal ſehen.“ Die drei ſagten ihm, er ſolle warten bis ſie zu Hauſe wären. Der Schullehrer aber ſagte: „Wenn ihr ihn jetzt nicht ſehen laßt, ſo gehe ich zum Pfarrer.“ Erſchrocken hob der Rothrock den Deckel auf; ſtatt aber hineinzuſchauen, blies der Höckrige, welcher der Böſe war, in den Kelch, daß alle Körner herausflogen. Der Böſe verſchwand, und jetzt erſt ſahen die betrogenen, daß es nicht der Schullehrer, ſondern der Teufel geweſen war, welcher nur die Geſtalt des Schullehrers angenommen hatte, um ſie um ihren koſtbaren Schatz zu bringen.

65.

Überlieferungen von Truden, die auf Walkyrien zurückweisen (Grimm Myth. 394), wie z. B. die bei Panzer (bair. Sag. 1, 88), scheinen in Österreich nicht mehr vorzukommen. Was sich vorfindet, ist offenbar neueres Ursprungs und hat nahe Verwandtschaft mit dem Hechsenglauben.

Unter den Druden stellt man sich in Nied. Österreich solche Weiber vor, welche sich in ihrem äußeren von den übrigen nicht unterscheiden, und von einer überirdischen Macht gezwungen werden, ihre Mitmenschen dadurch zu quälen, daß sie sich des Nachts mit ihrer ganzen Schwere auf dieselben setzen und sie auf das unbarmherzigste drücken. Die Druden sind in der Zeit, in welcher sie drücken, ganz anders als zur Zeit, in welcher sie unter den Menschen wandeln; sie sind häßlich und alt und haben statt der gewöhnlichen Füße Drudenfüße, das sind solche Füße, welche drei lange Zehen haben, von denen zwei nach vorn gekehrt sind und eine nach rückwärts. Sie sind nicht an irgend einen Eingang gebunden, sondern sie können auch durch das Fenster oder durchs Schlüsselloch in die Zimmer gelangen, und werden nicht durch geweihte Gegenstände zurückgehalten. Derjenige, welcher von einer Drud gedrückt wird, sieht dieselbe kommen, ist aber nicht im Stande, auch nur ein Glied zu bewegen. Die Drud spricht nichts und macht auch kein Geräusch, sondern setzt sich lautlos auf die Brust. In ihren Zügen liegt immer etwas schadenfroh lächelndes, als ob sie sich über die Qual freueten, die sie ihren Mitmenschen bereiten. Die Druden sind gewöhnlich mager und blaß, aber sehr schwer. Die Zeit, in der sie erscheinen, ist die Mitternacht. Über das fortgehen der Druden weiß niemand Bescheid zu geben, denn man sieht sie wohl kommen, aber sie verschwinden allmälich wieder wie ein Traum, an dessen Ende man sich des Morgens nicht mehr erinnern kann. Die Weiber, welche das Schicksal haben, Druden zu sein, wissen es, aber sagen es niemandem. Mit dem sogenannten „drückengehen" der Druden hat es folgende Bewandtnis:

Der Leib der Druden bleibt während des drückens an der Stelle, wo ſich dieſelben in natürlichem Zuſtande vor dem drückengehen befanden, und nur der Geiſt wandelt fort zur quälenden Arbeit; daher wiſſen die Druden wohl, daß ſie drücken gehen müſſen, oder daß ſie irgend jemanden gedrückt haben, aber wer der unglückliche war, den ſie drückten, wiſſen ſie nicht, weil ihr Geiſt nicht bei dem Körper war.

Eine arme Wäſcherin, welche ein altes Pferd hatte, welches ſie benützte, um ihre Wäſche hin und her zu tragen, hatte eine Gehülfin, mit welcher ſie oft bis tief in die Nacht wuſch. Eines Nachts, als es ſchon ſtark auf Mitternacht gieng, und die beiden wieder fleißig wuſchen, wurde die Magd immer unruhiger, wich aber den wiederholten Fragen über ihre Unruhe jedesmal aus. Endlich, als die Turmuhr zwölf ſchlug, wurde ſie ganz blaß und ſtarr, die Wäſche fiel ihr aus den Händen, und ſie blieb wie angewurzelt, mit geſchloſſenen Augen, wie in einem tiefen Schlafe, vor dem Waſchtroge ſtehen. Die erſchrockene Wäſcherin wuſte ſich nicht zu helfen, ſie ſchüttelte und ſchlug ſie, aber alles half nichts, ſie kam erſt eine Stunde nach Mitternacht wieder zu ſich und wuſch dann wieder fort wie früher. Die Wäſcherin fragte nun, was für eine Bewandtnis es mit jenem ſeltſamen Schlafe habe. Und dieſe ſagte ihr, daß ſie eine Drud ſei, und jede Nacht drücken gehen müſſe, ſie könne aber dadurch erlöſt werden, daß ihr jemand freiwillig erlaube, ein Thier, welches ihm ſehr nützlich oder ſonſt ſehr wert ſei, zu erdrücken. Mit ſchwerem Herzen erlaubte die Wäſcherin der Drud, ihr einziges Pferd zu erdrücken, was dieſe auch wirklich in der nächſten Nacht that. Durch dieſes große Opfer war die Drud erlöſt, und brauchte nie mehr drücken zu gehen.

Es gibt Mittel ſich der Druden zu entledigen. Wäre man z. B. in demſelben Augenblicke, wenn eine Drud in das Schlafgemach kommt, im Stande ihr das Kopfküſſen vor die Füße zu werfen, ſo könnte ſie ſich nicht von der Stelle bewegen, und man ſähe dann des andern Morgens die Drud

in ihrer wahren menſchlichen Geſtalt; weil man aber in den meiſten Fällen durch den Schrecken über das erſcheinen der Drud wie gefeſſelt iſt, ſo gelingt dieſes Mittel nie. Iſt man im Stande, während man gedrückt wird, zur Drud zu ſagen: „Komm morgen um Salz zu mir", ſo muß dasjenige Weib, welches dieſe Drud war, des andern Tages kommen und den gedrückten um Salz erſuchen. Kommt dann wirklich durch Zufall jemand aus der Nachbarſchaft und bittet um Salz, ſo ſagt man: Das iſt eine Drud. Wenn in einem Zimmer drei Lichter brennen, ſo glaubt man, es könne keine Drud in dasſelbe kommen, oder wenn man auf jeden Eingang einen Drudenfuß zeichnet, oder alle Riegel mit Schnüren zubindet, ſo kann ebenfalls keine Drud in das Gemach gelangen.

66.

In der Nähe des Dorfes Göpfritz in der Wild (Nied. Öſterr.) befindet ſich in einem Walde eine ſchöne, von vier Dämmen eingeſchloſſene Wieſe. In der Mitte derſelben befinden ſich drei „Tümpel". [1]) Dieſe Tümpel ſind ſehr tief, und wimmeln von Fiſchen. Betritt man die Wieſe, ſo ſchwankt der Boden unter den Füßen. Die Leute glauben, daß hier der alte Kaiſer mit ſeinen Soldaten verſunken ſei. Auf jeder Seite der Wieſe liegen zwei ziemlich große, oben abgerundete Steine. Die innere Seite eines jeden Steines iſt mit ſonderbaren Zeichen bedeckt. Ein ſolches Zeichen findet ſich häufig auf den Thüren der Wandſchränke in den Bauernhäuſern. Es iſt der ſternförmige, ſiebeneckige „Drudenfuß."

Die Leute glauben, daß ſich die Druden bei dieſen „Drudenſteinen" zu verſammeln pflegen, [2]) um zu verabreden, welche Menſchen von ihnen getreten werden ſollen. Wenn nämlich jemand „Alpdrücken" hat, ſo glauben die Leute, eine Drude trete ihn mit ihren ſiebeneckigen Füßen. Um ſich

[1]) Mhd. tümpfel, (gurges): tiefe Stelle, Wirbel.

[2]) Vgl. Panzer bair. Sag. 1, 106 und 151.

vor den Druden zu ſchützen, mahlt man Drudenfüße an die Außenſeite der Schränke und Bettſtellen, und befeſtigt einen Miſtelzweig an die Thürſchwelle. Ferner ſtellt man jeden Abend beim ablegen der Kleider die Schuhe ſo unter das Bett, daß die Spitzen derſelben nach außen ſtehen.

Wir hatten — ſo erzählte mir ein junger Mann aus Göpfritz — einſt einen Knecht, der hieß Hans. Eines Morgens ſagte Hans zu mir: Heute um ein Uhr Morgens hat mich die Drude getreten. Ich antwortete ihm, er möge wahrſcheinlich geträumt haben. „O nein," ſprach Hans, „ich war ganz wach. Die Turmuhr hatte eben eins geſchlagen, da öffnete ſich plötzlich die Fallthüre des Heubodens, und es ſchritt jemand die Treppe herab. Bei jedem Schritte kniſterte und krachte die Treppe, als ſtünde ſie in Flammen. Als das Geräuſch aufhörte, kam es bleiſchwer über mich. Allein ich ermannte mich, drehte mich um, und ergriff die Drude bei den Haaren, indem ich ſagte: Komm' morgen um zwölf Uhr Mittags. Als ich das geſagt hatte, ließ ich die Drude los, und ſie entfernte ſich ſogleich ohne Geräuſch. Heute kommt ſie gewiß."

Ich lachte zwar ungläubig, gieng aber doch ſchon um halb zwölf Uhr in die Geſindeſtube. Hans ſaß allein bei Tiſche. Kaum hatte er den Löffel gewiſcht, ſo ſchlug es zwölf. Noch war der letzte Glockenſchlag nicht verklungen, da öffnete ſich die Thüre, und ein altes Weib trat in die Stube. Sie war einäugig und hatte ein graues Tuch loſe um den Kopf gebunden. Ihre Füße waren auffallend kurz und breit. Sie gieng, ohne zu ſprechen, bis in die Mitte des Zimmers, blickte Hanſen ſcharf an, und ſtreckte ihm die offene Hand entgegen. Hans nahm ſchnell ein bereitgehaltenes Stück Brot, legte einen Viertelkreuzer darauf, und gab das dem Weibe. Dieſe nahm das Geſchenk, wandte ſich um, und verließ lautlos die Stube.

Hans aber gieng noch an demſelben Tage in den Wald, holte einen Miſtelzweig, und befeſtigte ihn an die Thürſchwelle des Stalles.

Es besteht auch die Meinung unter den Leuten, daß blödsinnige Weiber mit kurzen, breiten Füßen in ihrem achtundsiebzigsten Jahre zu Druden werden.

67.

In Ostermiething (im Salzburgischen) glaubt man, daß alle Weiber, welche Plattfüße haben, Druden seien, oder, wenn sie älter sind, Druden werden. Findet die Drude keinen Menschen, den sie drücken kann, so muß sie Thiere oder einen Baum drücken, aber dann geschieht es oft, daß sie sich selbst am Baum erdrückt. Auch hier ist der Glaube, daß die Drude, wenn sie einen drückt, ihren Körper vor dem Hause stehen läßt; wenn man dann einen solchen Körper anrührt oder anspricht, so fällt er zusammen und die Drude, welche im Hause ist, stößt einen fürchterlichen Schrei aus.

Einen Bauern in Gilgenberg (einer Pfarre zwischen Ostermiething und Braunau) drückte alle Tage die Drude. Kaum lag er im Bette, so kroch eine Katze über den Bettfuß hinauf, und verhielt ihm den Atem; er konnte dann weder sich rühren noch rufen. Sein Verdacht fiel auf die „Dirne" (Magd) und wurde darin noch mehr bestärkt, als bei der Nacht ein frischer Schnee fiel („einen frischen Schnee machte"). Man sah darin deutlich die Spuren einer Katze, vom Fenster weg, wo die Dirne schlief, bis zum Hause hin und wieder zurück. Er wollte die Katze einst fangen, wie sie über das Bett hinaufkroch, doch es war vergebens, er griff in die Luft. Als er aber einst im beisein der Magd über die Druden schimpfte, und sagte, er wolle sich rächen, hatte er einige Zeit Ruhe, dafür aber kam sie über die Pferde, die sich losrissen und ganz wüthend wurden.

Oft lassen sie am Bette Drudenkreuze als Spuren zurück.

68.

Wir setzen hieher noch ein Alpgebet, das in Gurschdorf (österr. Schlesien) vor dem schlafengehen wider das Alpdrücken gesprochen wird:

Olp ond Olp,
ich weich der hente (dieſe Nacht) aus,
doas du nech kemmſt ei mei Haus.
Olle Lönda muſt du bloata (Linden — entblättern),
olle Waſſer muſt du woata (durchwaten),
olle Barge muſt du ſteiga;
bis der himmliſche Hohn kräht[1])
kan mer der Olp ond Olp
niſchte me oa hoan (nichts mehr anhaben).[2])

69.

Eine andere Art geſpenſterhafter Perſonifikation ſind die Irrlichter (Gr. M. 868; Kuhn nordd. Sag. S. 425). Sie haben einige Verwandtſchaft mit den Kobolden. Um Weidenau (Schleſien) nennt man die im Walde erſcheinenden: „graue Mann'l." In Gurſchdorf (in Schleſien unweit Jauernig) erzählt man vom „Feiermon" (Feuermann) folgendes:

Es woar a mol a Fuhrmon, dar hotte ån faula Knecht, ond do muſte dar Fuhrmon ſalber off der Stroße fohra. A mol fuhr ar Obids ſpät dorch en Puſch ond 's woar ober ſchun a ſu ſier fenſter, doß ma ken Schrit fir ſich hin ſoch. Do hot ar immer zo God gebata, wenn ar noch a Zepparla (Stückchen) Licht hon kennte. Do ſoch ar off der Stroße hin, ond ſoch å Lichtla, das immer meer offen zu kom ond dernochtan (hernach) fir ſenn Wäne (Wagen) hargieng. Do bote dar Fuhrmon dan Feiermon, denn 's woar ſonſt niemand anderſch ols ar, doß ar em bis häm (heim) leichta ſul, ond do hot a rechtich dar Feiermon dan Fuhrmone bis häm gelucht. Wie der Fuhrmon der häme woar, ſponnte ar glei de Pfarde aus ond läte ſich ſchlofa, ond ſäte dan Feiermone nech a mol en bezohl dich God. Sei

[1]) Ausführliches über den alles dämoniſche verſcheuchenden Hahnkrat in Caſſels eddiſchen Studien 1, 47 ff.

[2]) Eine andere Verſion aus dem Kuhländchen ſ. Joſ. Georg Meinerts Volkslieder 1817, S. 44.

Weib woar ober noch uf blien (geblieben) ond wie ſe zom Fanſter nous ſoch, ſchluch er (ihr) off ä mol a gruße Lichtigkät (Helligkeit) eis Geſechte, 's woar ober der Feiermon dar a ſelche Lichtigkät machte; weil ſich der Fuhrmon nech bei nem bedankt hotte, woar ar en Hofe ſtiehn geblien. Se rannte glei zom Mone ond ſäte, ar ſelde ſich doch ben Feiermone bedanka. Der Fuhrmone trot zom Fanſter ond ſäte zu nem: „Enſer lieber Hergod ſoll derſch a ſu viel bezohla, ols wie Sandkernla en Meere hot.“ Der Feiermon ſäte druf: „Etz is mir ond dir geholfa“ ond verſchwond. — Der Feiermon iſt äne nech derleſte (eine nicht erlöſte) Seele, ond ma ſicht ſe offen Feldern Obids, ols a briniche Schitte (brennende Garbe) rem giehn, ond wenn er biſe (böſe) oder ſchlechte Leite a nochgiehn, ſu verern ſe ſich. Die fromma ond guden Leite fihrt ſe a rechta Wag, weil ſe hofft vo guden Leiten derleſt zu warn.

70.

In Eiſenberg (bei Komotau) erzählt man: Eines Abends kehrte ein Mann von einem entfernten Orte „Jerden“ [1]) genannt, nach Eiſenberg zurück und kam, als es oben im Schloſſe 12 Uhr ſchlug, gerade zur „Pendlmühle“, welche hart am Saume des Waldes am Ausgange einer Schlucht liegt. Als der Mann die Schloßuhr ſchlagen hörte, blieb er ſtehen, um die Schläge zu zählen. Sodann wollte er ſeinen Weg fortſetzen, und um eher im Schloſſe anzukommen, lenkte er von der Straße ab und dem nahen Walde zu. — Da flammte es auf einmal licht auf und als der Mann aufmerkſam nach dem Walde hinblickte, ſah er am Saume desſelben einen großen ſtarken Mann, der „durch und durch“ brannte. Doch konnte er ſeine Kleidung ganz gut unterſcheiden. Er trug enge Hoſen und einen Rock von rothem Sammet. Die Ärmel und der Bruſttheil dieſes Rockes hatten eine eigentümliche Form und waren geſchlitzt. Auf dem Kopfe trug er eine breite

[1]) Der eigentliche Name iſt „Georgenthal“.

ſchwarze Kappe, welche auf einer Seite emporſtand und dort einen Federbuſch hatte. Dieſer Mann, deſſen Kopf ganz feurig ſchien, ſtund regungslos am Rande des Waldes. Der Bauer, welcher wuſte, daß es bei der Pendelmühle nicht richtig war, betrachtete mit Angſt und Staunen dieſe Erſcheinung. Er wuſte nicht, ob er vorwärts oder zurück gehen ſollte. Endlich entſchloß er ſich zu dem erſteren und ſchritt ſeines Weges fort. — Der feurige blieb lange Zeit unbeweglich ſtehen; auf einmal aber war er verſchwunden und alles war finſter. Kurze Zeit darauf ſah der Bauer tief im Walde ein bläuliches Licht ſchimmern, ganz ſo wie das, welches den feurigen Mann eingehüllt hatte. Und dieſes Licht bewegte ſich langſam nach der Schlucht hin, wo es bald verſchwand. [1])

Ein anderer Mann gieng in einer Nacht heim nach „Oberjerden“ [2]). Da kam quer über die Felder herüber, vom Gebirge her, ein großer feuriger Mann, welcher ſehr ſchnell gegen die Straße zulief. Von der andern Seite, vom Kumerer See herauf kam ebenfalls einer gelaufen. Dem Bauer wurde bei dieſem Anblick etwas unheimlich zu Muthe und er lief ſchnell davon; doch als er ſich wieder umſah, bemerkte er, daß die beiden feurigen Männer noch nicht zuſammen gekommen waren, trotz dem, daß ſie ſehr ſchnell liefen. Nun faßte er wieder Muth und rannte fort. Da kam ihm ein Wagen entgegen, welcher mit vier ſchwarzen Pferden beſpannt war. Der Kutſcher hatte keinen Kopf und drinnen im Wagen ſaß ein feuriger Mann, welcher auch keinen Kopf hatte. [3]) Der Wagen raſete an dem Bauer vorbei, welcher in den Straßengraben geworfen wurde, ohne daß er wuſte, wer ihm dieß gethan. Als er ſich wieder erhob, bemerkte er eine kleine Strecke hinter ſich die beiden feurigen Männer,

[1]) Dieſer „Feuermann“ deutet eher auf Wuotan, als auf die gewöhnliche Irrwiſcherſcheinung.

[2]) Obergeorgenthal, zum Unterſchiede von Georgenthal.

[3]) Vergl. oben die Mythen über Wuotan und den Wagen.

welche in den Wagen ſtiegen. Sie waren auch jetzt ohne Köpfe. Hierauf verließ der Wagen die Straße und fuhr gegen den See hinab, wo er nach und nach verſchwand. Des andern Tages war der Mann voller Beulen und muſte mehrere Tage im Bette liegen.

Auf derſelben Straße gieng eines Abends einer, dem kam ein feuriger Mann entgegen, welcher faſt in der Mitte des Weges daherſchritt. Der Bauer wollte nicht ausweichen, und wurde auf einmal niedergeworfen. Er ſtund auf und warf mit Steinen nach dem Feuermanne. Dieſer blieb aber fortwährend hinter ihm. Endlich erreichte er ſeine Wohnung und verſperrte ſchnell die Thüre. Als er ins Zimmer trat, ſah er den Feuermann zu einem Fenſter hereinſehen. Da wurde er zornig, nahm ſeine Flinte und ſchoß auf den feurigen, der drohete ihm mit der Fauſt und dann verſchwand er. Der Mann glaubte ſchon ſeiner los zu ſein, und wollte ſich eben zu Bette legen, als er bemerkte, daß zu jedem Fenſter ſeiner Stube ein „feuriger" hereingrinzte. Auch bemerkte er, daß noch viele andere um ſein Haus ſtunden. Er verkroch ſich ſo ſchnell er nur konnte unter die Bettdecke. Des andern Tages war er ſchwer krank, und er und ſeine Nachbarn legten das den Feuermännern zur Laſt.

Auch in Schleſien müſſen manche ihre Sünden als Feuermänner abbüßen. Den Kopf tragen ſie beſtändig unter dem Arme. Dem Wanderer leuchten ſie mit dem Schein ihres Körpers heim, wofür derſelbe dann „Gott vergelt's vielmal" ſagen muß.

Volksgebräuche

und

Aberglaube.

I. Nach den Zeiten des Jahres.

1.

Wenn im Winter der erste Schnee fällt und er sich mit den Händen ballen läßt, dann beginnt in Röhrawiesen, Sallapulka, Fugnitz ꝛc. (Nieder-Österreich) das Dodamonmächa, d. h. die Kinder machen aus Schnee eine Figur, die den Dodamon vorstellen soll. Sind die Theile des Körpers deutlich, so erhält er noch eine Nase von ziemlich großem Umfange, eine Ruthe in die eine Hand und eine Mütze von Baumrinden auf den Kopf. Ist dann der Dodamon fertig, so beginnt das Spiel, an dem die ganze Dorfjugend und manchmal auch die älteren Leute theilnehmen. Zuerst treten alle zusammen, stellen sich im Kreise auf und wählen einen aus ihrer Mitte. Dieser stellt sich nun hinter den Dodamon. Die übrigen aber springen und hüpfen vor demselben herum, und singen dabei gewöhnlich folgendes:

Dâ sitzt da ălti Dodamon
in Regn und in Schnee,
wâs wer ma erm z'freſſ'n geb'n,
Leis oda Fleh?
Zipfl, Zapfl, Budakrapfl,
Kum, ăita, fâng mi!

Haben sie dieß dreimal gesungen, so tritt der Junge hinter dem Dodamon hervor, nimmt die Ruthe und läuft den Kindern nach. Erwischt er eines, so schlägt er es so lange mit der Ruthe, bis die anderen wieder herzukommen und den Gefangenen befreien. Manchmal macht sich eines von denen, die um den

Dodamon hüpfen, den Spaß, daß es die Ruthe nimmt und sie wegwirft. Alsdann fallen alle über den hinter dem Dodamon stehenden her und reiben ihm das Gesicht tüchtig mit Schnee.

Für eine große Kühnheit wird es gehalten, wenn eines der spielenden während des singens hingeht und dem Dodamon die Nase auf die Seite dreht. Dieß geschieht übrigens sehr oft unter dem schallenden Gelächter der Gesellschaft.

Haben sich die Kinder in dieser Weise längere Zeit unterhalten, so holen sie eine lange Stange, und mit dieser rennen sie so lange gegen den Dodamon, bis er zum großen Jubel aller zusammenstürzt.

Knüpfen wir an obige Mittheilungen an, die wir vom personifizierten Tode (S. 69 u. 82) gemacht haben, so ist auch hier wieder das Spiel mit dem Dodamon bezeichnend. Der Tod, hier schneeweiß, stellt den Menschen nach, während diese ihn (wie den Teufel) zu hintergehen suchen. Der Schluß des Spieles kommt dem „Todaustragen" nahe.[1])

2.

Ich habe die Meinungen des Volkes (in Röhrawiesen und Umgebung) über den Dodamon noch genauer erforscht und folgendes erfahren.

Der Dodamon erscheint zu gewissen Zeiten und immer nur auf einen Augenblick. Häufig wird er auf einem goldenen Rösschen gesehen, oft aber auch mit einer Sense oder auch mit einer langen weißen Schlafmütze. Viele behaupten, daß derjenige, welcher den Dodamon mit dem goldenen Rösschen gesehen habe, noch recht glücklich sein könne, daß aber der, welcher ihn mit der Sense oder mit der Schlafmütze gesehen habe, drei Jahre nicht überleben werde.

Ein Bauer erzählte mir, er habe, während er einmal zur

[1]) Statt Dodamon könnte man auch Tadamán schreiben, und es liegt die Versuchung nahe, ihn mit Tatermann (s. S. 205) für identisch zu halten Ich halte aber die Vorstellung vom Dodamon für älter, und es mag sein, daß einiges auf den Tatermann übergegangen ist. Der Gott ist zu einem Götz, zu einem Popanz geworden.

Nachtzeit auf ſeinem Felde ackerte, plötzlich von weitem einen Schein wargenommen („i läß mas net nehma, s' wär wir a Korfunkelſtoân.") Der Bauer blickte auf, um zu ſehen, was es denn eigentlich wäre, da ſah er den Dodamon, wie er mit ſeinem goldenen Röſſchen in der Luft verſchwand. Derſelbe Bauer behauptete auch, daß er nur deshalb ſo geſund ſei, weil er den Dodamon mit dem goldenen Röſſchen geſehen habe.

Sehr häufig wird der Dodamon in dem ſogenannten Peſtgärt'l geſehen. Dieſes Peſtgärt'l iſt ein kleiner eingezäunter Wieſenplatz, in welchem ein Kreuz errichtet iſt. [1]) Wer den Dodamon aber in dem Peſtgärtl ſieht, ſoll ebenfalls unglücklich ſein. So erzählt man ſich unter andern folgendes:

Es war im Winter und mehrere Röhrawieſener hatten ſich in der warmen Stube verſammelt, um ſich hier gemeinſchaftlich die Zeit zu verkürzen. Man war mit ſpinnen beſchäftigt; dabei erzählten ſich die Leute allerlei Geſchichten und bald kam die Rede auch auf den Dodamon. Die meiſten ſagten, ſie wollten nichts mit ihm zu thun haben. Es war aber eine Dirne, welche behauptete, ſie fürchte ſich durchaus nicht vor ihm. Sie wurde nun aufgefordert, zum Beweiſe ihrer Furchtloſigkeit, aus dem außer dem Dorfe ſich befindlichen Keller Wein zu holen. Sie machte ſich auf den Weg und muſte beim Peſtgärt'l vorüber. Als ſie hier anlangte, ſah ſie ein kleines, bucklichtes Männchen mit einer langen weißen Schlafmütze auf dem Kopfe. Da ſie glaubte, man wolle ſie nur ſchrecken, gieng ſie ganz muthvoll auf das Männchen los und wollte ihm die Schlafmütze vom Kopfe ziehen. Auf einmal aber drehte ſich das Männchen um, und als die Dirne das Geſicht mit der langen Naſe und den grünen Augen ſah, erſchrack ſie ſo heftig, daß ſie den Krug fallen ließ und eilends davon lief. Als ſie ſich nochmals umſah, war das Männchen verſchwunden. — Die Dirne ſoll bald darauf von einem Baume

[1]) Hier ſollen die an der Peſt geſtorbenen begraben ſein. An dieſes Peſtgärtl knüpfen ſich eine Menge von Sagen.

herabgefallen und gestorben sein. — Viele behaupten auch, daß, wenn ein Kranker im sterben liege, stets der Dodamon mit der Sense komme und sich zu dem Bette des Kranken stelle.

Zu den „Vierzeilen," die man in Röhrawiesen singt, gehört auch folgendes Liedchen:

I bi vo obn owa,
von Owalandl, (vom Oberland)
mei Muida bächt Kräpf'n,
wi's Dodamandl. (nämlich so ungestalt.)

3.

In Warnsdorf bei Rumburg besteht wie in vielen andern Ortschaften Böhmens der Gebrauch, daß während der Adventszeit zehn- bis zwölfjährige Kinder, den heiligen Christ und dessen Begleiter vorstellend, des Abends die Häuser des Dorfes besuchen. Sie vereinigen sich zu Gesellschaften, deren jede wenigstens aus fünf Mitgliedern bestehen muß. Jedem wird eine bestimmte Rolle zugetheilt; der eine stellt den heiligen Christ, der andere den heiligen Nikolaus, der dritte den h. Petrus, der vierte einen Engel und der fünfte den Ruprecht vor. Die Verkleidung der Kinder ist einfach. Sie wandern von Haus zu Haus und an die Fenster klopfend fragen sie: „Darf der heilige Christ hineinkommen?" Wird ihnen mit einem „Ja!" geantwortet, so geht zuerst derjenige in die Stube, der den Engel vorstellt, und spricht:

„Vom hohen Himmel kommen wir her
und bringen von dort viel neues euch her:
der heilige Christ steht vor der Thür. —
O heiliger Christ, komm doch herein!
Der Stuhl wird dir schon bereitet sein."

Der heilige Christ tritt nun in die Stube. Er zeichnet sich von den übrigen dadurch aus, daß er eine Krone von Goldpapier auf dem Kopfe und ein Körbchen, mit Nüssen gefüllt, am Arme trägt. Er spricht:

„Schön guten Abend zu dieſer Friſt!
Bin auch ſelbſt der heilige Chriſt,
bin vom hohen Himmel herabgekommen
und habe zu beſchauen mir vorgenommen,
ob die Mädchen und die Knaben
ihr Gebet verrichtet haben.
Ei, haben ſie dieſes alles gethan,
ſo hab ich draußen für ſie einen Wagen ſtahn;
der iſt geziert mit Gold und Gaben,
davon ſollen ſie zum Geſchenke haben.
Nikolaus, Nikolaus, mein treuer Knecht,
komm herein und ſag' mir die Wahrheit recht!"

Dieſem Rufe folgend, erſcheint nun Nikolaus; er trägt meiſtens eine papierne Biſchofsmütze auf dem Kopfe und hält in der Hand einen langen Stab, der wahrſcheinlich einen Biſchofsſtab vorſtellen ſoll. Nikolaus ſpricht zum heiligen Chriſte:

„Ach heiliger Chriſt! Wenn ich dir wollte die Wahrheit ſagen,
hätt' ich über die Kinder gar viel zu klagen.
Wenn ſie aus der Schule gehn,
bleiben ſie auf allen Gaſſen ſtehn,
und alles, was ſie im Munde führen,
iſt fluchen, ſchwören und ſakramentieren.
Sie können nichts als die Bücher zerreißen
und die Blätter in alle Winkel ſchmeißen:
ſolche Poſſen treiben ſie!
Ach heiliger Chriſt, hätt' ich Macht wie du,
ich ſchlüge mit Ruthen und Peitſchen zu!"

Hierauf entgegnet der heilige Chriſt:

„Ach Nikolaus, verſchone doch das kleine Kind!
Verſchone doch das junge Blut!"

Dann ſingen die drei, nämlich der Engel, der heilige Chriſt und Nikolaus:

„Seid getroſt, ihr lieben Kinder,
ihr noch kleinen Adamsſünder!

Gott wird euer Erlöser ſein. —
Schickt den heiligen Petrus herein!

Petrus tritt ein; er hält zwei große Schlüſſel in der Hand, mit denen er öfters klingelt, während er ſpricht:

„Petrus, Petrus werd ich genannt,
die Schlüſſel trag ich in meiner Hand;
ich ſchließe den Himmel auf und zu,
wer gutes thut, kommt auch dazu. —
Ruperus, Ruperus komm herein,
die Kinder wollen nicht folgſam ſein!"

Ruprecht unterſcheidet ſich in ſeiner Kleidung von den übrigen. Er trägt einen Pelzrock, den er jedoch ſo angezogen hat, daß die Haare nach außen gekehrt ſind; auf dem Kopfe hat er eine Pelzmütze und in der Hand hält er eine Birkenruthe; außerdem hat er ſich das Angeſicht ſchwarz bemalt. Auf den Ruf des Petrus öffnet er nun die Thür, ſtolpert über die Thürſchwelle, fällt der Länge nach auf den Fußboden, ſpringt wieder auf und ſchlägt mit ſeiner Ruthe um ſich, während er folgende Worte mehr ſchreit als ſpricht:

„Eine Thürſchwelle iſt mir unbekannt,
ich falle wie ein Sack voll Sand,
fliez, flaz, Flederwiſch!
Mit der Magd unter den Tiſch,
mit der Magd in die Helle![1])
In der Stube iſt mirs gar zu warm
und draußen iſt mirs gar zu kalt.
Ich muß mich in die Helle machen,
muß ſehn, was die alten Weiber machen!
Legen die Hühner viel Eier? —
Iſt der Flachs hübſch theuer? —
Iſt die Katze friſch und geſund?"

[1]) „Helle" wird in Bauernhäuſern ein Raum hinter dem Ofen genannt, wo ſich eine Bank befindet.

Nun geht Ruprecht zu den Kindern, die zu der vom heiligen Christe heimgesuchten Familie gehören; diese Kinder fragt er, seine Ruthe schwingend, mit schrecklicher Stimme: „Könnt ihr beten?“ — Gewöhnlich wissen die Kleinen, wie wenig das furchtbare Aussehen Ruprechts zu bedeuten hat und lachen ihm kühnlich ins Gesicht; selten fangen sie, vor seiner Ruthe zitternd, zu beten und zu weinen an.

Es treten nun der heilige Christ, Nikolaus, Petrus, der Engel und Ruprecht in einen Halbkreis zusammen und singen:

„Wir genießen die himmlischen Freuden,
indem wir das irdische meiden;
wir tanzen und singen,
wir hüpfen und springen,
Gott Vater vom Himmel schaut zu.“

Hierauf wirft der heilige Christ einige Nüsse in die Stube, doch so, daß sie mit Geräusch herumrollen. Von den Eltern erhält er sodann einige Kreuzer. Während sie die Stube verlassen, singen sie:

„Ihr Eltern, gute Nacht,
ihr Eltern, gute Nacht!
Ziehet eure Kinder recht,
auf daß sie zieren das Geschlecht.“

4.

Am Andreasabende pflücken in Freudenthal (österr. Schlesien) manche Frauen um 12 Uhr Nachts einen Weichselzweig, der in Wasser gestellt, um Weihnachten blühen muß. Mit diesem Zweige gehen sie in die Christmette. Beim Segen erkennen sie dann alle Hexen, da jede einen Sechter (ein hölzernes Gefäß) auf dem Kopfe hat.

5.

An dem Abende vor dem Nikolaustage (6. Dezember) findet in Mähren (z. B. in der Umgebung von Olmütz) das

Peitſchenknallen ſtatt. Die Burſche des Dorfes verſammeln ſich auf einer Anhöhe mit Peitſchen. Sobald es dunkel geworden, laufen ſie knallend hin und her. Dieß ſoll den Kindern zum Zeichen dienen, daß der h. Nikolaus vom Himmel auf die Erde gekommen iſt. Jeder der ihn ſehen will, muß barfüßig und im bloßen Hemde auf den Berg laufen. Hier wird er ſehen, daß die Pferde vor dem Wagen des h. Nikolaus, durch das Knallen erſchreckt, denſelben umgeworfen haben. Das Zuckerwerk und alle guten Sachen ſind herausgefallen und liegen da zum abholen.

6.

In Nieder-Öſterreich erſcheint neben dem Niklâ eine vermummte Perſon, der ſ. g. Krampus, als Schreckmann. In einzelnen wenigen Dörfern kommt auch die ſ. g. Budelfrau, weiß verkleidet. Im Niederlande Böhmens erſcheint der „Rumpanz" im Gefolge des h. Chriſt.

7.

Im Erzgebirge (Eiſenberg) erſcheinen am Weihnachtabend der h. Petrus und Ruprecht. Letzterer tritt, nachdem er von Petrus gerufen iſt, in ſchwarzer Verkleidung, mit Ruthe und Sack herein und ſpricht:

Ich komme geſchritten.
Hätt' ich ein Pferdlein,
ſo käm' ich geritten;
Ich hab' wohl eins im Stalle ſtehn,
aber es kann nicht über die Schwelle gehn.

8.

Im ſüdweſtlichen Theile Niederöſterreichs harren die Kinder betend des h. „Niglo." Sie horchen, und auf den Klang des Glöckleins fangen die bebenden Kinder an zu ſingen:

Hearei, hearei, Hear Niglo,
goar gua'de Kinder ſain jo do,

de beden gearn, de lernen gearn,
de biden n halich'n Niglo,
er soll earna wäs beschearn.

Die Thür geht auf und der h. Niglo mit Stab und hoher Bischofsmütze tritt herein und spricht:

G'lobt sei Jesas Christas,
'n Himlsségn bringt mit hear do
da Godasstäb und Ring dös halich'n Niglo.

Darauf antworten die Kinder mit zitternder Stimme:

Miar griaßen dih o halichr Mân
und beden alle Dâg dih an
in âlle Ewikeit. Amend.

Der Nikolaus geht nun bis zum Tische, läßt jedes Kind beten und sich ihre Gebet-, Schul- und Schreibbücher zeigen. Wehe dem, welches seine Bücher nicht in Ordnung hat, oder das beim beten stottert. Der schwarze Ruprecht, mit einem Pelze angethan, steht mit glühenden Augen und langer rother Zunge und mit einer großen Kette vor der Thür, die Befehle seines Herrn zu vollziehen. Haben nun die Kinder gebetet und gesungen, so muß jedes einzelne Kind — und zwar das kleinste zuerst — vor den Nikolaus hintreten, niederknien, den Ring, welchen er am Finger trägt, küssen und sagen:

Mit'n Ma'l kiß ih
'n halich'n Stai,
mit'n Ma'l griaß ih
'n Hearn Niglo mai,
mit d' Hend bid ih —
um a bisl woas, ih wiar oardla sain.

Der Nikolaus spricht darauf:

Wiarsd' oardla sain?
Schdehl daine Schu'ch in Hain,
stach daß ka Schnee n'eifält,
und stach n'aus, waans zeh'n hoast zölt.

Dann gibt Nikolaus den Kindern eine Lehre, ſtellt ihnen eine in Kalk getauchte Ruthe auf den Tiſch und ſpricht:

Wån oana ned braf und oardla is,
d'Ruat'n ſih n Bugl n'eifrißt.

Dann gibt er den Kindern den Segen, beſpritzt ſie mit Weihwaſſer, während die Kinder das Kreuz machen.

Beim Fortgehen ſpricht der Nikolaus:

God's Sög'n blaib bei eng,
n'irds Briſül von eng zwäng [1]),
G'lobt ſei Jeſas Chriſtas.

Die Kinder und alle Anweſenden ſagen darauf:
in alle Ewikeit. Amend.

Der heilige Nikolaus entfernt ſich eben ſo leiſe, wie er gekommen iſt und ſchließt hinter ſich die Thür zu. Die Geſichter der Kinder leuchten vor Freude, da die Gefahr vorüber iſt. Schnell werden die Schuhe von den Füßen gezogen, abgebürſtet und mit den Schuhbändern zuſammengebunden. Alsdann ſchleicht der muthigſte Knabe zur Hausthür und horcht, ob er das Glöcklein noch höre, ſtellt dann behutſam ſeine Schuhe hinter ein Geſträuch im Garten, wo er den Schnee fleißig weggekehrt hat. Dieſem folgen nun ſeine übrigen Geſchwiſter und ſtellen ihre Schuhe unter dasſelbe Geſträuch.

Jetzt wird gewartet, bis es zehn Uhr ſchlägt. Inzwiſchen werden die Geſchichten von dem ſchwarzen Ruprecht von den Eltern oder Erwachſenen einige Male erzählt.

Kaum daß der Hammer den zehnten Schlag macht, ſo lugt ſchon der furchtloſeſte Knabe zum Schlüſſelloch hinaus, öffnet leiſe die Thür und ſchleicht auf den Zehen zu ſeinen Schuhen, die er mit verſchiedenen Sachen, gewöhnlich mit Äpfel, Nüſſen, und a. m. gefüllt findet. Schnell langt er darnach, ergreift ſie und eilt mit ſchnellen Schritten der Thür zu, wo ſchon

[1]) Jedes Unglück von euch ſcheuche.

seine Geschwister freudig ihn erwarten. Jetzt eilt groß und klein an den bezeichneten Platz und nimmt die gefüllten Schuhe.

(Aus Mank.)

9.

In Mank (Nieder-Österreich) besteht die Sitte, daß am heiligen Abend nach dem Ave-läuten und nach den üblichen Gebeten die ganze Bauernfamilie, welche den Tag über gefastet hat, sich zu Tische setzt. Alles bleibt still und ruhig, bis der Hausvater abermals das Tischgebet gesprochen und dem Gesinde das Zeichen zum spielen gegeben hat. Kaum hat man einige Stunden gespielt, so wird heftig an der Hausglocke gezogen. Wer ist's? — Und bald lautet die Antwort „die Christschau." Es treten zwei Kirchenbuben mit rothen, langen Kleidern herein; ihnen folgt ein mächtiger Kasten, von einem alten Kirchendiener getragen. Schnell ist ein kleines Gerüst aufgerichtet, der Kasten daraufgestellt und alle Vorbereitungen werden getroffen, „den Christ" zu zeigen. Unterdessen haben sich alle Hausbewohner um den Kasten versammelt und betrachten ihn mit neugierigen Blicken. Endlich wird das Brett weggeschoben und es zeigt sich eine liebliche Gegend mit Hirten, Jägern, den drei Königen, und im Hintergrund der Stall.

Die zwei Bauernbuben, welche mit Lichtern vor dem Kasten stehen, fangen nun mit heller Stimme zu singen an:

„Da Christ da is kuma,
hot Sinden uns g'numa,
hot von Daif'l befraid,
dö Kinda und Lait!"

Hat der alte Kirchendiener alles, was das Bild zeigt, erklärt, so beginnen die Kirchenbuben abermals, wie folgt:

„Dö Hird'n af'n Fäld,
dö hona bloßd in d' Wäld
unsarn Christ.
Dö drai Kini hon brocht
Gold, Mirra und Wairauch in Brocht
unsarn Christ.

Get's bringt's erm a wâs
a Gâld oda ſo wâs
unſarn Chriſt."

Darauf legt jedes anweſende ein Geldſtück in eine Büchſe.

10.

Im nördlichen Theile von Nieder-Öſterreich iſt das Bäumeſchatzen im Gebrauch. Wenn nämlich das Feſtmahl am heiligen Abend zu Ende iſt, ſo wird das Tiſchtuch nicht abgetragen, und es bleiben die Nuß- und Äpfelſchalen auf dem Tiſche liegen, bis man um Mitternacht zur Chriſtmette geht. Dann werden die Überbleibſel genommen und im Garten an die Stämme der Obſtbäume geſchüttet. Man „ſchatzt" dadurch die Bäume und ſie tragen dafür im nächſten Jahre deſto reichere Frucht.

11.

Bevor der Bauer zur Chriſtmette geht, macht er ein Bündel Heu („Mettenheu") zurecht und legt es auf den Miſt, wo es bleibt, bis er von der Kirchenfeier heimgekommen iſt. Dann nimmt er das Heu und gibt es dem Vieh im Stalle zu freſſen, damit es vor Hechſerei und Seuche bewart bleibe.

12.

In Nieder-Öſterreich (z. B. Amſtetten u. a. O.) herrſcht der Glaube, daß alle Brunnen in der heiligen Nacht um die zwölfte Stunde anſtatt Waſſer den beſten Wein enthalten. Ein Knecht, der davon gehört hatte, wollte ſich einen guten Tag machen und gieng daher um die zwölfte Stunde zum Brunnen und fing an zu ſchöpfen. Da erhielt er von unſichtbarer Hand eine ſo derbe Maulſchelle, daß ihm hören und ſehen vergieng.

Auch in Deutſchböhmen glaubt man, daß ſich in der Chriſtnacht Waſſer in Wein verwandle. Die haben's erfahren, welche abſichtslos dazu gekommen ſind. Ein Mädchen aber, welches

in dieſer Abſicht um 12 Uhr an das Waſſer gieng, und nachdem ſie gekoſtet, ausrief: „Jetzt iſt das Waſſer Wein," vernahm eine Stimme aus dem Waſſer: „und dein Kopf iſt mein." Nie hat man das Mädchen wieder geſehen.

Auf ähnliche Weiſe ſind auch in Nieder-Öſterreich manche für ihren Frevel geſtraft.

13.

In Ober- und Nieder-Öſterreich und dem angrenzenden Ungarn glaubt man, daß um 12 Uhr in der Chriſtnacht alle Thiere reden können. Die Thiere ſtecken die Köpfe zuſammen, und theilen einander mit, was ſie während des ganzen Jahres erduldet haben und was ſie im künftigen Jahre erwarten. Viele Bauern wagen es nicht, in dieſer Nacht die Thiere zu benützen; das reden, meinen ſie, ſei die einzige Freude, die ihnen Gott gewährt habe; das reden müſſe ſie entſchädigen für die Laſt des ganzen Jahres. Oft horcht man an der verſchloſſenen Stallthür, ob man nicht etwas von dem Thiergeſpräche erlauſchen könne. Allgemein erzählt man, daß Pferde ihrem horchenden Herrn ſeinen baldigen Tod vorhergeſagt haben.[1])

14.

Am Silveſter-Abend iſt in Nieder-Öſterreich das Bleigießen, Loſen, Holz- und Schuhwerfen im Gebrauch,[2]) und zwar wird es eifriger getrieben, als in den übrigen heiligen Nächten. An dieſem Abende wird in Mank und anderwärts der Silveſterkönig gekrönt. Dem tölpelhafteſten aus dem Hausgeſinde wird ein Strohkranz aufgelegt und ein Strohbüſchel in die Hand gegeben. Die übrigen jagen dann den Silveſterkönig mit einer aus Stroh geflochtenen Peitſche durch Thür und Thor. Er muß ſo lange vor der Thür ſtehen, bis ſich die jüngſte Dirne ſeiner annimmt und ihn hereinführt.

---

[1]) S. meine Alpenſagen S. 342.

[2]) Ausführlicher davon an einem andern Orte.

Dieſe Dirne iſt nun das Haupt des Geſindes für das kommende Jahr, und den ganzen Abend hindurch werden ihr Glückwünſche dargebracht.

15.

In den Gebirgsdörfern des polniſchen Schleſiens ſtecken am Neujahrstage die jungen Bauern eine hohe Stange in die Erde, auf welcher ein Hirtenhut befeſtigt iſt. Diejenigen, welche auf einem Sallaſche oder auf einer Polane ihre Herden weiden, vereinigen ſich zu einer Gruppe. Jede einzelne Gruppe eilt dann dem aufgeſteckten Ziele zu. Wer es zuerſt erreicht, iſt der Hirtenkönig dieſer Gruppe und die Hirten müſſen alle ſeine Befehle vollziehen. Hat nun jede Gruppe ihren König auf dieſe Weiſe erhalten, ſo kommt die Reihe an die Könige. Alle Könige ſtellen ſich in eine Reihe und bilden eine Kette mit ihren Händen, und welcher am eheſten ſich von der Kette losreißt und am erſten das Ziel erreicht, iſt wieder der König aller Könige. Auf dieſe Art vergeht der Neujahrstag. Dieſe Würde behält einer für das ganze Jahr. Das nächſte Jahr folgt dasſelbe, und jeder Bauernjunge bemüht ſich, ſeinem Obern die Würde abzugewinnen.

16.

In Böhmen glauben viele, daß man mittelſt des Schlafkrautes (atropa belladonna) Pferde fett und muthig erhalten könne. Das Schlafkraut muß aber in der Neujahrs-Mitternacht ausgegraben werden. Der grabende muß rings um ſich einen Kreis ziehen, welchen der Teufel, der das Schlafkraut hütet, nicht zu überſchreiten vermag. Sobald er das Schlafkraut ausgegraben hat, ſo muß er, ehe er aus dem Kreiſe heraustritt, dem Teufel eine ſchwarze Henne[1]) hinwerfen, damit dieſer glaube, er habe ſeine Seele; dann muß er ſo ſchnell

[1]) Dem Teufel wird ein ſchwarzes Huhn geopfert ſ. Wolf deut. M. und Sag. Nr. 331. Vergl. Grimm Myth. 961.

als möglich davoneilen und nicht ein einziges Mal ſich umſchauen, weil ſonſt der Teufel, der unterdeſſen die Teuſchung erkannt hat, ſich ſeiner bemächtigen würde.

17.

Im nördlichen Böhmen (Warnsdorf ꝛc.) vermummt ſich am Faſching ein Knabe in einen Strohmann, indem er den ganzen Körper mit Strohſeilen umwindet und auf den Kopf einen Strohkranz ſetzt. Ein anderer ſtellt einen Bären vor, der einen Bärentreiber zur Seite hat. Dieſer Treiber hält in der Hand eine lange Birkenruthe, trägt einen grauen, weiten Kittel, einen breitkrämpigen Hut, kurze Hoſen, rothe Strümpfe und Schnallenſchuhe.

18.

In Nieder-Öſterreich (V. O. M. B.) ruht in den letzten Tagen des Faſchings alle Arbeit, ſelbſt die Spindel.

„S' Pfinzda-Weibl [1]) löſt alles wieder auf, ſagt der Landmann, denn die Macht desſelben iſt groß."

Dieſes ſonderbare Weſen übt ſeine Macht vom „Foaſten-Pfinzda," dem letzten Donnerstage im Faſching, bis zum Aſchermittwoch und an allen Feierabenden des Jahres.

Was das Weibchen gebietet, das geſchieht. Wenn es zur Ofengabel ſagt: Mache mir die Thür auf, ſo folgt die Ofengabel dem Befehle. Wenn das Weibchen nicht will, daß das Feuer brenne, ſo verliſcht das Feuer augenblicklich. Auf den Wink dieſes Weſens wird alle gethane Arbeit zu nichte.

19.

In Spachendorf (öſterr. Schleſien) iſt das „Todbegraben" üblich. Eine menſchenähnliche Figur aus Stroh, Reiſig

[1]) Pfinzda, Pfinztag iſt der Donnerstag. S. Vernaleken, Alpenſagen S. 369. 370.

und Lumpen verfertigt, mit einem großen Schafpelze und einer Pelzmütze bekleidet und mit eisernen Ketten behängt, wird an einer Stange befestigt und am Morgen des Rupertustages unter wilden Gesängen auf einen freien Platz außerhalb des Dorfes getragen. Dort wird die Puppe unter allerhand Zeremonien in eine weite Grube gethan, ein Feuer angezündet, und nachdem man sie ganz entkleidet, wird der Überrest in das Feuer geworfen. Darauf beginnt ein Kampf um die brennenden Lumpen, die mit bloßen Händen aus dem Feuer geholt werden. Jeder sucht ein Stück davon zu haschen, welches er dann im Garten an einen Ast des größten Baumes bindet. Andere graben es wieder auf dem Felde ein und sagen, daß dann die Saaten besser gedeihen. — Am Aschermittwoch ist das begraben der Baßgeige gebräuchlich. Nachdem man von derselben die Saiten abgenommen, wird sie in ein Leintuch eingehüllt und herumgetragen, dann mit Wein (zuweilen auch mit Branntwein) bespritzt und darauf im Wirtshause in der Mitte der Stube niedergelegt. Rings herum werden Tische gestellt, und ein Schmaus endet die Feier.

20.

In der Umgegend von Chrudim versammeln sich vor dem schwarzen Sonntage (14 Tage vor Ostern) einige Dorfknaben beim Richter und machen sich einen Tod. Sie nehmen zwei Stangen, eine kurze und eine längere, binden die kürzere an die längere so an, daß daraus die Form eines Kreuzes entsteht. An den obern Theil binden sie einen Kopf, welcher mit einer weißen Larve versehen ist. An dem Kopfe befestigen sie ein Hemd, so daß der obere Theil der Hemdärmel gerade das Ende der Querstange erreicht. Manchmal bindet man eine Sichel an die Hand. Wenn nun die Figur fertig gemacht ist, so trägt man sie zum reichsten Gutsbesitzer. Am Sonntage früh holen die Knaben den Tod und gehen mit Begleitung einer Musik, einiger Bauern und Mädchen zum nächstgelegenen Bache oder zu einem Teiche. Dort stellen sich alle in eine

Reihe, einer von den Burſchen wirft den Tod in das Waſſer und gleich rennen alle hinein. Sobald der Tod von einem aufgefangen iſt, darf niemand ins Waſſer, was immer durch ein gewiſſes Zeichen kundgemacht wird. Derjenige, der gar nicht oder ſpät in das Waſſer gekommen iſt, der wird in demſelben Jahre ſterben. Beim Rückzuge muß dieſer den Tod tragen, als Zeichen, daß er zum letzten Male dieſer Beluſtigung beigewohnt hat. Einige Schritte hinter ihm gehen die übrigen, begleitet von Muſik. Darauf wird der Tod verbrannt.

In Mähren verfertigen die Mädchen eine weibliche Puppe, die den Tod vorſtellt, und tragen ſie auf einer hohen Stange mit zahlreichem Geleit zum Dorfe hinaus.

An manchen Orten Böhmens (Schönfeld u. a.) wird der „Türke hinter die Stadt gejagt," und man ſingt zur h. Margareth, ſie möge bald den Sommer geben.

In Dalleſchitz (Mähren) wird am dritten Sonntage vor Oſtern der Tod ausgetragen, und zwar ebenfalls von den Mädchen, Die Figur hat weibliche Kleidung.

Auch im öſterreichiſchen Schleſien wird der Tod in weißem, weiblichem Anzuge von Mädchen ausgetragen und ins Waſſer geworfen. Dieſer dritte Sonntag vor Oſtern heißt „Todſonntag." Auf dem Heimwege tragen ſie einen geſchmückten Tannenzweig und ſingen:

Den Tod haben wir ausgetragen,
den Sommer bringen wir wieder,
den Sommer und den Mai,
der Blümlein allerlei.

An demſelben Tage iſt auch das Maienfeſt der Kinder. In dem Liede derſelben wird der Mai als Pathe angeredet:

Poth Mai, Poth Mai!
Gebt mir ein Kreuzer und ein Ei!

Eine Strofe heißt:

Die goldne Kett' liegt um das Haus,
die ſchönſte Jungfrau geht heraus,

sie geht in ihrem Rocke,
als wie die schönste Docke.

In den an Schlesien grenzenden mährischen Dörfern wird am weißen Sonntage der Tod ausgejagt, wie man sagt, zum Andenken an die Vertreibung der Mongolen.

In der Umgebung von Weidenau (Schlesien) wird am schwarzen Sonntage oder „Todtensonntage" eine männliche Figur, der „Todtenmann" auf das Feld getragen und Abends verbrannt. Er heißt der „alte Jude" und man denkt an den Verräther Judas.

Aus Weidenau ist noch zu erwähnen, daß bei Hochzeiten der „Druschma" oder „Huchzichpiter" eine Rolle spielt. Er ladet ein und dient als Spaßmacher, Vorreiter ꝛc. Mehrere Tage vor der Hochzeit sprengt der Druschma, wunderlich geschmückt, mit seinem Pferde durch das Dorf und macht mit Sprüchen seine Einladungen.

Am Inn (bei Braunau in Ober-Österreich) wird ein Strohmann auf einer Bahre aus dem Dorfe getragen und in eine Grube gelegt.

Am Vorabende des Todsonntages (schwarzen Sonntages) versammeln sich in Jägerndorf, Haindorf ꝛc. (Schlesien) die jungen Leute und formen aus alten Kleidern, Heu und Stroh einen Mann, welchen sie in irgend ein Bauernhaus tragen, wo er aufbewart wird. Am genannten Sonntage versammeln sie sich nach dem Gottesdienste vor dem Hause, mit Stöcken, Riemen und Stangen bewaffnet, um den Tod aus dem Dorfe zu jagen. Unter lautem jauchzen und pfeifen wird er von vier Burschen mit Stricken herausgeschleppt und durch das Dorf geschleift, während die andern mit den Stöcken und Riemen auf ihn losschlagen. Sind sie nun mit dem Tode vor dem Dorfe, so schlagen sie den Weg gegen das benachbarte Dorf ein. Haben die Burschen ein Feld erreicht, welches dem andern Dorfe zugehört, so wird der Tod niedergelegt, mit den Stöcken und Stangen arg zugerichtet, und in dem Felde zerstreut.

Das Volk glaubt, daß in jenem Dorfe, wo der Tod ausgetragen wird, keine ansteckende Krankheit ausbreche.

Am Palmsonntage jedes Jahres stopfen die walachischen Mädchen um Rožnau einen weiblichen Popanz aus, welcher mit Bändern und Blumen geschmückt, auf eine freie Anhöhe getragen wird. Ihnen kommt dann die männliche Jugend nach, schmähet und bewirft die ausgestopfte Figur mit Koth und Steinen. Die Mädchen widersetzen sich und der Kampf endet damit, daß die Mädchen mit Branntwein, die Burschen hingegen von den Mädchen mit gerösteten Erbsen bewirtet werden.

21.

Von dem bekannten Wettstreite zwischen Winter und Sommer wollen wir nur ein Lied mittheilen, aus Göpfritz in der Wild (Nieder-Österreich).

Am Faschingsdienstage durchziehen zwei Männer das Dorf. Sie gehen aus einem Hause in das andere, und werden überall von den Kindern mit Jubel empfangen. Diese zwei Männer sind der Winter und der Sommer. Der eine hält eine Sichel in der Hand, ist ganz weiß gekleidet und stellt den Sommer vor. Sein Kamerad, welcher den Winter vorstellt, hat eine Pelzmütze auf dem Kopfe, einen Dreschflegel in der Hand, und Arme und Beine mit Stroh umwunden.

Nun singen beide, mit einander abwechselnd, folgendes Lied:

Som. Da Winter is a grober Gsöll,
er jogt die alten Weiber in d' Höll.[1])
Herimei, da Summer is fei!

Wint. Da Summer is a rechter Lauer,
er mocht den Weibern den Milchrahm sauer.
Herimei, da Winter is fei!

---

[1]) Der Raum hinter dem Ofen. S. 284.

Som. Da Summer is a braver Mo,
er hängt die Bam mit Äpfeln o.
Herimei, da Summer is fei!
Wint. Da Winter is a braver Mo,
er molt die Fenſter voll Bleameln o.
Herimei, da Winter is fei!
Som. Und wän da Summer bald geht hoam,
oft'n bricht a d' Äpfel von die Bam.
Herimei, da Summer is fei!
Wint. Und brichſt du's o, ſo klaub i's auf,
mocht ma mei Gretl dürre Ruzel[1]) draus.
Herimei, da Winter is fei!
Som. Hiatzt geh i hoam und ſchlof recht guat,
Und kimm wieder, wän's blitzen und dunnern thuat
Herimei, da Summer is fei!
Wint. Hiatzt bin i do, und geh nit furt,
ols bis dos Lercherl ſinga thuat.
Herimei, Herimei, da Winter is fei!

22.

In Mähriſch-Trübau gehen am vierten Faſtenſonntage morgens kleine Mädchen aus der ärmern Volksklaſſe mit ihren Maibäumchen von Haus zu Haus und ſingen folgendes Lied:

Maia, Maia, Summa grü,
die liebn Engel ſinga ſchü;
ſie ſinga oll' zu gleicha
im grußn Himmelreicha.
Grußa Fiſchlich, klana Fiſchlich
ſchwimma olla in an Teicha.
O do ſchaut a ſchöna Jungfer raus,
die wird ſich net long bedenka,
wird mer wol an Groſchn ſchenka.

---

[1]) Äpfelſchnitten.

Nach dem Geſange wird den Mädchen eine kleine Gabe gereicht.

In Freudenthal (öſterr. Schleſien) ſingen die Kinder am Maitag:

Klene Fiſchle, klene Fiſchle
ſchwemme of an Teichle,
rothe Rösle, rothe Rösle
wachſe of an Streichle,
weiße Lil'gn, weiße Lil'gn
wachſn of an Stengl,
der Herr is ſchien, der Herr is ſchien,
de Frau is wie an Engel ꝛc.

In Gurſchdorf ſingen ſie am Maitag:

1. Die goldene Schnur giht em dos Haus, [1])
die jonge Frau Wertin giht ei ond aus;
ſie giht wie äne Tocke
ei ihre bloa Rocke.
Sie wat ſich wull bedenka,
ſie wat mer wull wos ſchenka,
a Greſchla oder än Dreier,
oder a holb Schock Ajer.

2. Der Herr dar hot a huche Metze,
er hot ſe olle vull Dukote ſetze;
ar wat ſich wull bedenka u. ſ. w.

3. Rute Ruſen
wachſen of än Stängel,
der Herr is ſchien,
de Frau is ſchien,
de Kender ſein wie d' Engel.

---

[1]) Geht um das Haus. — Sollte dieß auf den Goldfaden in der Edda (1 Lied von Helgi dem Hundingstöter) zurückzuführen ſein? —

23.

In Mährisch-Trübau freuen sich die Knaben auf das Schmeckostern.

Am Ostermontage sieht man schon früh morgens die Knaben mit ihren „Schmeckostern" von Haus zu Haus herumlaufen. Diese Schmeckoster ist entweder eine lederne vom Riemer verfertigte Peitsche, oder sie besteht aus geflochtenen Weidenruthen oder aus Süßholz. Für das Schmeckostern erhalten diese Knaben ebenfalls ein Geschenk. Sie gehen schon zeitlich aus, damit sie, da es nur bis Mittags dauert, überall hingehen können; mit dieser Schmeckoster werden nun die Mädchen gewöhnlich an den Füßen gepeitscht.

Erscheint dann der Osterdienstag, so werden die Knaben von den Mädchen wieder mit Schmeckostern geneckt; die Mädchen gehen aber nicht von Haus zu Haus, empfangen auch keine Gaben dafür, sondern kommt irgend ein Knabe in ein Haus, in dem sich ein Mädchen befindet, so wird er schon früh morgens, wenn er noch schläft, überfallen und gepeitscht.

Auch in andern Theilen Mährens ist diese Sitte. Am Ostermontage werden die Mädchen von den Burschen mit geflochtenen Weidenruthen so lange geschlagen, bis sie sich mit rothen Eiern auslösen. Am Dienstage rächen sich dann die Mädchen.

Die Sitte des Schmeckosterns scheint im ganzen mittlern [1]) und auch im nördlichen Deutschland (Kuhn N. Sag. 373 (17) verbreitet. Wir finden es auch in Ungarn (Holitsch ꝛc.). Die Waffe ist gewöhnlich eine Weidenruthe. Mit derselben „karbatschen" sie die Mädchen und diese zahlen dann

---

[1]) Z. B. in Dreihausen bei Marburg in Hessen findet das „Schmackustern" statt.

am folgenden Tage (Oſtermontag) die Schläge zurück. Dafür erhält ein jedes ein gefärbtes Ei.

Dasſelbe geſchieht in Böhmen, z. B. um Deutſchbrod geben die Knaben den Frauen leichte Schläge; dafür bekommen ſie ein roth gefärbtes Ei. Dieſe alte Sitte ſcheint einen chriſtlichen Anhaltspunkt zu haben. Wenigſtens iſt dort der Glaube: Nachdem der Heiland auferſtanden, ſollen ſich die Frauen von Jeruſalem bei Brunnen und an andern öffentlichen Orten verſammelt und ſich das wunderbare Ereignis erzählt haben. Die Hohenprieſter, welche dieß ſahen, ließen ſie auseinander treiben, damit das Volk nichts davon erfahre.

Im „Oberlande" Böhmens (Komotau, Saaz) wird dieſe Sitte das „Eierpeitſchen" genannt. Schon in der Charwoche beſorgt der Vater für ſeinen oder ſeine Knaben einen kleinen Vorrath von Weidenruthen. Dieſe werden je ſechs oder acht mit ſeidenen oder bunten Kattunſtreifen feſtgebunden, und von unten bis oben mit ähnlichen bunten Schleifen von der Breite eines Fingers geſchmückt. Dieſe Ruthe heißt „Oſterſchmück." Am Oſtermontage frühzeitig begibt ſich nun im Feſtgewand der Knabe — ein Tüchlein bei den Zipfeln haltend, — auf die Wanderung zu Pathen, Vettern und etwa auch andern reichern Leuten, wo Mädchen ſind, tritt vor die Zimmerthür und ruft:

Rothe Eier heraus,
Oder ich peitſche die Madeln aus!

Nun bekommt der Knabe gefärbte oder auch ungefärbte Eier, beim Vetter oder bei der Frau „Mahm" auch wol noch einige Kreuzer, ein Stückchen Oſterlaib u. a.

In Miltigau findet das „auspeitſchen" am Tage der unſchuldigen Kinder ſtatt. Man ſammelt nämlich am Barbaratage (4. Dezemb.) die ſogenannten Barbarakätzchen, legt ſie in Waſſer an einen warmen Ort, damit die Kätzchen bald austreiben, und zu Weihnachten ſind gewöhnlich die Knoſpen offen. Nun werden die Zweige in Büſchel gebunden, und mit den ſo erhaltenen Ruthen gehen die Burſchen des Dorfes zu

den Mädchen und peitschen diese damit, wofür sie dann Bier, Branntwein und Kuchen von den Mädchen zum Geschenke bekommen.

In Untersteier besteht die Sitte des peitschens nur unter Kindern und zwar am Tage der unschuldigen Kinder.

24.

Am Ostersonntage besteht in polnischen Dörfern des österr. Schlesiens (Lomna u. a. Orten in der Umgegend von Jablunkau) folgender christlicher Gebrauch.

In jedem Hause wird ein Lamm geschlachtet, welches aber im freien gebraten wird. Zu dem Zwecke schlägt man Zelte auf, eins neben dem andern. Die Bewohner einer Gemeinde vereinigen sich an einem bestimmten Platze, machen dort Feuer an und braten die Lämmer. Dann setzen sie sich in einen Kreis und ein Lamm nach dem andern wird verspeist. Dieser Tag ist ein Versöhnungstag; man füllt die Gläser, stößt an, trinkt und umarmt sich.

25.

Es herrscht in österr. Schlesien der Glaube an das sogenannte „Sonnehoppen" (Sonnehüpfen). Das Volk glaubt nämlich, daß am Ostersonntage die Sonne zur Freude der Wiederaufstehung des Erlösers dreimal springe. Man meint, es sei an demselben Tage, an welchem der Heiland erstanden ist, die Sonne dreimal vor Entzücken aufgesprungen; und dieses soll sich nun am Ostersonntage stets wiederholen, so lange die Welt besteht.

In Weidenau, Jauernig, Saubsdorf ꝛc. begibt sich am Charsamstage Abends eine Prozession, aus Männer bestehend, auf eine Anhöhe, um am folgenden Morgen das Schauspiel des Sonnenaufganges genau zu betrachten und die Sonne springen zu sehen.

Sogar ein Kreuz und Fahnen aus der Kirche tragen sie dem Zuge voran, andächtige Lieder werden gesungen zur Ehre des Welterlösers.

Endlich erreichen ſie die Anhöhe, und mit ihr den zur Ruhe auserſehenen Platz. Ein Feuer wird angezündet, um das ſich die Leute lagern, die den mitgenommenen Speiſen und der Brantweinflaſche tapfer zuſprechen. Dann werden heilige Lieder geſungen oder ſie beten. Gewöhnlich ſchlafen ſie ermüdet ein und erwachen, wenn die Sonne ſchon hoch am Himmel ſteht.

26.

In den Ortſchaften an beiden Ufern der Thaja, in Mähren, iſt folgender Gebrauch:

Am Georgitage (24. Aprill) gehen alljährlich jene, die im letzten Faſching geheiratet haben, in Begleitung des Bürgermeiſters und ihrer Eltern auf's Feld. Dieſe zeigen ihnen die Grenzen ihrer Gehöfte, Felder und Wieſen, und nachdem ſie die Grenzſteine gereinigt haben, begeben ſie ſich in die Schenke. Da müſſen die jungen Eheleute ihren Eltern ein Mahl geben. [1])

27.

a. Der Hahnſchlag oder das Hahnſchlagen findet an Hochzeiten, im Faſching, zu Pfingſten und an der Kirchweih ſtatt.

Zu Forbes (Budweiſer Kreis) beſteht folgender Brauch.

Bei der erſten Hochzeit im Faſchinge wird ein Hahn getötet. Dieß geſchieht auf folgende Art. Schon 14 Tage vorher wird von den zur Hochzeit geladenen Jünglingen ein ſchöner Hahn gekauft, und gut gefüttert. Am Tage der Vermählung ſelbſt wird ihm ein rothes Mützchen aufgeſetzt, manchmal auch ein Röckchen und ein Beinkleid angezogen. So bringt man ihn in die Verſammlung, wo er zum Tode verurtheilt wird. Zwei als Bauern verkleidete kommen herein,

[1]) Vergl. meine Alpenſagen S. 394.

und klagen über den Hahn. Darauf nimmt einer von den beisitzenden ein Buch in die Hand, stellt den Richter vor, und liest aus diesem Buche das Todesurteil über den Hahn. Alle beisitzenden stimmen bei. Nun verkleidet sich einer als Scharfrichter, nimmt rothe Kleider und einen Säbel, und es zieht dann die ganze Versammlung mit dem Hahne und in Begleitung der Musik in die Mitte des Marktfleckens auf einen erhöhten Rasen. Hier wird der Hahn an die Lehne eines Sessels festgebunden, jedoch so, daß der Hals über der Lehne hervorragt. Nachdem alle umstehenden den Hahn um Verzeihung gebeten, spielt die Musik einen Todtenmarsch, und der Henker haut dem Hahne den Kopf ab. Alsdann wird er losgebunden, und sammt dem Kopfe in das Haus mit Musik zurückgetragen. Die Kläger, welche nicht mitgezogen sind, warten hier auf den Hahnenkopf, der ihnen auf einem Teller gebracht wird. Jetzt legen die verkleideten ihre Kleider ab, und erscheinen in ihrem früheren Anzuge. Der Hahn wird nun gebraten und den Gästen gereicht.

Denselben Gebrauch finden wir auch in der Umgebung von Chrudim, wenn ein reiches Paar am Fasching Hochzeit hält. Junge Hochzeitgäste führen den Hahn an weißen Schnüren zu einem Galgen, der auf einem Platze im Dorfe errichtet ist. Hier wird dem Hahn das Urtheil vorgelesen und der Scharfrichter hängt ihn auf.

b. Im Dorfe Walkenstein (Nieder-Österreich) war an Hochzeitstagen folgende Sitte. Man schloß die Braut in einen Kreis ein und brachte den Haushahn, dem man die Flügel stutzte, in den Kreis. Nun jagte die Braut das Thier so lange herum, bis es tot liegen blieb. Dieß ist seit etwa 30 Jahren verboten.

c. In österr. Schlesien findet am Aschermittwoch das Hahnschlagen statt. Nachmittags versammeln sich die jungen Bursche gewöhnlich in einem Wirtshause, zieren einen lebenden Hahn mit Bändern und Blumen und stecken ihn dann in einen am Boden durchlöcherten Topf so, daß sein Kopf aus dem Loche

hervorschaut. Darauf zieht die Gesellschaft hinaus auf ein ebenes Schneefeld und beginnt dort folgendes Spiel: Der Topf mit dem Hahn wird auf den Boden gestellt, einem durch das Loß oder auf sonstige Weise dazu bestimmten Burschen werden die Augen verbunden und ihm ein Dreschflegel in die Hand gegeben. Dann wird derselbe einige Mal im Kreise herumgeführt damit er die Orientierung verliere, und nun ist es seine Sache, den Hahn zu suchen und mit dem Flegel zu erschlagen. Zuweilen hört er ihn schreien, geht auf ihn los, gleichzeitig wird aber der Hahnenruf da und dort nachgeahmt, der blinde steht und lauscht, sucht die richtige Stimme heraus zu finden, tappt nach allen Richtungen herum, und führt endlich, bei dem vermeintlichen richtigen Hahn angekommen, seine Schläge. Wenn er ihn nicht trifft, kommt ein anderer Bursch an die Reihe, was so lange wiederholt wird, bis es einem gelingt, den Topf zu zertrümmern und den Hahn darin zu töten. Darauf wird ein fröhliches Mahl gehalten, wobei der gebratene Hahn das Hauptgericht bildet.

In ähnlicher Weise besteht der Hahnenschlag in andern Kronländern, selbst in Ungarn, z. B. in Eisenstadt. Hier geschieht es zu Pfingsten bei dem s. g. Marientempel, wo eine große Menge Volkes sich versammelt. Dieses Volksfest ist aber, wie überall die Volksfeste, im abnehmen begriffen. [1])

d. Am Kirchweihfeste wird um Königinhof (Neurettendorf) alle 5 Jahre der Hahnschlag gefeiert. Auf einem geschmückten Wagen wird in einem Korbe ein Hahn gefahren; Musik, Masken und eine zahllose Menge folgen. Auf dem Hauptplatze angelangt, steigt ein als Mohr gekleideter vom Pferde und befestigt den Hahn an einem Pflocke. Ein Mädchen wird als Hahnbraut gewählt und mit Musik abgeholt. Mit einem Kranze auf dem Kopfe geht die Hahnbraut mit lustigem Gefolge zum Platze. Man bildet einen Kreis um den Pflock, verbindet der

[1]) Über das Hahnschlagen im nördlichen Deutschland s. Kuhn nordd. Sagen S. 391. Vergl. Wolf Beitr. 2,439.

Braut die Augen und gibt ihr einen Dreſchflegel in die Hand, mit dem ſie den Todesſtreich führen ſoll. Dieß muß aber auf den erſten Schlag geſchehen, denn es handelt ſich darum, ob das Mädchen ein tugendhaftes iſt oder nicht.[1]) Gelingt es, ſo bewegt ſich der Zug mit dem toten Hahn durch das Dorf. Der Hahn wird gebraten, und der Hahnbraut gebührt das erſte Stück, und ſie tanzt des Abends den erſten Reigen.

28.

In öſterr. Schleſien iſt das Königsreiten ein Volksfeſt des ackerbautreibenden Landvolkes. Es reiten nämlich am Pfingſtmontage der Dorfrichter u. a. aus der Gemeinde auf ſchönen Pferden ins Feld und umreiten langſam und mit Andacht ihre Äcker, ſingen fromme Lieder oder beten. Sie hoffen dadurch den Segen Gottes für ihre jungen Saaten zu erflehen, und Wetterſchäden davon abzuhalten. Wer das ſchönſte Pferd bei dieſer Feierlichkeit hat, der wird als König anerkannt. Nachmittags begeben ſich dann alle Bauern zum Könige, welcher ein ſchwarzes Schaf braten laſſen muß. Jeder Bauer nimmt ein Bein (einen Knochen) von dieſem Schafe und ſteckt dasſelbe am andern Morgen vor Sonnenaufgang in die Saaten, damit dieſelben gedeihen.[2])

An einigen Orten wird das „Saatreiten" in ähnlicher Weiſe abgehalten und zwar am Pfingſtſonntage.

29.

Um die Hechſen zu vertreiben, welche die Saatfelder durch ihre Tänze ſchädigen, hält die Jugend in Böhmen (z. B. in Wall) alle Jahre im Mai das ſogenannte Hechſenbrennen. Eine weibliche Figur wird in einem Holzſtoße verbrannt, und darauf tanzt man um das bald erloſchene Feuer.

---

[1]) Eine andere Art Gottesurtheil ſ. Wolf Beiträge 2,440.

[2]) Wuotan verleihet Fruchtbarkeit. Vergl. Grimm Myth. 231.

30.

In der Gegend von Warnsdorf (Böhmen) erzählt man ſich, daß das Johannisfeuer (24. Juni) von einer Begebenheit im Leben des h. Johannes ſeinen Urſprung habe. Derſelbe muſte ſich einſt vor ſeinen Feinden flüchten. Im Schutze der Dunkelheit erreichte er glücklich einen Berg; ſeine unermüdlichen Verfolger erblickten ihn und kamen ihm immer näher. Da wurde er aber plötzlich ihren Blicken entzogen, indem eine Flamme aus der Erde hervorbrach. Daher die Johannisfeuer auf den Bergen.

Bei St. Pölten glaubt man, der h. Johannes habe während der Taufe im Jordan eine brennende Kerze getragen, daran erkannten ihn ſeine Verfolger; als ſie ihn ergreifen wollten, ſahen ſie plötzlich eine Menge Lichter, und dadurch wurden ſie irre geleitet. Zum Andenken daran ſind jene Feuer.

Von den Knaben werden die alten Beſen das ganze Jahr hindurch geſammelt und ſorgfältig bis zum Johannisabende verſteckt gehalten. Die werden dann am Johannisabende auf den Höhen angezündet, im Kreiſe geſchwungen und unter Jubel in die Luft geworfen.

In der Umgegend von Deutſch-Brod, Mähriſch-Trübau u. a. O. wird ein Faß mit Pech oder Ther beſtrichen, über den Berg hinab gerollt, nachdem man es angezündet hat.

Überall in Böhmen und Mähren werden die lodernden Brände im Kreiſe umgeſchwungen und die Reſte auf die Felder gebracht.

31.

In Nieder-Öſterreich (V. O. M. B.) werden die Johannisfeuer oder Sonnwendfeuer gewöhnlich vor einem Kreuze auf dem Felde angezündet. In dieſe Feuer wirft man Blumen; man ſingt Lieder, umtanzt das Feuer, ißt und trinkt dabei und treibt allerlei Kurzweil. Die Blumen werden gewöhnlich unter Sprüchen dem Feuer übergeben. Nach jedem Spruche wird um das Feuer getanzt, und dabei werden die letzten

Worte jedes Spruches gesungen. Abends werden auf allen Anhöhen Feuer angezündet, und die Burschе umtanzen die Feuer mit brennenden Besen, welche zu diesem Behufe in Pech getaucht wurden.

Wer dreimal über ein Feuer springt, bekommt in dem Jahre das Fieber nicht.

Oft wird auch ein mit Pech bestrichenes Wagenrad angezündet, und brennend über eine Leiten (Halde) hinabgerollt.

Allgemein ist der Volksglaube, diese Feuer werden dem h. Johannes zu Ehren angezündet. Um so bemerkenswerter ist es, daß in deutschen Theilen Böhmens z. B. in Eisenberg (Erzgebirge) die Erinnerung an Perun (auch Peroun gesprochen) noch im Volke ist[1]). Bei Eisenberg werden an einem brennenden Holzstoß die Besen angezündet, und die Knaben laufen um das Feuer herum. Die Mädchen flechten Kränze aus Wiesenblumen (in Katharinenberg aus Kleberkraut), halten dieselben vor die Augen und sehen hindurch nach dem Feuer. Dabei sprechen sie:

Johannisfeuer, guck, guck!
Stärk' mir meine Augen,
stärk' mir meine Augenlieder,
daß ich dich auf's Jahr seh wieder.

Wer dieß dreimal sagt, bekommt während des Jahres keine Augenschmerzen.

In Ober-Österreich und den angrenzenden Theilen Nieder-Österreichs und Böhmens ist der Name Sonnwendfeuer (Sunawendfaija), auch Sonnewettfeuer gebräuchlich. Der Name muß früher weitere Verbreitung gehabt haben; am Semmering bei Schottwien heißt ein Berg Sonnenwendstein.

32.

Am Vorabende des Johannisfestes ist es bei den Landleuten des Krakauer Bezirkes, besonders aber bei jenen,

[1]) Über Perun s. Hanusch slaw. Mythus 98 u. a. O. Grimm Myth. 118.156.

welche gegen die Karpathen hin wohnen, gebräuchlich, mit dem Anbruche der Nacht große Feuer auf dem Felde oder den benachbarten Höhen anzulegen; man bezeichnet sie mit dem allgemeinen Namen „Samstagfeuer"; die Nacht, in welcher sie stattfinden, wird die „Kupalische Nacht" [1]) genannt. An diesem Abende versammelt sich die Jugend mehrerer benachbarter Dörfer und begibt sich, von einer Musik begleitet, nach demjenigen Orte, wo das Feuer angelegt werden soll. Hier errichtet man einen Haufen aus Reisig, Baumästen und verschiedenen andern Brennstoffen und zündet denselben mit jenem Feuer an, welches durch scharfes reiben zweier Holzstangen erzeugt wird. Während nun die Flammen hell auflodern, tanzen die einen um das Feuer herum, andere springen darüber und schleudern brennende Pechkränze hoch in die Luft empor. Dann erscheint eine Schar von rüstigen Burschen, welche mit den mit Pech überzogenen brennenden Besen nach einem bestimmten Gegenstande um die Wette laufen. Wer das Ziel zuerst erreicht, erhält eine Pfauenfeder, die er das ganze Jahr hindurch als Auszeichnung tragen darf. Nicht selten kommt es vor, daß auch die Herde um das Feuer getrieben wird, in der Meinung, sie gegen jede Krankheit und Seuche sicher zu stellen. An diesem Tage sammeln die Landleute verschiedene Kräuter, welche zu Krankenheilungen dienen, wobei sie den Glauben hegen, daß die Wirksamkeit der an diesem Tage gesammelten Kräuter eine weit größere sei. Die abergläubischen suchen ferner die Blüte des Farrenkrautes, welche nach der Meinung des Volkes nur um diese Zeit sich entfaltet und in einem Augenblicke wieder abfällt. Wem es gelingt, eine solche Blüte zu finden, der könne zu jeder Zeit unsichtbar werden; alle gesperrten und verriegelten Thüren oder sonstigen Behältnisse öffnen sich sogleich von selbst bei Berührung mit dieser wunderbaren Blüte. Mit deren Hülfe ist man auch im Stande, die unter der Erde tief verborgenen Schätze zu finden.

---

[1]) Über Kupalo s. Hanusch slaw. Mythus 200 fg. Grimm Myth. 590.

Das Volk erzählt ſich hierüber folgendes:

Einſt gieng ein Landmann an demjenigen Tage, da die Samſtagfeuer angezündet werden ſollten, in einen nahegelegenen Wald, um ſeine Kuh zu ſuchen; allein ſeine Mühe war vergebens. Während er aber im Walde umhergieng, fiel ihm zufälligerweiſe die Blüte des Farrenkrautes in den weiten Obertheil eines Stiefels, ſo daß er davon nicht einmal eine Ahnung hatte. Und alsbald wuſte er den Ort, wo die Kuh ſich befand; doch nicht etwa dieſes allein, ſondern es war ihm auch der Ort und die Stelle bekannt, wo reiche Schätze von der Erde bedeckt ſind. Da ihm aber die nöthigen Werkzeuge fehlten, ſo eilte er ſchnell nach Hauſe um ſolche zu holen. Vor der Arbeit zog er aber die Stiefel aus und verlor dieſe wunderbare Blüte. Nun wollte er hinausgehen, um die Schätze heimzubringen, allein nach dem Verluſte jenes Zaubermittels vergaß er ſogleich den Ort, wo die Schätze ſich befinden, und muſte unverrichteter Sache nach Hauſe zurückkehren. Alles ſchien ihm jetzt nur ein Traum geweſen zu ſein. [1])

33.

In Nieder-Öſterreich (Horn und Umgegend) läßt man auf jedem Felde in der Mitte einen Büſchel Hafer ſtehen; die Halme werden umgebogen und zuſammengebunden. Dieſe Büſchel gehören „für's Bäri-Mandl" (Bergmännchen). [2])

Im Salzburgiſchen iſt nach der Ärnte ein großer Umzug. Dabei wird u. a. eine Ährenkönigin in einem kleinen Wagen von jungen Burſchen gezogen. [3])

In öſterr. Schleſien wird einer zur Weizenbraut erkornen Magd am Ärntefeſte große Ehre angethan.

34.

Über den Aberglauben berichten wir hier nur folgendes:

Vorzeichen des Todes ſind (in Walkenſtein, Nied. Öſterr.) das erſcheinen des Todtenvogels in der Nähe des Hauſes,

[1]) Vergl. S. 266. [2]) Gr. Myth. 140. Kuhn. N. S. 395. [3]) Gr. M. 253 ff.

das erſcheinen eines Wichtels (des Käuzchens) im Garten, das zufällige zur Erde fallen eines Meſſers, wenn es im Boden ſtecken bleibt, u. dgl. m.

35.

Wenn während des Mittagläutens die Uhr 12 ſchlägt, ſo ſtirbt jemand aus dem Orte bald darauf.

(Auſſig in Böhmen.)

36.

Wenn einer in den letzten Zügen liegt, ſo wird eine geweihte Kerze angezündet und dem ſterbenden in die Hand gedrückt. Die umſtehenden beten für die „ausfahrende Seel." Das heißt man das Seelausbeten. (N. Ö.)

37.

In Neuſohl (nördl. Ungarn) iſt folgender Brauch.

Iſt ein Menſch dem ſterben nahe, ſo wird an deſſen Haupte mit einem Glöckchen leiſe geläutet, damit die ſcheidende Seele, durch den Ton gelockt, noch einige Augenblicke auf der Erde in der Nähe des erſtarrenden Körpers verweile.

Iſt der Tod erfolgt, ſo läutet man mit dem Glöckchen weiter weg; immer etwas weiter vom Toten, dann zur Thür hinaus, und einmal um das Haus herum, damit man ſo die Seele auf ihren Scheideweg geleite. [1]) Hierauf wird ein Bote geſchickt, daß die Dorfglocke geläutet werde, um ſo das abſterben zu verkünden.

Der Tote wird gewaſchen und im Leinwandhemde auf ein langes, glatt gehobeltes Brett gelegt, mit einem großen Leinwandtuche ganz überbreitet. Neben ſeinen Kopf wird eine Öhllampe geſtellt, nebſt einem Glas Weihwaſſer, in welches man ſechs bis ſieben Kornähren taucht.

---

[1]) Zu dieſer eigentümlichen Vorſtellung, daß der Ton die Seele geleite, vergl. die aus Grimm Myth. 786 ff. bekannten Vorſtellungen.

Während die Dorfglocke den Tod verkündet, wird das Stroh, welches das Bett des verſtorbenen ausfüllte, unweit des Hauſes verbrannt. Wer die Glocke hört oder das Todtenfeuer ſieht, betet für die abgeſchiedene Seele.

Nach und nach kommen Bekannte um die Leiche zu ſehen. Man nähert ſich derſelben, ergreift die in das Waſſer getauchten Kornähren, beſprengt damit von oben bis unten das überbreitete Leichentuch, kniet dann nieder und betet.

Die jugendlichen Leichen werden mit Heiligenbildern und Blumen, ſo weit nur Platz iſt, überdeckt. Den ältern Leichen legten ſie ein Fläſchchen mit gutem Branntweine oder altem Methe bei, damit es dem verſtorbenen an nichts fehle. [1]) Im Namen weiblicher Leichen wird das ärmſte, älteſte Weib in der Gegend herumgeſchickt, den Tod und den Tag des Leichenbegängniſſes anzuſagen; im Namen männlicher Leichen ſchickt man den älteſten Mann, und dieſer Todesbote wird in jedem Hauſe beſchenkt.

38.

In Deutſchbrod u. a. O. kommt folgender Aberglaube vor.

Am 1. Mai haben die Hechſen volle Macht. Um ſie abzuhalten, ſteckt man Lindenreiſer in den Düngerhaufen, der gewöhnlich im Hofe iſt, macht aus geweihten Palmzweigen Kreuzchen und ſteckt ſie im Stalle in die Mauerſpalten, beſpritzt das Vieh mit Weihwaſſer u. ſ. w.

Sollte aber wirklich eine Hechſe in das Haus gekommen ſein, ſo zeigt es ſich bald. Die Kühe geben entweder keine Milch, oder ſie geben ſtatt derſelben Blut; das Getreide geräth nicht u. ſ. w.

Wenn man vierblättrigen Klee hat, ſo kann man alle Künſte der Zauberer und Hechſen durchſchauen.

Eine Magd muſte für die Kühe Klee holen. Als ſie durch das Dorf ſchritt, mit dem Bündel Klee auf dem Rücken,

[1]) Iſt jetzt verboten.

gab dort gerade ein Zauberer seine Vorstellungen. Die Menge bewunderte eben, wie ein Hahn einen schweren Balken zog. Die Magd fragte, was sie so bewunderten, ob das ein Wunder wäre, wenn ein Hahn einen Strohhalm mit dem Fuße nachziehe. Als dieß der Zauberer hörte, machte er sich aus dem Staube. [1])

Wenn sich ein Kind einen Milchzahn ausgerissen hat, so muß es hinter den Ofen gehen und den Zahn hinter sich werfen, und dreimal die Worte sagen:

Eichkätzchen, Eichkätzchen,
ich geb' dir einen beinernen
gib mir einen eisernen.

Die Kornähren sollen in alter Zeit vom Erdboden bis hinauf gereicht haben. Es war gar kein Halm. Da nun die Menschen immer gottloser wurden, so beschloß Gott sie zu strafen, indem er ihnen eine Hauptnahrungsquelle, nämlich das Getreide nehmen wollte. Er ließ deshalb die lange Ähre anzünden, und als dieß die heil. Jungfrau sah, ergriff sie noch am obersten Ende die Ähre mit der Hand, wodurch die Ähre am weiterbrennen verhindert wurde. Daher kommt es, daß nun jede Ähre nicht länger als eine Handbreit ist. [2])

Wer am Palmsonntage drei Kätzchen von den Palmzweigen verschluckt, bekommt keine Halsschmerzen, und wer die ersten Kornblüten sieht, der soll drei davon nehmen und verschlucken, dann bekommt er kein Fieber in dem Jahre.

Wenn jemand von einer Schlange gestochen wird, so muß er trachten, daß er früher beim Wasser ist als die Schlange. Ist der Mensch früher dort, so muß die Schlange sterben, ist aber die Schlange früher dort, so muß der Mensch sterben.

Am Ostersonntage werden aus den Palmzweigen Kreuzchen gemacht und in die Felder gesteckt, um sie vor dem Hagelschlag zu schützen.

---

[1]) Vergl. Kuhn, nordd. Sag. 458 (Nr. 432).

[2]) Ähnliches aus Thüringen s. Bechsteins d. Märchenb. die Kornähren.

39.

Um Flechten zu vertreiben, nimmt man (im nördlichen Böhmen) eine Münze, auf welcher das Bild einer Kapelle ist und die man „Flinkel" nennt. Diese rollt man dreimal um die Flechte herum und murmelt dabei den Zauberspruch:

Schwinge [1]) vergie, (Schwinge vergeh,)
wichs nie mie; (wachs' nicht mehr.)

Das helfe Gott Vater, Sohn und heiliger Geist. Amen. — Darauf wird das Kreuz über die Flechte gemacht, diese angespuckt, abermals mit der Münze umringelt und bekreuzt.

Warzen soll man verlieren, wenn man an einem Nachmittage, wo zu einem Begräbnisse geläutet wird, in's Freie tritt und spricht:

Warzel, Warzel weiche,
sie läuten einer Leiche;
gehst du nicht zu Grabe,
frisst dich zuletzt der Rabe.

40.

Wenn der Eigentümer von Bienenstöcken mit Tode abgeht, so klopft man an die Bienenstöcke und meldet, daß der Hausvater gestorben ist; sonst gehen die Schwärme ein. So im Niederlande Böhmens. (Komotau.)

41.

Wenn die Leute bei einem Weizen- oder Kornfelde vorübergehen, und es blühen die blauen Kornblumen, so wird eine derselben abgerissen, und man bestreicht sich damit die Augen. Das stärkt die Augen und bewart sie vor Krankheit.

(Komotau.)

---

[1]) „Schwinge" ist ein nur hier vorkommender Ausdruck für Flechte.

42.

Zu den verſchiedenen Gerichten am heil. Abend gehören auch die Erbſen. Nach dem Eſſen wird in Jahren, wo es viele Mäuſe gibt, in die vier Ecken der Stube eine kleine Porzion dieſes Gerichtes in Kreuzform geſchüttet, damit die Mäuſe nicht gar zu ſehr überhand nehmen. (Komotau.)

43.

In Komotau ꝛc. findet man folgenden Aberglauben.

Beim erſten Läuten am Charſamſtage eilen die Frauen zum nächſten Bach, um ſich zu waſchen; das ſoll die Sommerſproſſen vertreiben.

Nach der Palmweihe verſchlucken die Leute drei Kätzchen von einem Palmzweige; ſie glauben, daß ſie dann das ganze Jahr kein Halsweh bekommen.

Die Frucht eines Bäumchens, das zum erſtenmal trägt, ſchenkt der Eigentümer gern einer ſchwangern Frau, weil dann der Baum ſehr fruchtbar wird.

Die Dienſtboten legen bei einem Schloßenwetter allerlei Hausgeräth, z. B. Ofengabel, Ofenkrücke, den Kehrwiſch u. dgl. auf dem Haushofe kreuzweis übereinander, in der Meinung, daß die Schloßen dann keinen Schaden machen.

Wer zum erſtenmal bei einem Kornfelde, das in der Blüte ſteht, vorbeigeht, der ſtreift von drei Kornähren die aushängenden Blüten ab und verſchluckt ſie; das bewart vor Halsweh.

Wenn eine Wöchnerin unter den ſechs Wochen ſtirbt, ſo kommt ſie wieder, um nach ihrem Kinde zu ſehen.

Wenn am Charſamſtag das erſtemal wieder geläutet wird, eilen die Geizigen mit einem Geldſäckchen an ein fließendes Waſſer und ſchwenken jenes hin und her; ſie glauben, daß ſich dann ihr Reichtum vermehre.

Bei einem Gewitter legt man im Oberlande Böhmens die geweihten Palmen auf den Tisch, im Niederlande verbrennt man sie, damit der Blitz nicht einschlage.

So viele schwarze Punkte das „Hergottsschäfchen" auf seinen rothen Flügeldecken hat, so viele Gulden wird das Strich Getreide kosten.

Wenn im Gebirge (des Oberlandes) eine Leiche aus dem Hause getragen wird, werden alle Stühle umgestürzt, dann kommt der Tote nicht wieder.

Wer am heil. Abend beim Lichtanzünden seinen Schatten nicht sieht, der stirbt binnen einem Jahre; auch der zuerst eine Nuß aufmacht, welche taub ist.

414.

Wenn man dem Kinde Abends keinen Weihbrunn (Weihwasser) gibt, so kommt ein wildes ganz behaartes Wesen, nimmt das Kind weg, und legt ein anderes behaartes, ungestaltes Kind an dessen Stelle. Das ist der **Wechselbalg.** [1])

(Trumau N. Ö.)

Wenn's donnert, so sagt man zu Kindern: Der Himmelvater greint, er ist härb (hä'b). [2]) (Das.)

Wenn auf der Bergesspitze Wolken stehen, daß sie den Berg berühren, so sagt man, der Berg hat einen Hut. [3])

(Trumau N. Ö.)

---

[1]) Vergl. S. 233 fg. [2]) Gr. Myth. 152. Härb heißt ungehalten, zornig. Schmeller 2, 235. [3]) Vergl. Vernaleken, Alpensagen S. 271.

II. Das Loßen,

oder:

Über das Glückſuchen und Zukunftforſchen des Volkes.

Die Zukunft iſt dem Menſchen verborgen, und es iſt eine rein menſchliche Neigung das, was die Gottheit über ihn verhängt hat, erforſchen zu wollen, obgleich Weiſe und Dichter aller Zeiten den Menſchen gewarnt haben, er möge nicht „begehren zu ſchauen, was die Götter bedecken mit Nacht und Grauen." Gleichwohl finden wir den Vorwitz bei faſt allen Völkern des Altertums und der Gegenwart. Der Menſch blickt — wie Göthe ſagt — ſo gern in die Zukunft, weil er das ungefähre, was ſich in ihr hin und her bewegt, durch ſtille Wünſche ſo gern zu ſeinen Gunſten heran leiten möchte.

Es iſt dieß eine Thatſache, und weil dieſe Neigung ſo tief im Volke wurzelt und ſo weite Verbreitung hat, dürfte es wol der Mühe wert ſein, einige Betrachtungen darüber anzuſtellen und eine Anzahl Belege aus dem Leben des öſterreichiſchen Volkes zu liefern.

Die Gabe oder Kunſt der Weißagung hieß bei den Griechen Mantik (μαντική sc. τέχνη), bei den Römern divinatio. Es gab eine natürliche und eine künſtliche Divination. Als Arten der natürlichen Divination laſſen ſich unter-

ſcheiden: die Ekſtaſe (Cic. div. I, 31), die Träume und die Orakel. Nach Homer kommt der Traum vom Zeus (*καὶ γὰρ τ'ὄναρ ἐκ Διός ἐστιν.* Ilias I, 63). Dadurch offenbart ſich dem Griechen die Gottheit unvermittelt, und er unterwirft dieſe Offenbarung mitunter kunſtgerechter Auslegung.

Ich erinnere hier z. B. an Platons „Kriton," in welchem Sokrates ſagt: Es kam mir (im Traume) vor, als ob eine ſchöne Frau auf mich zu kam, mich anrief und mir ſagte: „O Sokrates, möchteſt du am dritten Tage in die ſchollige Phthia gelangen!" Dieß iſt eine Parodie der Worte des Achilles (Ilias IX, 363), und Sokrates bezeichnet mit dieſer Deutung ſeines Traumes den Tod als eine Rückkehr in die Heimat der Helden. Hieher gehört auch der Traum, den Xenophon hatte, kurz bevor er zum Anführer der 10000 erwählt wurde (Anabasis III). Ganz im Sinne des Altertums iſt auch der Traum, den Schiller in der Br. v. Meſſina die Iſabella ihren Söhnen erzählen läßt.

Traumdeutungen im germaniſchen Altertum finden wir in der Edda, namentlich im andern Gudrunenliede (Atli's Träume gedeutet von Gudrun (ſ. Simrock, Edda 1855, S. 237) und im Atlamal (S. 256).

Auch das deutſche Altertum hatte ſeine „Traumſcheider" im Sinne von Wahrſager (Grimm Myth. 1098). Traumbücher haben ſich bis auf die neueſte Zeit erhalten. Ein 1500 in Straßburg gedrucktes Büchlein knüpft an bibliſches an und beginnt: „Hye vahet an das büchlin Danielis des ußlegers d' treum. Ich bin Daniel ein prophet ꝛc. Die ding alle ſind mir geoffnet von got." Darin heißt es z. B. Eſſich trincken bedeut betrübniß, Eſel ſehen bedeut auflauff, in kertzen ſehen bedeut begrepnuß, ein brinends wachs ſehen bedeut freüd, wider ſehen bedeut erdbidem ꝛc.

„Träume ſind Schäume," das glaubt bei uns noch nicht jedermann, denn wie viele gibt es, welche in die Lotterie gerade jene Nummern ſetzen, die ſie geträumt haben. Agricola, der ſcharfſinnige Ausleger von Sprichwörtern (1529 nach Chr.) ſagt in

der Erläuterung zu „Treume ſeind lugen" (Nr. 623): „Treume ſind etwas, aber zukünfftige dinge darauß zu erlernen, das iſt allein ein gotes gab, der ſich niemand leychtlich underſteen ſol, er habe ſie denn." Daß bei den Traumzahlen die uralte Heiligkeit gewiſſer Zahlen (vergl. Welcker, griech. Götterl. 1, 51) im Spiele geweſen iſt, läßt ſich wol vermuthen.

Hieher gehört auch:

Ein ſchoner tractat: die art und urſach des traumes, wann ime zeglauben ſey oder nit, mit ußlegung ꝛc. durch den Doctor Sytz von Marpach, 1515, gedruckt zu Landßhut 4°. Ferner „somnia Samuelis" in Haupts & H. altd. Blätt. 1, 215.

Größere Geltung hat ſich die andere Art natürlicher Divination verſchafft: das Orakel, durch welchen der Rath des Zeus erſpähet ward. Es gab ſolcher Anſtalten zu Dodona, Olympia und zu Delphi. Die Orakel waren meiſt Spruch- oder Zeichenorakel. Bei letztern weißagte man aus dem geſchlachteten Opferthiere, aus den Bewegungen der Blätter der heil. Eiche, aus dem murmeln des Quells ꝛc. Die Zeichendeutung ſchöpfte den Stoff ihrer Weißagung aus folgenden Quellen: Vögeln, Himmelserſcheinungen, Vorbedeutungen (Begegnungen, ähnlich dem mittelalterlichen anegane Gr. Myth. 1072), Stimmen. Von allem dem werden wir weiter unten Beiſpiele auch aus unſerm Volksleben anführen. An den griech. Orakelſtätten hatte eine anſäßige Prieſterſchaft die Auslegung übernommen. Es iſt natürlich, daß ſich ſpäter bei chriſtlichen Völkern die orakelähnlichen Einrichtungen anders geſtalten muſten. Die uralte heidniſche Verehrung der Quellen und Flüſſe hinterließ eine Art Kultus, der theils ein chriſtliches Gepräge annahm, theils rein heidniſch blieb. Wir brauchen nur nach dem Siveringer Brünnlein zu wandern, um zu ſehen, daß einige Weiber die Deutung der Zeichen übernommen haben, und dieß, wie jene Prieſter, zum Erwerbszweige machen, und daneben einen ganzen Cyclus von Mythen hegen. Die Agnes (S. 17 ff.) hat einzelne Züge, die an die Nornen erinnern, die wie die griech. Nymphen an Brunnen und Quellen verweilen (Gr. Myth. 387).

Wir haben eine Menge ſolcher Jungfernbrünnlein, z. B. bei Reichersberg am Inn in Ober-Öſterreich, bei Freihöls in der Oberpfalz, bei Herrieden in Mittelfranken u. a. (ſ. Panzer, bair. Sagen I. S. 105. 159). Wir finden ſolche Kultusorte, wie die griechiſchen Orakel, faſt überall in waſſerreichen Gegenden. Daß die Zauberkunde hauptſächlich alten Weibern eigen iſt, hat ſchon Grimm (Myth. 991) dargethan.

Kommt man Sonntags zum Siveringer Brünnlein, ſo findet man eine Schar gläubiger und ungläubiger dort gelagert. Nummernzettel werden verkauft, auf Tiſchen Würfelſpiel auf Nummern, und unter dem mit Denktafeln verſehenen Baum ſitzt eine Alte und lieſt in den Planeten. Das erinnert an die Stelle:

Ringsher opferten wir den Unſterblichen dort um den Sprudel,
unter des Ahorns Grün, wo entſprang das blinkende Waſſer.
Ilias II. 303—305.

Und es geſchah ein Zeichen: Ein Drache verſchlang acht junge Sperlinge und die brütende Mutter. Das Zeichen hatte ein Gott geſendet.

Das orakelnde Verfahren jener Weiber, die aus dem Namenstage der ihnen zuerſt begegnenden auf die Glücksnummern ſchließen, iſt ganz ähnlich den Weißagungen des griechiſchen Sehers Kalchas, der in Aulis den abfahrenden Griechen die Dauer des Krieges vorausſagt. In der Ilias II. 326 fg. ſagt Kalchas, die erwähnte Erſcheinung deutend:

Gleichwie jener die Jungen verzehrt und das Weibchen des Sperlings,
acht; und die neunte war der Vögelchen brütende Mutter:
alſo werden wir dort neun Jahr' auch kriegen um Troja,
doch im zehnten die Stadt voll prächtiger Gaſſen erobern.

Auch im griechiſchen Altertum finden wir (zu Delphi) eine Zeichendeutung aus Würfeln und Loßen (vergl. Hermann Altertümer der Griechen S. 244. 247.) Dieß gehört ſchon zur künſtlichen Divination, die auf Beobachtung und Deutung gewiſſer Zeichen beruhet, welche die Gottheit ſendet. Daß dieß noch im Mittelalter vorkam, beweiſen die Gottesurtheile, Hechſenprozeſſe u. a., und daß es unter dem Volke noch jetzt zu finden iſt, geht aus den Belegen hervor, die wir mittheilen werden. Schon Ariſtoteles erwähnt der Kunſt, aus den Linien der Hand zu weißagen (χειρομαντεία); das können die Zigeuner noch jetzt.

Ausgebildeter war die künſtliche Divination bei den Römern; wir erinnern nur an die omina, die sortes, an die haruspices (Opferſchauer) und augures (Vogelſchauer). Uns intereſſieren zumeiſt die sortes oder Loßorakel, weil die Germanen ſich ebenfalls derſelben bedienten. Bei den Römern wurden eichene Stäbchen mit eingeſchnittenen uralten Buchſtaben in dem Tempel der Fortuna aufbewart, durch die Hand eines Knaben gezogen, und darnach die Antwort ertheilt. Dieß geſchah zu Präneſte und Cäre. Bekannt iſt die Stelle bei Horaz: Wahllos zieht die Nothwendigkeit das Loß (sortitur) dem hohen wie dem niedern; alle beweget im Raum die Urne (Oden III, 1; ferner II, 4). Noch verwandter mit der germaniſchen Weiſe war das Stabwerfen mit Myrikezweigen auf Lesbos (Hermann, Altert. der Griech. ed. Stark 1857 S. 247.)

In Aſien ähnliches. Wir finden in der h. Schrift bei Osea 4,12 die Andeutung:

„Mein Volk fragt ſein Holz und ſein Stab ſoll ihm offenbaren" (predigen). Nach dem h. Hieronymus geſchah bei den Arabern das wahrſagen aus Stäben ſo: Man nahm drei Stäbe oder Pfeile; auf dem einen war geſchrieben: Herr, befiehl es; auf dem andern: Herr, verbiete es mir; der dritte war ohne Aufſchrift. Sie wurden in einen Sack gethan. Zog man den erſten, ſo war die Sache genehmigt; kam der zweite, ſo war ſie unterſagt; brachte man den dritten heraus, ſo

miſchte man von neuem. Nach andern ſchälte man die Stäbchen auf einer Seite und warf ſie in die Höhe (vergl. Herodot IV, 67).

Bei ſlawiſchen Völkern finden wir die Loße ebenfalls. Von den Rugianern (auf Rügen) erzählt Helmold in ſeiner Chronik der Slawen: „Der König ſteht bei ihnen in Vergleich zum Prieſter in ſehr geringem Anſehen, denn er erforſcht die Orakelſprüche des Gottes (Zwantewit) und den Ausfall der Loße. Er hängt vom Winke der Loße, König und Volk aber von ſeinem Willen ab.“ (S. 225 in der 19. Lieferung der „Geſchichtſchreiber der deutſchen Vorzeit.“)

Die älteſte Nachricht über die Zeichendeuterei und das wahrſagen bei den Germanen haben wir von Tacitus. Dieſe oft erwähnte Stelle in der Germania cap. 10 lautet: „Auspicia sortesque, ut qui maxime, observant. Sortium consuetudo simplex. Virgam, frugiferae arbori decisam, in surculos amputant, eosque notis quibusdam discretos, super candidam vestem temere ac fortuito spargunt. Mox, si publice consultatur, sacerdos civitatis, sin privatim, ipse pater familiae, precatus deos, coelumque suspiciens, ter singulos tollit; sublatos, secundum impressam ante notam, interpretatur.“ Alſo den abgehauenen Zweig eines Fruchtbaumes ſchneidet man in Reiſer, und dieſe, durch gewiſſe Merkmale unterſchieden, ſtreut man ohne Vorbedacht und auf's Gerathewohl über ein weißes Gewand hin. Dann hebt, bei öffentlicher Berathung, der Prieſter der Gemeinde, bei Privatangelegenheiten der Hausvater ſelbſt, zu den Göttern betend, dreimal einzelne Reiſer auf, und deutet ſie nach den eingeprägten Merkmalen. Außerdem befragten ſie das Geſchrei und den Flug der Vögel, und ließen ſich von weißen Pferden weißagen und ermahnen. Zu den fruchttragenden Bäumen gehörte vernehmlich die Buche und die den Stäben eingeſchnittenen Runenzeichen galten als Buchſtaben (ſ. Wackern. Littgeſch. 12). Auch die Frauen waren mit Deutung der Runen vorzugsweiſe vertraut (Gr. Myth. 84. 376.) Das Wort Rune hat ſich noch in den Wörtern Alraun, raunen erhalten.

Durch G. Homeyer (über das germaniſche loßen, 1854 Berlin) iſt nachgewieſen, daß mit der sortium consuetudo frieſiſche Rechtsgebräuche übereinſtimmen. Noch im Mittelalter beruhte ein Theil der Weißagekunſt auf dem werfen und deuten des Loßes (Grimm Myth. 989 und 1064). Dieſes Loß aber, im mhd. lôz, bedeutet wohl urſprünglich ein geſchnittenes Stück Holz, und der Begriff von Zufall, Antheil, Schickſal, Glück hat ſich ſpäter damit verbunden. Auch das lateiniſche sors bedeutet urſprünglich das Hölzchen, Zettelchen, ſpäter Antheil, Stand (sors tua mortalis, in Ovids Met.) In einem lateiniſch-deutſchen Wörterbuche „gemma gemmarum“ (Hagenau 1518) finde ich sors erklärt als gluck, abentyr, pars vel eventus vel fortuna vel responsus; vel est oraculum vel ars vel instrumentum divinandi. Sortiri = sortes divinare vel retribuere, loßen vel vberkumen. Sortileges = Zauberer.“ Das Wort sors, sortis gehört offenbar zu einer Wurzel mit serere, ἐρεῖν; dann iſt sors gleich Antheil, das zugetheilte (Grimm Rechtsalt. 534), goth. hlauts, ahd. hluz und hlôz, das durchs Loß zugefallene Grundſtück (Graff Sprachſch. IV, 1124), bairiſch der Luß (Schmeller II, 504). Auch in Ober-Öſterreich (Höfer etymol. Wörterbuch II, 225) iſt der Lus, das Lüſſel üblich im Sinne von portio, pars (bei Wald und Feldern.)

Daß und zu welchen Zwecken man im 15. Jahrhundert das Loß warf, erfahren wir aus einem gleichzeitigen Werke von 1472 „Summa Johannis von Bruder Berchtold“ (Augsburg): „Loß werffen um heymlich ding zu erfahren iſt ſünde, aber wenn man das tut durch frids willen als ob man gut ſolt teylen oder ander zeytlich ding ze frid ſetzen, das wär nit ſünd, und in geyſtlichen ſachen da man den heyligen geyſt an rüfft als in erwelung der prelaten, da wär loß werffen auch nit ſünde. Auch in nöten wenn man loß muß werffen, daz ſol man tun mit gepet als die apoſtel täten umb mathiam, daz wär auch nit ſünde. Aber on not, das wär got verſuchen.“

Das Loßwerfen bei Theilungen ist auch bekannt aus der heiligen Schrift: „Und da sie ihn gekreuzigt hatten, theilten sie seine Kleider und warfen das Loß darum, welcher was überkäme." Evang. Mark. 15,24. Psalm 22,19.

Wenden wir uns nun zu dem vorzüglich in Österreich und Baiern üblichen lösseln oder losengehen. Dieß geschieht noch jetzt zur Zeit der Rauhnächte (in Norddeutschl. Zwölften) namentlich am Thomasabend, Christabend und am Dreikönigstage.[1]) In dieser Zeit ist das Bleigießen, Brunnenschauen, Schuhwerfen ꝛc. unter dem Volke gebräuchlich.

Sehen wir vorerst auf die Schreibung des Wortes, so muß man loßen (mhd. liezen) d. h. wahrsagen von losen (mhd. losen) d. h. horchen, wohl unterscheiden. Theils die Art und Weise des Zukunftforschens, theils die Abschwächung des z (ß) zu s (wie daz — das ꝛc.) in der Aussprache, haben beide Wörter vermengt. Die Schreibung losen (in der Schweiz wird o kurz gesprochen), passt nur für das mhd. und für das alem. Verbum st. lauschen, horchen („auf den Jeger losen" Uhland, Volksl. 1,239); dagegen loßen, das Loß ꝛc. sollte man, um falsche Deutung zu vermeiden, mit dem historisch richtigen ß schreiben. Das schwache Verbum lôze (weißage) stammt von dem starken liuze, Prät. lôz, luzzen, Part. gelozzen, d. h. das Loß werfen, zaubern, wahrsagen. Man sollte daher auch Loßung (Loßzeichen) statt Losung schreiben; ob im Sinne von Erkennungszeichen der Waffengenossen (Losungswort) auf losen (= aufhorchen) zurückzuführen ist, scheint zweifelhaft. Bei

[1]) Die 13 Tage, in welchen den Göttern und Geistern noch eine gewisse Macht gelassen ist, schicken sich überhaupt zur Weißagung — sagt J. Grimm (Haupt, Zeitschr. 4,510), der über dieselbe Sitte aus Småland (in Schweden) berichtet. Die den „Jahrsgang" gehen, wählen auch in Schweden die Thomasnacht, Julnacht, Stefansnacht, Neujahrsnacht, und die Dreizehntentagesnacht. Ein wesentliches Stück des Naturglaubens und der Volkssitte gründet sich auf die Naturanschauung, insbesondere auf den Gegensatz und Wendepunkt der beiden Jahreszeiten: Sommer und Winter.

Seb. Frank, Chron. Germ. 1538 S. 194 finde ich: „Da hett deß bapſts heer das loß „Hie Guelf" ꝛc. Nauclerus ſetzt Keyſer Konrad ſei zu Weyblingen gezogen worden, daher haben ſich die keyſerlichen in irem loß Guaibelini genent." Bemerkenswert iſt auch das loßen der Brüdergemeinde: Die Vorſteher wählen Bibelſprüche und ziehen für jeden Tag des Jahres einen Spruch. Das iſt offenbar auf den Begriff des alten liezen zurückzuführen, und es ſollte loßen, Loß geſchrieben werden. Auch das in der Lotterie gebräuchliche Wort Los, loſen würde beſſer Loß, loßen geſchrieben, denn das Wort Lotterie ſelbſt bedeutet Glücksſpiel in Loßen, und die romaniſchen Wörter lot, lotto ſtammen aus dem gothiſchen hlauts. Das mhd. Wort lôt bedeutet urſprünglich das gießbare, ſchmelzbare Metall, das Blei, ſpäter Gewicht. Alſo auch im Bleigießen liegt ein Berührungspunkt mit dem Begriffe loßen. Es ſei hier noch erwähnt, daß im Mittelalter ein „loterholz" zum weißagen gebraucht wurde, ein Zauberholz, welches umläuft (Gr. Myth. 2063), und von dem wir noch Spuren in Geſellſchaftsſpielen haben, wie denn das Wort lotter ſelbſt mit dem latein. ludere (ſpielen, d. h. ſich hin und her bewegen) verwandt zu ſein ſcheint. Daß in unſerm Volksaberglauben die verſchiedenen Bedeutungen von loßen und loſen in eine verſchmelzen, daß alſo loßen und ablauſchen häufig zuſammenfallen, hat eben ſeinen Grund in der Art und Weiſe mancher Gebräuche, die ſich auf Erforſchung der Zukunft beziehen. Das nied. öſterr. lieſen (S. 348) weiſet noch auf das alte liezen.

Das lieſen- oder loſengehn finden wir vorzugsweiſe in Süddeutſchland, namentlich in Öſterreich. Hier geſchieht es im Mittewinter, während der Rauh- oder Rauchnächte, meiſt in der Thomasnacht. In welcher Beziehung die Sitte zu dem Heiligen ſteht, iſt ſchwer zu ſagen. Thomas iſt der ſchwergläubige, der Zweifler. Im chriſtlichen Kalender beherrſcht er (wie Saturn) die Wintermitte (21. Dezember). Er ſieht die geiſtige Sonne nur aus der Ferne, und die Legende läßt ihn zur Bekehrung der Heiden in weite Fernen wandern.

Die Thomasnacht haben ſich alle erkoren, die zu ſehen und zu hören glauben und doch nichts ſehen noch hören.

Im weſtlichen und nördlichen Deutſchland geſchieht das loßen mehr in der Andreasnacht (vergl. Gr. deut. Sag. I, 114 ff.; Sommer ſächſ. und thüring. Sag. 162; Meier ſchwäb. Sag. S. 454; J. W. Wolf, Beiträge 1, 121 fg.)

Der Theil des Aberglaubens, den wir loßen nennen, hat jetzt natürlich einen andern Charakter als im Mittelalter. An der Scheide desſelben (im 16. Jahrh.) war der Glaube an Zauberer, Teufel und Hechſen weit verbreitet.

Das zukunftſchauen, überhaupt das loßen, namentlich wenn es auf Kreuzwegen geſchieht, ſteht der Zauberei ziemlich nahe; beides bietet auch ſonſt manche Berührungspunkte; aus dem Zeitalter des zauberns und der geheimen Künſte (15. und 16. Jahrh.) ſcheint noch mancher Reſt ſich auf die Neuzeit fortgeerbt zu haben, der dann aber meiſt ein geſelliges Gepräge angenommen hat. Nach den alten Urkunden hatten jene Gebräuche einen weniger unſchuldigen Charakter, darum haben Kirche und Staat dieſelben ſtreng verpönt. In einem Werke aus dem Jahre 1472 (Summa Johannis, von Bruder Berchtold, Augsburg) heißt es u. a. in dem Kapitel von zawberey und von heimlichen und zukünfftigen Dingen ze wiſſen: „Es arbeyt der menſch mit dem böſen geyſt, den er pitt, ladet und bannet daz er im offenbarlich erſcheine oder heimlich und zukünfftige ding ſage, und das tut der böß geiſt etwen und erſcheinet dem menſchen in den figuren der creaturen, als etwen in einer forme der tier, und etwen in einer forme eins menſchen, auch etwen in figuren des waſſers, der ſtein und der bäum ꝛc. Auch etwen bitt der menſch den böſen geiſt, daz er im etwas in dem ſchlaff offenbare, als in dem traum ze wiſſen das heimlich und zukünfftig iſt.“ Dieß alles wird als Sünde bezeichnet und dem böſen Geiſt zugeſchrieben, was meines wiſſens bei dem jetzigen Aberglauben nicht mehr der Fall iſt. Über die Gebräuche des 15. Jahrhunderts berichtet das Buch ferner: „Auch arbeitet der menſch

etwen, zukünfftige ding ze wissen, mit künsten an den gestiren, in den Flammen des fewrs, in dem wasser oder in den figuren der hende, oder mit punctieren in die erden oder mit ander weyse wie das geschicht, daz ein mensch will wissen die ding die über natürliche bekanntnuß seind, der tut sünde. Auch ein mensch der da sicht die bewegung etlicher creaturen, als den lauff und den gang der fisch und der thier, und den flug der vogel und iren gesang und nach dem gemerck zukünfftige ding sagent, die über die natur seiend, wer das tut, der tut todsünde." Dann wird ermahnet über siechе und kranke das pater noster und den Glauben zu sprechen und „nit über einen groben steyn, noch über ein holz, noch über gürtel, und desselben gleichen, das nit krafft hat zu gesuntheit."

Ein anderes Werk, das um ein Jahrhundert später, im Jahre 1592 in München gedruckt ist:

Tractat von Bekanntnuß der Zauberer ꝛc. (deutsch durch Bernhart Vogel, Assessor des Stadtgerichts) nennt vier Arten des Aberglaubens (jedoch nach St. Augustin): Abgötterey, Wahrsagung, ungewohnlicher Gottesdienst, eitele Auffmerckung auff ein Ding. Das 2. und 4. ist das was wir hier loßen nennen. Loßer wären demnach solche, die aus Gesichten (Träumen), aus Figuren, Bewegungen, Zusammenstellungen und Tönen dasjenige wahrsagen, was für jemanden in Zukunft von Gott bestimmt ist. Es gehören also zu den Loßern auch die in obigem Traktat genannten „Landsterzer, von der Gallis Ägyptii, von den welschen Zingari, von den teutschen Heiden genannt." Ebenso gehören zum loßen die s. g. Loßtage, gereimte Wetterregeln ꝛc., z. B.

Pauli klarer Sonnenschein
bringt uns gutes Jahr herein ꝛc.

Ferner gehören hierher die Glücks- und Unglückstage, und unzählige andere Dinge, die aus vielen Landestheilen bereits gesammelt den Volksüberlieferungen beigefügt sind.

Die Gebräuche, die wir nun folgen lassen, gehören alle in den Bereich des von J. Grimm (Myth. 1059) soge-

nannten „thätigen Aberglaubens.“ Er wird natürlich mehr von weiblichen als von männlichen Personen ausgeübt. Der Vorwitz bezieht sich ja hauptsächlich auf den künftigen Freier. Ein bezeichnender Zug dabei ist das rückwärts gehen (vergl. Gr. Myth. 1071), das verkehrt legen oder stellen, selbst das rückwärts beten. Offenbar soll dadurch dem „Zufalle“ ein größerer Spielraum gegeben werden.

Die Art des loßens ist verschieden. Entweder beruhet es auf dem Augenschein oder auf Begegnungen oder auf dem bloßen Spiele des Zufalls. Zum letztern gehört z. B. das ziehen des Loßes, das Würfelspiel, das entblättern einer Blumenkrone, das abzählen an Knöpfen (soll ich, soll ich nicht; er liebt mich, er liebt mich nicht) u. s. w.

Man kann nicht über jede Art des loßens den Stab brechen. Hat es im gesellschaftlichen Leben seine Quelle, so dient es zur Erheiterung und gibt dem sonst so poesielosen Leben der ärmern Klasse eine gewisse Mannigfaltigkeit.

Aberglaube ist ein Überglaube (super-stitio), und das Volk wie manche große Männer werden seiner nie ganz ledig gehn; die einen erfüllt er mit Furcht, die andern mit Trost. Darum wollen wir ihm aber nicht das Wort reden.

III. Belege aus dem Volksleben.

1. Die jungen Mädchen gehen in der Chriſtnacht zum Schweinſtall und pochen. Regt ſich nichts, ſo iſt's ein Zeichen, daß ſie im folgenden Jahr noch keinen Mann bekommen; grunzt das alte Schwein, ſo bedeutet dieß, daß ein älterer Mann das Mädchen heiratet; rührt ſich aber ein junges Schwein, ſo wird ein junger Mann um die Pocherin werben.
(Nied. Öſterr. V. O. M. B.)

2. Das Mädchen begibt ſich in der heil. Nacht in den Hausgarten und macht den Zaun entlang drei Schritte; beim dritten faſſt es den nächſten Zaunſtecken und bindet ihm ein Band um. Am Morgen wird geſehen, wie der Pfahl ausſieht. Iſt er verkrüppelt, ſo wird das Mädchen einen bucklichen zum Manne bekommen; iſt aber der Zaunſtecken ſchön gerade, ſo wird auch der Zukünftige ein hübſcher Burſche ſein.
(Nied. Öſterr. V. O. M. B.)

3. Heiratsfähige Mädchen gehen auf einen Kreuzweg, fragen den, der ihnen zuerſt begegnet, um ſeinen Taufnamen, geben ihm auch wohl einen Kuß und eilen davon. Der Name des begegnenden iſt auch der des zukünftigen Gatten. [1]
(Nied. Öſterr. Gloggnitz.)

---

[1] Vergl. Wolf, Zeitſchr. für Myth. III, 3, S. 309.

4. Die Mädchen, welche ihren künftigen Bräutigam ſehen wollen, nehmen in der Chriſtnacht ein neues Thongeſchirr, füllen es halb mit Linſen, halb mit Waſſer. Dann wird ein Deckel darauf gelegt, und dieſer mit Lehm verklebt. Noch vor Mitternacht wird das Gericht gekocht, das Eſſzeug verkehrt auf den Tiſch gelegt, ein Stuhl mit den Füßen nach aufwärts wird an den Tiſch gelehnt. Die Linſen werden angerichtet, und das betreffende Mädchen geht nun aus dem Zimmer, und ſchaut von außen durch ein Fenſter hinein. Wird ſie das künftige Jahr heiraten, ſo erſcheint alsbald der Bräutigam. Er ſetzt ſich an den Tiſch, verzehrt die Linſen, und entfernt ſich wieder. Im Fall die lauſchende Perſon nichts ſieht, wird ſich auch kein Freier einfinden. Um eine glückliche Ehe zu haben, muß ſie alle Geräte vernichten, welche ihr bei der Bräutigamsſchau gedient haben, und darf höchſtens Tiſch und Stuhl davon gehalten. (Ungarn, Vesprimer Comitat.)

5. Am Vorabende des heil. Chriſttages ſchreiben heiratsluſtige Mädchen die Namen der ihnen geneigten Burſchen auf Zettel, fügen einige unbeſchriebene hinzu und legen ſie dann unter ihre Kopfküſſen. Wenn ſie in der Nacht das erſtemal erwachen, ziehen ſie einen Zettel hervor; iſt er mit keinem Namen beſchrieben, ſo werden ſie ſich in dieſem Jahre nicht verheiraten, ſteht aber ein Name darauf, ſo wer- ſie denjenigen Burſchen heiraten, der den auf dem Zettel geſchriebenen Namen trägt.

Andere kehren den Staub in der Stube zuſammen und tragen dieſen in den Hof hinaus, ſetzen ſich darauf und von welcher Seite her zuerſt ein Hahn kräht, von daher werden ſie einen Mann bekommen.

In andern Ortſchaften ſtellen ſich die Dirnen im Hofe oder Garten in einen Kreis, verbinden ſich die Augen, drehen ſich mehreremal herum, nehmen einen Schuh in den Mund, werfen ihn drehend in die Höhe und zu welcher Dirne er innerhalb des Kreiſes fällt, die wird nie heiraten. Dieſes werfen wird von jeder wiederholt.

Noch eine andere Art ist folgende:

So viele Dirnen sind, so viele Säckchen werden gemacht; in manche Säckchen kommt Asche, in die andern kommt Mehl, und nun zieht jede Dirne ein Säckchen; erwischt sie ein Säckchen mit Mehl, so wird sie überaus glücklich sein, erhält sie aber ein mit Asche gefülltes, so wird sie ihr Leben lang unglücklich und bald sterben. (Jetzelsdorf in Nied. Österr.)

6. Im südlichen Böhmen (Prachatitz) legen die Mädchen am heil. Abend das Tischtuch zusammen, begeben sich in's freie und legen sich mit dem Kopfe auf das Tuch. Hören sie läuten, so stirbt bald eine von ihnen; diejenige welche musizieren hört, wird bald heiraten u. s. w. Das nennen sie lusen gehen.

7. Daselbst werden am h. Abende, in der Thomasnacht und am Johannesabende aus neun Arten Holz Kränze verfertigt. Man setzt sie auf den bloßen Kopf, und begibt sich, wenn die Sterne am Himmel stehen, zu einem Bache, wo ein Baum steht. Da schaut man nun in's Wasser und es erscheint das Bild des künftigen Ehegenossen.

8. Am Weihnachtstage rührt man alle Speisen mit einem und demselben Kochlöffel um, ohne ihn immer wieder abzuwaschen, dann läßt man ihn trocknen, hält ihn unter die Schürze, geht auf die Gasse und biegt um eine Ecke herum. Wer einem zuerst begegnet, mit dem wird man verehlicht. (Nied. Österr.)

9. Wenn am Weihnachtsabende (in Schlesien) jeder seinen Mohnstritzel erhalten hat, so bricht das Mädchen, welches erfahren will woher ihr Bräutigam kommt, ein Stück davon ab, gibt es dem Hunde, und jagt ihn vor das Hausthor. Das Mädchen glaubt nun, der Bräutigam komme von der Seite, wo der Hund hinspringt.

10. Am Christabend bekommt jeder 3 Äpfel und Nüsse. Ein Apfel wird zum Apfelschneiden verwendet. Die Magd begibt sich mit einem Apfel, den sie aber noch nicht mit

der bloßen Hand berührt hatte, in die Küche oder in eine finstere Kammer und schneidet denselben, nachdem sie ein Vaterunser vor- und rückwärts gebetet, mit dem Rücken eines Messers entzwei. Dabei spricht sie:

In zwoa Dail schnaid i diy,
Zaig ma's Lieb i diy schen diy.

Die linke Hälfte des Apfels wird hinter die Thür gelegt, die rechte aber wird im Mieder verborgen. Sieht man nun um 12 Uhr Nachts hinter die Thür, so kann man sein Lieb sehen. (Mank in Nied. Österr.)

11. An den langen Winterabenden versammeln sich die Dirnen des Dorfes bei einem Bauern, um dort in Gesellschaft zu spinnen. Es wird auf einer Leuchte Feuer gemacht, und bald hört man das schnurren der Spinnräder. Aber ein ganz anderes Leben herrscht am Silvesterabend, da hört man nicht das schnurren der Räder, diese stehen ganz ruhig in einer Ecke beisammen, während sich die Dirnen mit verschiedenen Spielen unterhalten. Das erste dieser Spiele ist die Leuchtenprob. Es reißt nämlich jede der anwesenden Dirnen zwei Stückchen Haar (Flachs) aus ihrem Rocken, legt beide an den Rand der Leuchte, bezeichnet das eine mit ihrem Namen, das andere dagegen mit dem Namen einer andern Dirne, und zündet beide an. Diejenige Dirne, deren Stück nun früher fortfliegt, wird im folgenden Jahre heiraten. Diesem Spiele folgt der sogenannte Bärentanz oder das Graupenstoßen. Hierbei stellen sich je zwei Personen mit dem Rücken aneinander, umfassen sich mit den Händen, und heben dann einander hin und her. Nach diesem folgt das Blei- und Wachsgießen. Es wird nämlich in eine Schüssel, welche mit Wasser gefüllt ist, geschmolzenes Blei oder Wachs gegossen, und aus den entstandenen Figuren verschiedenes gedeutet. Damit haben die Dirnen ihre Spiele geendigt, und es kommen die Burschen daran. Diese sind mit Gewehren versehen, und eröffnen ihre Spiele mit dem sogenannten Hechsenschießen. Hiebei stellen

ſie ſich in einen Kreis zuſammen, und ſchießen in die Luft. Dieſes wiederholen ſie dreimal. Während des ſchießens geht die Hausfrau mit geweihtem Waſſer, mit Rauchwerck und geweihter Kreide im Hauſe herum, beſprengt alles, und ſchreibt auf jede Thüre 3 Kreuze indem ſie die Worte Kaspar, Melchar, Balthaſar ſpricht. Durch das ſchießen ſollen die Hechſen verſcheucht werden. (Böhmen.)

12. In der Chriſtnacht wird auf einem Kreuzweg ein Kreis aus geweihter Kreide oder aus geweihten Steinen gemacht. In die Mitte dieſes Kreuzes ſetzt ſich der loſende auf ein Gebetbuch mit gekreuzten Füßen und eingezogenen Daumen. Schlag zwölf Uhr betritt er den Kreis, geht dreimal im Kreiſe herum, einmal rechts, dann links und zuletzt noch dreimal. Keine Gewalt darf ihn aus dieſem Kreiſe bringen, denn verläßt er denſelben vor ein Uhr, ſo iſt es um ſein Leben geſchehn.

Sehr groß aber ſind die Anfechtungen, um ihn aus dem Kreiſe zu vertreiben: man gewart Hunde mit glühendrothen Augen, welche gegen den Kreis laufen, feurige Wagen, welche ſehr nahe vorüberfahren, ein gräßliches ohrenzerreißendes Geſchrei ꝛc. Der Zweck des loßens iſt, einen Blick in die Zukunft zu thun. Wie ein Nebelbild ſieht der Loßer die Zukunft vor ſich ſtehen, er kann jedoch die einzelnen Perſonen ſehr leicht erkennen. Anders iſt das loßen an Bächen:

Um zwölf Uhr ſtellt man ſich mit dem Rücken gegen den Bach, eine geweihte Kerze vor ſich haltend, und wartet auf das, was da kommen ſoll.

Dieſes gibt dem loßenden nur über ſeine eigene Perſon Aufſchlüſſe, während das erſtere ihm die Zukunft von allen bekannten Leuten vor Augen ſtellt. (Mank in Nied. Öſterr.)

13. Ein anderer abergläubiſcher Gebrauch, der aber jetzt nicht mehr üblich iſt, wohl aber noch lebhaft in dem Gedächtnis der Landleute lebt, iſt die Entzauberung jener Tannen-

bäume, deren Nadeln in der Chriſtnacht gekreuzt ſind. Die Inſaſſin eines ſolchen Tannenbaumes iſt immer eine ſehr junge Dirne, welche auf ihre Schönheit zu ſtolz war und durch eine Hechſe verzaubert wurde.

Jene Burſchen, die eine von den Dirnen in der Gegend nicht als Braut heimführen wollen, ſuchen in der Chriſtnacht ſolche Tannenbäume, und ſchlagen den Wipfel des Baumes ab. Dieſer Wipfel muß während der drei Meſſen des nächſten Tages unter dem Altar verborgen werden, damit er entzaubert werde. An der Stelle des Tannenbäumchens findet man dann die entzauberte Dirne. (Daſelbſt.)

14. In der Chriſtnacht iſt an demſelben Orte auch das Goldapfeln im Gebrauch. Es wird nämlich ein Apfel in Gottesnamen zur Erde geworfen und nach abbeten eines Vaterunſers mit dem linken Fuße rückwärts in den nächſten Bach geſchleudert. Um 12 Uhr begibt man ſich an jene Stelle, und ſucht betend den Apfel. Iſt man aber um ein Uhr noch nicht wieder unter den Dachtraufen ſeines Hauſes, ſo kann man nie wieder trinkbares Waſſer aus dem Bache ſchöpfen. Hat man den Apfel aber glücklich gefunden, ſo wird er mit Salz und Brot an einen verborgenen Ort gelegt, wo er dann am andern Morgen als ein goldener gefunden wird. Nach einigen Angaben verkleinert ſich der Apfel und wird wie ein Nadelkopf. Trägt ein Mädchen dieſen goldenen Apfel im Haar, ſo werden ihm alle Burſche geneigt. (Mank in Nieder-Öſterreich).

15. In der Chriſtnacht begibt man ſich auf einen Kreuzweg während der Mette, welche um 12 Uhr Nachts abgehalten wird. Im Mittelpunkte der ſich kreuzenden Wege ſpricht man ein kurzes Gebet und wählt ſich einen Weg. Während des gehens lauſcht man aufmerkſam, hält das Ohr öfters zur Erde, und achtet auf alle Gegenſtände umher. So ſieht und hört man verſchiedenes, welches ſich im nächſten Jahre zutragen wird. Hört man z. B. in der Erde trommeln, ſo bedeutet dieſes Krieg; ſieht man auf irgend einem Hauſe einen rothen Hahn, ſo zeigt dieſer Feuer an; hört man in einem

Hauſe ein Brett fallen, ſo bedeutet dieſes, daß im nächſten Jahre in demſelben Hauſe jemand ſterben werde; jauchzen und jubeln deuten ſie auf eine gute Ernte im nächſten Jahre u. ſ. w. Spricht aber jemand irgend ein Wort, ſo erhält er von unſichtbarer Hand eine derbe Ohrfeige und das geheimnisvolle ſehen und hören iſt vorbei. Dieſes dauert aber nur ſo lange als der Prieſter das Evangelium lieſt.

Das nennen die Leute „*loſen gehen*."

(Weitra in Nieder-Öſterreich.)

16. In Stadl-Enzersdorf im Marchfelde giengen einſt zwei Männer in der Chriſtnacht um die zwölfte Stunde loſen; der eine hatte es ſchon öfter gethan, der andere hingegen gieng das erſte mal. Dieſen ermahnte der erſtere, er möge ſich ruhig verhalten, und weder ſprechen noch aufblicken, er möge hören was es auch immer ſei, ſonſt würde es ihm ſchlecht ergehen. Als ſie nun auf einem Kreuzweg angelangt waren, legten ſie eine Anzahl Steine im Kreiſe um ſich herum (auch kann der Kreis mit geweihter Kreide gemacht werden) ſteckten in die Mitte desſelben einen Stock von der Haſelſtaude, hängten an dieſe einen Roſenkranz und knieten dabei nieder.

Bald hörten ſie etwas mit großem Lärm und Gepraſſel näher kommen; der Neuling rief erſchreckt zu ſeinem Gefährten: „Hörſt du nichts!" und ſah zugleich empor und ſah einen ungeheuren *feurigen Wagen*, von zwei gleichfalls ganz feurigen Roſſen gezogen, einherrollen. Voll Entſetzen ſprang er aus dem ſchützenden Kreiſe heraus und ergriff die Flucht; aber das bekam ihm übel. Hinter ihm drein kam das hölliſche Fuhrwerk und verfolgte ihn mit ungeheurem Getöſe. Er wäre verloren geweſen, hätten ihn nicht ſein geweihter Roſenkranz und das Johannes-Evangelium gerettet, welches er in der Angſt betete [1]).

---

[1]) Den Anfang des Johannis-Evangeliums habe ich auch in Weſtfalen von Frauen beten gehört, jedesmal wenn es *ſtark* donnerte.

So kam er noch mit heiler Haut davon, gelobte aber, nie mehr in seinem Leben losen zu gehen.

Sein kundigerer Gefährte aber ließ sich nicht schrecken, blieb ruhig in dem sicheren Kreise stehen und erfuhr auch ganz genau alle Todesfälle, Taufen und Hochzeiten u. s. w., welche das folgende Jahr in der Gemeinde stattfinden sollten.

17. Um ihre künftigen Ehegenossen zu erkunden, gehen die Dirnen und Burschen zu dem Gartenzaun hinaus, fassen einen Pfahl desselben, wo möglich Holz von der Haselstaude und sprechen dabei:

„Gartenzaun, ich schütt'r dich,
Feines Lieb, ich witt'r dich".

Darauf sehen sie entweder die Gestalt oder hören den Namen des oder der Zukünftigen.

In der Thomasnacht kann man dieß auch erfahren, indem man um zwölf mit einem Fuß auf das Bett tritt, sich aber ja nicht umsieht und spricht:

Bettschemel ich tritt dich,
heil'ger Thomas, ich bitt dich,
zeig' mir an
mein künft'gen Mann. Oder:
Zeig' mir glei'
mein künftigs Wei'.

In der Christnacht kann man auch erfahren, welche Weiber in der Gemeinde Hechsen sind. Zu dem Behufe muß man sich lange vorher ein Kirschzweiglein in der Stube einsetzen, so daß man mit einer Kirschblüte zur Mette gehen kann; auch muß man die Kleider verkehrt anziehen. Alsdann erkennt man in der Kirche die Hechsen daran, daß sie dem Altar den Rücken zukehren, und einen Milchamper auf dem Kopfe haben. Hierauf muß man sich aber schnell entfernen, sonst könnten einem die Hechsen etwas böses anthun.

Ist man einmal unter einer Dachtraufe angelangt, so haben die Hechsen ihre Macht verloren, und man ist ihren Verwünschungen entzogen. (Nieder-Österreich.)

18. Will jemand wissen, wen er heiraten werde, so muß er am Thomasabend vor dem schlafengehen den Bettstaffel treten. Dieß besteht darin, daß man den untersten Theil des Bettes mit dem linken Fuße dreimal tritt, und dabei jedesmal folgende Worte spricht:

Bettstaffel ich trit' dich,
heiliger Thomas ich bit' dich,
lass' mir erscheinen
den allerliebsten meinen.

Nachdem dieses dreimal gesprochen, muß man sich umgekehrt in das Bett legen, also daß der Kopf dahin zu liegen kommt, wo gewöhnlich die Füße liegen; auch darf man nicht auf der gewöhnlichen Seite in das Bett steigen, oder nach dem Bettstaffeltreten noch Anordnungen für den nächsten Tag machen und dergleichen, sondern man muß gleich unmittelbar nach demselben über den Bettstaffel in das Bett steigen. Man glaubt, daß dann im Traum die erwünschte Person erscheinen werde. (Nieder-Österreich.)

19. Wenn jemand wissen will, was aus ihm werden wird, so schreibt er sich mehrere Beschäftigungen, von denen er glaubt, daß er eine davon wählen werde, auf verschiedene Stücke Papier oder zusammengerollte Papierstreifen, legt diese unter sein Kopfküssen, und zieht, sobald er erwacht, eine derselben hervor; was dann auf diesem geschrieben steht, das wird er. (Das.)

20. Man mache sich einen Stuhl aus siebenerlei Holz, diesen nehme man in die Christmette und setze sich darauf, so wird man sehen, wie beim Hochaltar der Teufel sitzt, und wie ihn die Hechsen fristeren. (Ober-Österreich.)

21. Man nehme in der Thomasnacht einen Spiegel und ein brennendes Licht und gehe damit ins Freie. Schlag 12 Uhr schaue man in den Spiegel und man wird in diesem Augenblicke sehen, was diejenige Person thut, die einem lieb ist. (Daselbst.)

22. Zu Weihnachten werfen junge Mädchen Strohwiſche, Schuhe u. dgl. auf blätterloſe, kleine Bäume; bleiben ſie gleich das erſtemal auf dem Baume hängen, ſo heiraten die Mädchen künftiges Jahr; müſſen ſie es aber mehreremale thun, ſo bleiben ſie noch eben ſo viele Jahre unverheiratet.

(Warnsdorf in Böhmen.)

23. Bei dem ſ. g. „Lichtelſchwimmen" befeſtigen mehrere Perſonen kleine Wachskerzen in Nußſchalen, die auf Waſſer gelegt werden. Derjenige, deſſen Licht zuerſt erliſcht, ſtirbt vor den übrigen. (Daſelbſt.)

24. In der Weihnachtzeit raffen junge Mädchen eine unbeſtimmte Menge ungeſpaltenes Holzes auf; dieſes wird dann in der Stube paarweiſe gelegt. Bleibt ein Stück Holz übrig, ſo müſſen die Mädchen auf ihre Verheiratung noch einige Jahre warten; iſt aber alles Holz in Paare gelegt, ſo wird bald die Hochzeit ſein. (Daſelbſt.)

25. Man betrachtet Abends beim Lampenlichte den Schatten einer Perſon; fügt es ſich, daß der Schatten ohne die Umriſſe des Kopfes iſt, ſo ſtirbt derjenige, dem der Schatten angehört, binnen einem Jahre. Von dreizehn Perſonen, die an einem Tiſche ſitzen und den Weihnachtſchmaus halten, ſtirbt einer im nächſten Jahre. (Daſelbſt.)

26. In der Nacht vor dem Feſte des h. Stefan wandern die Jungfrauen zu dem Brunnen bei Pöſteny (in Ungarn), füllen ihre Krüge und beten, daß der heilige Landespatron ihnen den zukünftigen Lebensgefährten offenbare. Derjenige iſt es, welcher ihnen am folgenden Tage beim Kirchgange zuerſt begegnet.

27. Wenn am heiligen Abend in Dalleſchitz in Mähren gefaſtet wird, ſo bringt die Hausfrau verſchiedene Faſtenſpeiſen herein, und nachdem man ſich ſatt gegeſſen, erhält eine jede Perſon einen Apfel, den ſchneidet ſie in der Mitte entzwei; geſchieht dieſes ohne ein Körnlein zu verletzen, ſo wird dieſe Perſon das nächſte Jahr geſund bleiben, im entgegengeſetzten Falle aber entweder krank werden oder gar ſterben.

28. Am Chriſttage ſchneiden manche Leute eine Nuß entzwei, verſehen jede Hälfte mit einem kleinen Lichtchen, ſetzen ſie in eine mit Waſſer gefüllte Schüſſel und nennen zwei einander liebende Perſonen. Dann verſetzen ſie das Waſſer in Schwingung; kommen die Hälften der Nuß zuſammen, ſo werden ſich die zwei Perſonen heiraten, im entgegengeſetzten Falle aber nicht. (Mähren.)

29. Man ſchneidet in der Thomasnacht einen Apfel entzwei und zählt dann die in einem Theile enthaltenen Kerne. Sind ſie paar, ſo heiratet man bald; ſind ſie unpaar, ſo iſt noch nicht daran zu denken. Schneidet man beim theilen des Apfels einen Kern entzwei, ſo deutet dieß auf häufigen Streit, ſchneidet man aber zwei Kerne, ſo hat man bald den Tod der Ehehälfte zu beklagen. (Weikersdorf, Nieder-Öſterreich.)

30. Außer dem Bleigießen und Schuhwerfen beſteht in Müglitz (Mähren) am Andreastage die Sitte des Zaunſchütteln s. Dieſes geſchieht um Mitternacht. Es gehen mehrere Mädchen zu einem Gartenzaune und ſchütteln denſelben, ſo gut ſie können, wobei ſie folgenden Spruch herſagen:

Du, Zaun, ſchüttel dich,
feines Lieb, meld' dich,
aſſe mir e Hündla belln,
daß ich weiß, wo ich hinkuma ſölln.

Hierauf ſucht jedes Mädchen irgendwo die Stimme eines Hundes zu hören, und in derjenigen Richtung, wo ſie dieſelbe vernimmt, befindet ſich ihr Zukünftiger.

31. Ein anderer Gebrauch in Müglitz iſt das Spänerufen. Heiratsluſtige Mädchen gehen nämlich am Andreastage um Mitternacht in den Keller und nehmen daſelbſt ſo viele Holzſpäne, als ſie tragen können. Hierauf zählen ſie dieſelben; wenn die Anzahl der Späne eine gerade iſt, ſo bekommen ſie einen ledigen Mann; im andern Falle einen Witwer. (Vgl. Nr. 24.)

32. In Dalleſchitz (Mähren) gehen Mädchen während der Mette in ein einſames Zimmer, in welchem der Thür gegenüber ein Spiegel hängt. Hier entkleiden ſie ſich und fangen

an, den Staub von der Thür weg gegen den Spiegel zu kehren, doch immer so, daß sie die Thür im Auge behalten; sehen sie sich um, so wollen sie im Spiegel ihren zukünftigen Mann erblicken. Eine Frau, welche bei ihrem Manne früher im Dienste stand, erzählte, daß sie auf diese Art ihren Mann im Spiegel gesehen habe.

33. Am heiligen Abende ist bei manchen Mädchen die Sitte, nach dem Essen das Tischtuch vor dem Hause auszubeuteln. Geht ein Mann, während sie das Tuch schütteln, vorüber, so wird sie entweder diesen selbst, oder einen seines Standes heiraten. (Dalleschitz.)

34. Am 4. Dezember, dem Barbaratage, verschafft sich jedes Mitglied einer abergläubischen Familie einen Kirsch-, Weichsel- oder Birnbaumzweig. Diese Zweige werden von armen Leuten unter dem Namen Barbarazweige verkauft. Der Zweig eines jeden einzelnen wird nun, um jede Verwechslung zu verhüten, bezeichnet. Alle Zweige kommen in ein mit Wasser gefülltes Gefäß und werden auf den Ofen gestellt. Das Wasser wird jeden zweiten Tag durch frisches ersetzt. Die so gepflegten Zweige treiben nach ungefähr drei Wochen eine weiße Blüte. Derjenige, dessen Zweig am ersten oder am schönsten blüht, hat Glück zu erwarten. (Nied. Österr.)

35. Um Weihnachten geschieht das Holzlegen. Man geht in die Holzlege, schichtet dort das Holz auf und zählt die einzelnen Stücke. Bringt man eine gerade Anzahl von Stücken heraus, so hat man ein langes, glückliches Leben zu erwarten, während eine ungerade Anzahl ein böses Zeichen für die Zukunft ist. (Nied. Österr. Vergl. Nr. 24 und 31.)

36. In der Christnacht geht man schweigend und ohne sich umzusehen auf einen Kreuzweg, macht mit geweihter Kreide einen Kreis und verweilt darin von 12—1 Uhr. Vermag jemand die Drohungen der bösen Geister unbeachtet zu lassen, so kann er in die Zukunft sehen, z. B. aus der Gestalt der Wolken schließt er auf sein künftiges Schicksal;

wird jemand bald ſterben, ſo ſieht er Feuer auf ſeinem Hauſe. (Nied. Öſterr. Vergl. Nr. 12, 15, 16.)

37. Die Landleute glauben, wenn man in der Thomasnacht (21. Chriſtmonat) um 12 Uhr auf den Friedhof gehe, einen Sarg oder das Brett eines geweſenen Sarges nehme, in welchem ein Aſt ſich befindet, ſo könne man durch das gemachte Loch alle jene vorübergehen ſehn, welche im künftigen Jahre ſterben werden. (Teltſch in Mähren.)

38. Wenn man am Silveſterabend beim Mahle ſitzt, ſo achtet die Geſellſchaft darauf, weſſen Schatten an der Wand nicht ſichtbar iſt. Der ſchattenloſe (nämlich deſſen Schatten bloß auf den Boden fällt oder von dem Schatten eines andern an der Wand verdeckt iſt) ſtirbt im nächſten Jahre.
(Nied. Öſterr.)

39. Derjenige, von dem man am heiligen Abend beim Lichtmachen keinen Schatten ſieht, ſtirbt im künftigen Jahre.
(Komotau in Böhmen. Vergl. Nr. 25. 38.)

40. In der Silveſternacht zwiſchen 12—1 Uhr ſucht ein Burſche das vergrabene Blei, welches er in der Thomasnacht unter den Zaun gelegt hat, bei welchem die „Dirne" täglich einigemal vorübergeht. Hierbei iſt einige Vorſicht nöthig. Behutſam muß er die Erde von dem Blei wegſcharren und ein Kreuz über der Grube ſchlagen. Das herausgenommene Blei wird von der Erde befreit und man kann auf Treue oder Untreue ſchließen, je nachdem das Blei rein oder fleckig iſt. (Mank in Nied. Öſterr.)

41. In ein großes Gefäß wird Waſſer gethan, und von einer brennenden Unſchlittkerze läßt man 9 Tropfen Unſchlitt in das Waſſer fallen. Durch die ſonderbare Zuſammenſtellung und Vereinigung der Tropfen kann man zukünftiges vorausſagen. (Mank in Nied. Öſterr.)

42. Man legt ſich in der Silveſternacht ohne alle Vorbereitungen auf einen Kreuzweg ſo nieder, daß das Geſicht gegen den Boden gekehrt iſt, und man nichts ſehen kann. Alsdann hört man Tritte neben ſich. Dieſes gehen rührt von

jenen her, welche das folgende Jahr sterben. Aus der Art und Weise des gehens kann man leicht jene Personen bestimmen, welche sterben. (Daselbst.)

43. Stellt man sich um 12 Uhr Nachts unter einen Balken oder unter ein Gerüst, welches gegen Sonnenaufgang gerichtet ist, so sieht man alles was im folgenden Jahre geschehen wird. Was einer gesehen hat, darf er aber niemand sagen, denn sonst wird diesem plauderhaften der Hals umgedreht.

Von diesem „horchen" wurde mir folgende Geschichte erzählt:

„Ein Müllerbursche muste in der Silvesternacht in der Mühle bleiben, da gerade in jener Nacht eine genügende Menge Wassers zum malen vorhanden war. Schweigend saß er da und sah durch das kleine Mühlfenster in die geheimnisvolle Nacht hinaus. Draußen war's kalt und frostig, daher machte sich der Bursche ein Feuer in dem großen Kachelofen, theils um sich zu wärmen, theils um seine Milch abzusieden. Da wurde er plötzlich in seiner angenehmen Beschäftigung unterbrochen, es blieb das Mühlrad stehen und die Mühle hörte auf zu klappern. Er machte sich auf, stieg mit einer Laterne auf den Boden und wollte durch das Dachfenster die sogenannte Schütze zustellen. Aber gerade als er die Schütze aufziehen wollte, schlug es zwölf Uhr. Er hielt etwas inne, zog die Kappe vom Kopfe und murmelte einen Spruch. Auf einmal hörte er läuten und es war ihm, als sehe er eine Leiche. Durch die Dorfgasse bewegte sich eine ungeheure Menge von Menschen, an deren Spitze die Schulkinder und der Pfarrer giengen. Deutlich konnte er seine Vettern, Nachbarn und Bekannte unterscheiden. Er selbst aber sah sich dicht hinterm Sarge gehen und bitterlich weinen. Bald verschwand der Zug in dem Kirchhofe. Abermals drängten sich durch die Dorfgasse Leute, an deren Spitze die zwei bekannten Dorffiedler giengen. Und wieder sah er sich mitten in der Menge mit seiner Braut auf einem Pferde sitzen und mit einem Kranze auf dem Kopfe. Wie ein Nebelbild verschwand diese Erscheinung, und als er jetzt so trübselig hinausblickte über die Dorfhäuser, da stieg

aus einem der Häuser ein Flämmchen, welches sich über alle verbreitete und bald stund das ganze Dorf in Flammen. — Solches konnte der Bursche aber nicht länger mehr ansehen; er fiel bewustlos um, und es schlug zu seinem Glücke ein Uhr. Dasselbe Jahr starb seine Mutter, bald darauf heiratete er und noch in eben dem Jahre war fast das ganze Dorf abgebrannt." (Mank in Nied. Österr.)

44. Sieht man vor Sonnenaufgang durch ein frisch gelegtes Hühnerei, in welches zwei Öffnungen gemacht sind, gegen Sonnenaufgang, so sieht man verschiedene dunkle und unklare Gestalten und Figuren, welche ausgelegt werden und zukünftiges verkündigen. (Daselbst.)

45. Die Langschläfer können in der Thomasnacht ihrem Fehler abhelfen, wenn sie vor dem schlafengehen den heiligen Veit mit folgenden Worten anrufen: Heiliger Sankt Veit, weck' mich auf zu rechten Zeit, daß ich mich nicht verschlafe, und zur rechten Zeit erwache. (Dasselbe auch in Westfalen.)

46. Wenn man sich in der Thomasnacht so in das Bett legt, daß der Kopf dort liegt, wo gewöhnlich die Füße liegen, so geschieht alles, was man in dieser Nacht träumt, im folgenden Jahre.

Will man wissen, was man werden wird, so schreibt man mehrere Handwerke auf Zettel, legt sie unter das Kopfküssen, und nimmt dann um Mitternacht einen Zettel hervor; was auf diesem steht, das wird man. (Nied. Österr. Nr. 5.)

47. In Poppendorf (Steiermark) soll es in einem fast verfallenen Wirtschaftsgebäude, das einem geizigen gehört hatte, nicht geheuer sein. Darin befindet sich noch ein Butterfaß, das die Eigenschaft besitzt, demjenigen der es in Bewegung setzt, sein zukünftiges Schicksal zu offenbaren. Er muß nämlich ein Ohr auf die Öffnung des Fasses legen. Glockengeläute bedeutet seinen baldigen Tod, Musik zeigt seine baldige Verheiratung an.

Eine Dirne vernahm am Thomasabende ersteres, und soll bald darauf gestorben sein. Und am Thomasabend jedes Jahres soll das Mädchen in jener Hütte am Butterfaß stehen und bereit sein jedem Sonntagskinde Aufschluß über seine Zukunft zu geben.

48. In Hieflau u. a. Orten Steiermarks feiert man die Christnacht, die Neujahrsnacht und die Nacht auf heil. drei Könige. Man bleibt diese Nächte hindurch auf, weihet die Zimmer und Ställe mit Weihwasser („Weichwasser"), und räuchert („raucht") mit Weihrauch („Weichrauch") [1]). In der Dreikönigsnacht wird mit Kreide an alle Thüren das Zeichen geschrieben:

†
C † M † B.

49. In Nied. Österreich geschieht das ausräuchern der Zimmer, Ställe und sonstigen Räumlichkeiten und das besprengen derselben mit Weihwasser am Thomastage, am heil. Abende, am Sylvester- und drei Königstage nach dem Aveläuten. An diesen Tagen geht der Herr des Hauses zwischen sechs und sieben Uhr Abends mit einem Rauchfasse in der Hand zuerst in die Wohnzimmer, dann in die Stallungen, auf den Boden, in den Keller, und in die übrigen Räume des Hauses, räuchert sie aus, besprengt sie mit Weihwasser und steckt in ein jedes Gemach einige Palmzweige. Dabei spricht er Gebete, um damit die Hechsen und bösen Geister zu vertreiben.

50. Von den Loß- oder Rauhnächten glaubt man in Ober-Österreich, daß während derselben eine innigere Verbindung mit der Geisterwelt stattfinde und daß man in denselben die Zukunft erfahren könne. Zu den Rauhnächten gehören insbesondere die Thomasnacht (21. Dezember), die Mettennacht (24. Dezember) und die Nacht vor heiligen drei König (5. Jänner); von weniger Bedeutung ist die Sylvesternacht. Die Vorbereitungen

---

[1]) Über die Rauhnächte s. Weimar. Jahrb. II, 1. S. 140.

eines solchen, der die Zukunft erfahren will, bestehen darin, daß er sich in der Früh, wie auch den ganzen Lostag hindurch nicht wäscht, kein Kreuz macht, nichts betet, keine Kirche besucht, überhaupt von allen religiösen Dingen sich fern hält. Um nun die Zukunft erforschen zu können, wendet man verschiedene Mittel an, z. B. das Kreisstehen. Bei diesem macht einer aus Stroh oder mit einer Kette einen Kreis, und zwar auf einem Kreuzweg. Er muß sich, bevor die eilfte Stunde schlägt, mitten in den Kreis hineinstellen, wehe aber, wenn er sich, bevor die Geisterstunde verlaufen ist, daraus entfernt, denn er wäre eine Beute des Teufels. Dieser wird auch alles versuchen, einen aus dem Kreise herauszubringen. So erzählt man, daß einstens drei im Kreise gestanden sind. Kaum schlug die eilfte Stunde, so sehen sie schwerbeladene Getreide- und Heuwagen auf sich zukommen. Einer davon wollte schon aus dem Kreise springen, weil er sich fürchtete, und glaubte, sie fahren über ihn hinweg, doch die andern zwei hielten ihn auf. Als nun die Wagen zum Kreise kamen, verschwanden sie sammt den feuerschnaubenden Rossen, die sie zogen. Dann sahen sie mehrere Brautleute heran fahren, von welchen sie einige gut kannten und die ihnen winkten. Mit dem Schlag zwölf war alles vorbei und sie konnten wieder aus dem Kreise treten. Es gieng auch alles in Erfüllung. Das kommende Jahr war sehr fruchtbar. Die Brautleute, die sie gesehen hatten, hielten alle im Laufe des Jahres ihre Hochzeit.

(Aus Ostermitting an der Salza.)

51. Ein anderes Mittel, die Zukunft zu erforschen, ist auch das Besenstehen. Man muß sich zwischen der eilften und zwölften Stunde Nachts auf einem Besen dort hin stellen, wo die Gründe dreier verschiedener Herrschaften zusammen stoßen. Einstens stund auch einer auf dem Besen. Da sah er drei Äcker, vor sich einen Hochzeitszug, und als Bräutigam sah er sich selbst. Auf einmal hörte er von der Straße her bitterlich weinen; er blickte hin und sah einen Leichenzug, dem eine große Menge Menschen nachfolgte; es kam ihm dann vor, als würde

mitten im Dorfe, wohin der Leichenzug ſich bewegte, geraſtet und es war, als fiengen die Kinder an zu weinen Darauf bemerkte er zehn Äcker, vor ſich einen Mann und ein Weib mit „Reiſepinkeln“ und der Mann ſah ihm ſelbſt wieder ganz gleich. Es gieng alles wirklich in Erfüllung. Nach drei Monaten heiratete er, dann ſtarb ſein Vater, welchen viele Menſchen zum Grabe begleiteten, und an eben dem Ort, wo es ihm vorkam, als ſtünde man mit der Bahre ſtill, wurde auch geraſtet. Er verkaufte dann ſein Haus und zog mit ſeinem Weibe nach zehn Monaten in ein anderes Dorf. (Daſelbſt.)

52. Ein anderes Mittel iſt das Brunnenſehen. Eine Weibsperſon ſchaute einſt in den Brunnen. Da hörte ſie Muſik, weinen, lachen, und noch anderes muß ſie geſehen und gehört haben, weil ſie ganz blaß und krank in die Stube zurückkam.

53. Wieder andere, welche wiſſen wollen, wohin ſie heiraten werden, ſchütteln während des Aveläutens, beſſer aber zwiſchen eilf und zwölf in den Rauhnächten einen Baum. Von woher ſie nun einen Hund bellen hören, dorthin werden ſie heiraten. (Nr. 30.)

Andere, die wiſſen wollen, welche Haare ihr künftiger Ehemann haben werde, gehen rückwärts zur Thür, machen ſie auf, und gelangen ohne ſich umzuſehen hinaus. Dann werden ſie ein Büſchel Haare in die Hand bekommen, genau ſolche, wie derjenige hat, den ſie heiraten werden.

Um zu erfahren, wer im Laufe des Jahres ſterben werde, legt man ſich während der zwölften Stunde zwiſchen die Gräber; dann werden alle vorbeigehen, die im künftigen Jahre ſterben werden. Einer, der das auch wiſſen wollte, legte ſich in der zwölften Stunde zwiſchen die Gräber. Da ſah er nun viele Freunde, Bekannte, Verwandte vorbeigehen, und darunter ſich ſelbſt. Er erſchrack darüber ſo ſehr, daß er bald ſtarb. (Aus Oſtermitting an der Salza.)

54. In einer Rauhnacht unternahm ein Mann im Manhartgebirge (Nied. Öſterr.) einen „Loſegang,“ um ſein Schickſal zu erforſchen. Was hiebei geſchehen iſt, erfuhr nie-

mand von ihm, nur bemerkte man, daß er immer kränkelte. Als er aber endlich sehr krank wurde und sich dem Tode nahe fühlte, rief er mehrere Nachbarn zu sich, und eröffnete ihnen folgendes: „In der letzten Thomasnacht unternahm ich einen Losegang. Ich gieng außerhalb des Ortes, um mich nach dem nächsten Kreuzwege zu begeben. Auf dem Wege dahin hörte ich plötzlich Pferdegetrappe, als käm ein ganzer Zug dahergeritten. Wie erstaunte ich aber, als ich ein einziges schneeweißes Pferd vor mir erblickte, welches das Getrappe verursachte. Ich blickte weder seitwärts noch rückwärts. Obgleich mir das Pferd von allen Seiten so nahe kam, daß ich befürchten muste von demselben zertreten zu werden, so ließ ich mich doch nicht irre machen, und gieng meines Weges. Nach einigen Minuten gelangte ich von Angstschweiß triefend am Kreuzwege an. Jedoch das Pferd wollte mir den Zutritt nicht gestatten. Es stellte sich mir in den Weg; ich schritt vorwärts und kam in den Mittelpunkt der Kreuzung zweier Wege. Ich zeichnete mit geweihter Kreide einen Kreis auf den Boden, und in demselben Augenblicke verschwand das Pferd mit noch größerem Lärm als es gekommen war.[1]) Nun begann ich zu losen, indem ich einige Betformeln hersagte. Nach einiger Zeit sah ich einen Leichenzug langsam einherschreiten, begleitet von Trauertönen, die sich allmählich in lustige Weisen umwandelten. Diese wurden von muntern Burschen gesungen, welche zu einer vor meinen Augen abgehaltenen Hochzeit giengen. Dabei wurde geschmaust und getrunken, getanzt und gespielt. Aber auch dieß begann allmählich zu verschwinden, und der lustige Reigen ward zum sausenden Wirbelwind; und die Tänzer lösten sich zu einem Morgennebel auf, daß mir ein kalter Schauer durch die Glieder fuhr."

Bald darauf starb der Mann und seine Frau heiratete einen jungen Burschen aus dem Dorfe.

---

[1]) Vergleichen wir S. 21, 23, 335 (Nr. 16.), 345, 347 und 348 (Nr. 55), so kann über den mythischen Gehalt dieser Erscheinung kein Zweifel sein.

55. In der Umgegend von Heidenreichſtein in Nied. Öſterreich iſt das „Lieſengehn" gebräuchlich. Einmal gieng ein altes Weib mit einem Mädchen lieſen. Da kam ein feuriger Wagen gefahren, und als das Mädchen, wider die Ermahnung der alten, um Hilfe rief, wurde ſie von dem feurigen Wagen aufgenommen und ſtieg wie eine Wolke gen Himmel.

56. Am heil. Abend iſt in Warnsdorf (Böhmen) das Bleigießen und das Lichtelſchwemmen Sitte.

Um das Bleigießen vorzunehmen, ſetzen ſich ſämmtliche Glieder der Familie an einen Tiſch. Vor demjenigen der Blei gießen will, ſteht auf dem Tiſche ein eigenes Geräth, Ganaffe genannt, welches zum feſthalten von Kienſpänen dient. Das Blei wird in einem alten, eiſernen Löffel über der Flamme gut getrockneter Kienſpäne erhitzt. Sobald es im Fluſſe iſt, wird die früher ziemlich lebhafte Geſellſchaft mäuschenſtill. Iſt endlich das Metall vollſtändig geſchmolzen, ſo wird es in eine mit kaltem Waſſer gefüllte Schüſſel gegoſſen. Das Blei ſinkt mit ziſchen im Waſſer unter und bildet verſchiedene Geſtalten. Aus dieſen ſuchen dann die übrigen Familienglieder den künftigen Beruf deſſen zu beſtimmen, der das Blei gegoſſen hat. Oft nimmt dasſelbe baumartige Formen an; dieß läßt den Beruf eines Forſtmannes, eines Gärtners, eines Landmannes vermuthen. Zuweilen erſcheint das gegoſſene Blei in der Geſtalt von Nadeln oder Nägelchen; dieß deutet auf das Handwerk eines Schneiders oder Schuhmachers hin. Darauf kommt ein anderer an die Reihe und ſo geht es fort.

57. Zum Lichtleinſchwemmen bedient man ſich gehälfteter Nußſchalen. In dieſen Nußſchalen werden verſchieden gefärbte, jedoch gleich lange Wachskerzchen befeſtigt. Jedes Glied der Familie macht ſich nun durch eigene Zeichen eine Nußſchale kenntlich. Alle werden dann behutſam in eine mit Waſſer gefüllte Schüſſel geſetzt. Hierauf werden die Kerzchen angezündet, und einer der anweſenden bringt mit der Hand das in der Schüſſel enthaltene Waſſer in Bewegung. Weſſen Kerzchen zuerſt erliſcht, der ſtirbt unter den verſammelten Familiengliedern zuerſt. (Daſelbſt.)

58. Bei jungen Mädchen ist am heiligen Abende auch das Strohkranzwerfen beliebt. Das Mädchen stellt sich nämlich, einen Strohkranz in der Hand, so, daß sie den Rücken einem Baume zukehrt; dann wirft sie rücklings den Strohkranz über sich hinaus. Bleibt derselbe schon beim ersten Wurfe auf dem Baume hängen, so wird sie sich bald nach dem Beginne des kommenden Jahres verheiraten; bleibt der Strohkranz beim zweiten Wurfe auf dem Baume, so verheiratet sich das Mädchen ungefähr in der Mitte des kommenden Jahres, und bleibt der Strohkranz erst nach dem dritten Wurfe hängen, so wird ihre Verheiratung erst am Ende des nächsten Jahres stattfinden. Sind jedoch alle drei Würfe mislungen, so wird das Mädchen während der Dauer des ganzen folgenden Jahres nicht Braut. (Daselbst.)

59. Bei jungen Burschen ist das Schuhwerfen im Brauche. Sie stellen sich, einen Schuh in der Hand, so in die Stube, daß sie den Rücken der Thür zu kehren und werfen dann den Schuh über den Kopf hinaus. Kehrt der niedergefallene Schuh die Spitze der Thür zu, so wird der, welcher geworfen, im Laufe des kommenden Jahres das Vaterhaus verlassen; im entgegengesetzten Falle aber wird er noch ein Jahr zu Hause bleiben.

So verfließt in allgemeiner Heiterkeit der heil. Abend; dann naht die Christbescherung und auf diese folgt ein fröhliches Mahl. Bei diesem sollen jedoch nicht mehr als zwölf Personen zu Tische sitzen; denn so viele ihrer über zwölf sind, eben so viele werden im Laufe des kommenden Jahres sterben. (Daselbst.)

60. Am heil. Abend ist in Komotau u. a. O. das Schüchelwerfen in Gebrauch. Personen beiderlei Geschlechts setzen sich auf den Fußboden, mit dem Rücken gegen die Stubenthür, und machen den Schuh oder Pantoffel am rechten Fuße locker. Bevor geworfen wird, spricht man:

Schüchel aus, Schüchel ein,
wo werd' ich heute übers Jahr sein?

Und nun wird Schuh oder Pantoffel über Kopf gegen die Thür geſchleudert. Nach dem Wurfe beobachtet man, wohin die Spitze des Schuhes oder Pantoffels gerichtet iſt: ob mit der Spitze gegen die Thür oder hereinwärts. Dann wird noch zweimal geworfen. Wenn dann die Spitze jener Fußbekleidung zweimal gegen die Thür gerichtet war, ſo bedeutet das, daß die Perſon künftigen Jahres um dieſe Zeit nicht mehr in dem Hauſe ſein werde.

61. In Nied. Öſterr. beſteht dieſelbe Sitte. Man wirft rückwärts einen Schuh aus der Thüre. Fällt der vordere Theil auswärts (vom Hauſe weggekehrt), ſo wird ſich der werfende in dem Jahre entfernen. Fällt der vordere Theil des Schuhes einwärts, ſo bleibt der Werfer im Hauſe.

62. In Mank in Nied. Öſterr. iſt folgende Sitte:

Iſt das Blei auf die bekannte Weiſe gegoſſen und aus der Form desſelben ſo viel als man konnte vorhergeſagt worden, ſo wird es bis Mitternacht aufbewart. Um 12 Uhr machen ſich dann die Burſchen auf und ſchleichen zu ihren Mädchen. Beim Hauſe bezeichnen ſie den Boden mit einem Kreuz, auf welches ſie ſich ſtellen, mit dem Rücken an die Thür gelehnt, und werfen nun drei Mal über den Kopf mit dem gegoſſenen Blei gegen das Hausthor. Die ſo erzeugten Töne zeigen die Treue oder Untreue ihrer Verlobten an, je nachdem der Ton hoch oder tief iſt. Der Burſche tritt nun rückwärts von dem Kreuze weg, eilt zu einem Zaune, an welchem die Verlobte des Tages mehrere Mal vorübergeht, und gräbt das Blei ein. Hier bleibt es liegen bis zum Silveſterabend.

Von dieſem Bleiwerfen in der Thomasnacht erzählt man folgendes:

Ein Bauernburſche gieng in der Thomasnacht Bleiwerfen. Nachdem er das Kreuz gemacht und ſich darauf geſtellt hatte, kam ein Mann zu ihm, der ſehr ſtark durch die Naſe ſprach und ihn fragte, was er da mache. Der Burſche erkannte ſogleich, daß dieſes der Teufel war, ſchlug ein Kreuz und

ließ ſich nicht irre machen. Als er aber das Blei warf, da fieng es der Teufel auf, und warf es unter ſchallendem Gelächter durch das Fenſter in die Stube. Der Burſche lief was er konnte nach Hauſe und betete die ganze Nacht, damit ihm der Böſe fernerhin nichts mehr anhaben könne. Des andern Tages brachte man ihm aber die Nachricht, daß die Dirne, auf die er ſein Augenmerk gerichtet hatte, Nachts einen Schlag bekommen habe und ſogleich geſtorben ſei. Den Grund fand er darin, daß er nicht gerade, ſondern gebückt geſtanden ſei, was man nie thun ſoll, denn es heißt:

Wer das Blei wirft übern Kopf,
an des Dirnleins Herze klopft,
wer's wirft und ſich duckt,
der Teufel 's Dirndel gleich erdruckt.

63. Auch das Weingießen wird in der Thomasnacht von neugierigen angewandt, um die Liebſte zu ſehen. Es wird ein Schaff Waſſer mitten in den Keller oder in die Mitte eines Zimmers geſtellt und der Wein von einer beſtimmten Höhe herabgegoſſen. Während dem muß der Burſche in das Waſſer unverwandt hineinſehen um ſeine Zukunft zu ſchauen. Im Volke heißt es:

Waſſer und Wein
zeigt's Dirnlein fein. (Daſelbſt.)

64. Außer dem iſt noch das Schuhſtellen im Gebrauche. Dieſes thun gewöhnlich Mägde um in die Zukunft zu blicken.

In die Mitte des Hofraumes wird ein Beſen entweder in die Erde oder in den Schnee geſteckt und rings herum im Kreis werden die Schuhe geſtellt. Des anderen Morgens eilt nun jedes hinaus um ſeine Schuhe zu holen; er findet ſie aber nicht ſo, wie er ſie hingeſtellt hat, denn der eine ſteht rechts gegen die Kirche, der andere links gegen das Hausthor und ſo jeder anders. Stehen zum Beiſpiel beide Schuhe gegen die Kirche, folglich auch gegen den Friedhof, ſo zeigt dieſes einen nahen Todesfall an.

Dieſes Schuhſtellen wird in der Thomasnacht nicht ſo allgemein veranſtaltet, als es am Silveſterabend der Fall iſt. (Mank in Nied. Öſterr.)

65. In der Thomasnacht und am Silveſterabend findet man auch in Nied. Öſterr. überall das Bleigießen. Man ſchmelzt das Blei, welches man von Fenſtern, Ringen ꝛc. geſammelt hat, in einem Löffel oder einer Pfanne. Sobald es geſchmolzen iſt, gießt man es in das bereit ſtehende kalte Waſſer, in welchem es ziſchend auseinander fährt, wodurch verſchiedenartige Geſtalten gebildet werden. Häufig wird dann eine Kartenſchlagerin befragt, die dem fragenden für Geld ſein zukünftiges Schickſal vorherſagt. An einigen Orten nimmt man das Blei aus dem Waſſer und ſucht an demſelben irgend eine Form zu entdecken, aus der die Zukunft des neugierigen gedeutet wird.

Statt Blei wird auch Wachs genommen. Hat dieſes (oder das Blei) z. B. die Form eines Wagens, ſo wird der fragende bald eine Reiſe machen. Große Beſtürzung erregt es, wenn die Form ſich derjenigen eines Sarges nähert.

66. Der Aberglaube, Begegnungen und Anzeichen betreffend, iſt in Öſterreich allgemein.

Wenn einem des Morgens ein Haſe oder ein altes Weib begegnet, ſo bedeutet das Unglück. Am Neujahrstage begegnet man nicht gern einer alten Perſon.

67. Stehen die Sterne entfernt vom Monde, ſo geht man ganz zufrieden in's Haus; wenn aber in der Nähe des Mondes mehrere Sterne, namentlich drei ſtehen, ſo glaubt man, ein Unglück müſſe kommen, es werde ein Feuer in dem Orte ausbrechen und zwar in demſelben Augenblicke, als dieſe Sterne den Mond berühren. Und geſchieht irgend ein Unglück, ſo heißt es: „Haſt du nicht die Sterne nahe beim Monde geſehen?“ (Weidenau, Schleſien.)

68. Läuft vor jemandem eine Katze quer über den Weg, ſo bedeutet das böſes. Es iſt daher räthlich, den Weg nicht

weiter fortzusetzen, oder eine andere Straße einzuschlagen. Es gibt Leute, die das Kreuz auf die Stirne machen, wenn ihnen auf der Straße eine Katze begegnet. (Daselbst.)

Folgendes aus Warnsdorf (69—78):

69. Es ist allgemeiner Glaube, daß derjenige, welcher über ein Grab springt, nicht mehr wächst.

70. Wenn man am Pfingstsonntage sehr früh einen Berg besteigt, so sieht man die Sonne bei ihrem Aufgange dreimal hüpfen. (S. 302.)

71. Wer nüchtern niesen muß, wird noch an demselben Tage beschenkt werden.

72. Derjenige, welcher des Morgens in der rechten Hand ein Zucken verspürt, wird an diesem Tage etwas wegschenken müssen.

73. Derjenige, welcher mit der Gabel auf den Tisch schlägt, ruft die Noth.

74. Wer ein Messer so auf den Tisch legt, daß die Schneide nach oben kommt, thut eine Sünde, denn die armen Seelen müssen barfuß auf der Schneide gehen.

Wenn man über ein Kind springt, das am Boden sitzt, so soll dieses nicht mehr wachsen.

75. Man soll keine leere Wiege wiegen, weil sonst das Kind, welchem die Wiege gehört, bald stirbt.

76. Wenn ein Fremder in die Stube tritt und seinen Stock in einen Winkel stellt, so soll es den ganzen Tag regnen.

77. Schinkenknochen werden in das Wasser geworfen, um den Wassermann zu vertreiben. Dieser soll ein gefallener Engel sein.

78. Lotterienummern werden in Nied. Österr. aus Träumen bestimmt. Z. B. Geld zählen bedeutet 56, weiße Rosen 14, Rosen abbrechen 57, die Angst 90 (d. h. wenn jemand träumt er habe sich geängstigt). Diese Nummern kommen dann bei der nächsten Ziehung heraus. Von ganz besonderem Werte sind diejenigen Nummern, welche man im Traume geschrieben oder gedruckt sieht, auch solche, welche man im

Traume nennen hört. Wenn jemand von einer verſtorbenen Perſon träumt, ſo ſoll er das Datum des Namenstages des verſtorbenen, das ſeines Sterbetages, und die Zahl ſeiner Lebensjahre ſetzen. Diejenigen, welche auf dieſe Weiſe in die Lotterie ſetzen, beobachten meiſtens ſehr ſtreng die Regel, nie jemandem einen ſolchen Traum zu erzählen, oder die Nummern zu ſagen, welche ſie ſetzen.

Ein Zwiebel wird zur Zeit des Vollmondes zuerſt in's Waſſer, dann in die Erde gelegt; nach 9 Tagen nimmt man ſie heraus und kann aus den Verſchlingungen der Zwiebelwurzel Nummern erblicken. (Sivering.)

79. An Weihnachtabenden füllt man ein Gefäß mit Waſſer und wirft ſo lange einen Zwanziger, auf welchem das Muttergottesbild iſt, in das Waſſer, bis er von ſelbſt zurückprallt. Die Würfe zählt man, und ſetzt die Zahl, bei der er zurückprallt, in die Lotterie. Prallt z. B. der Zwanziger erſt beim ſechſtenmale zurück, ſo ſetzt man die Nummer ſechs. Auch ſagen die Landleute, daß derjenige, der am Weihnachtabende einen Apfel auseinander ſchneidet und beim ſchneiden den Fruchtkern verletzt, im künftigen Jahre ſterben müſſe.

(Miltigau bei Eger.)

80. In die Knödel, welche am Thomasabend gekocht werden, ſteckt man Zettel mit Nummern. Derjenige Knödel, der beim kochen zuerſt an die Oberfläche des Waſſers kommt, enthält die Nummer, die in die Lotterie zu ſetzen iſt.

(Egerer Kreis in Böhmen.)

81. Daß der Aberglaube dem Spiele des Zufalls vertraut, geht auch aus folgenden Belegen hervor.

In der Gegend um Brüx (im Oberlande Böhmens) werden am Neujahrsabend gewiſſe Gegenſtände unter Töpfe gethan. Die Neugierigen dürfen aber nicht ſehen, was unter einem Topfe iſt, und müſſen ſich daher entfernen. Dann wird einer gerufen und er hebt einen der Töpfe auf, und ſo kommen mehrere Perſonen an die Reihe, jeder aber nur dreimal. Findet er mehrmals denſelben Gegenſtand unter dem Topfe,

z. B. Geld, so wird er das ganze Jahr Geld haben; wer mehrmals Brot findet, wird keinen Mangel haben; wer aber einen Kamm findet, dem wird es nicht gut gehen. Die Deutung des Kammes gibt zu lautem Gelächter Anlaß.

82. Außer dem „latschen" (Schuhwerfen) besteht in Freudenthal (Schlesien) das Lahmgläsle heben. Man nimmt drei Gläser. Unter eines legt man Lehm, unter das zweite Geld und unter ein drittes Brot. Mit verbundenen Augen wird nun ein Lahmgläsle gehoben und zwar dreimal. Wird das Lehmglas gehoben, so bedeutet das bei reichen einen Hausbau, bei armen den Tod; Geld bedeutet Reichtum; Brot bedeutet keine Noth.

83. Bauern legen des Nachts 12 Häuflein Salz auf den Tisch und schreiben zu jedem Häuflein einen Monat. Des Morgens, wenn sie aufstehen, gehen sie zum Tische, und der Monat bei welchem das Salz zergangen ist, der wird ein nasser Monat, die andern dagegen werden trocken sein.

(Jetzelsdorf in Nied. Österr.)

84. Aventin in seiner Chronik 61 berichtet:

Es ist ein gemein Sprichwort vorhanden, das gemeiniglich diejenigen brauchen, so fremde Land bauen wollen oder sollen, die sprechen gern: Ich will ein Feder aufblasen, wo dieselbig hinaus fleugt, will ich nachfahren.

Anhang.

Verſchiedene Sagen und mythiſche Züge.

I. Zur Naturanſchauung des Volkes.

Dieſe zeigt ſich in der mythiſchen Auffaſſung von Naturgegenſtänden und Erſcheinungen. Das Bedürfnis des Menſchen, ſich den Urſprung und den Zuſammenhang der Dinge und die Entſtehung auffälliger Erſcheinungen zu erklären, hat ſich früh gezeigt, und dieſe naive Naturphiloſophie, bei welcher auch der angeborne poetiſche Sinn ſeine Befriedigung findet, macht ſich noch immer geltend, ungeachtet Chriſtentum und Wiſſenſchaft heimiſch geworden ſind. Wer die Geſchichte des menſchlichen Geiſtes verfolgt, der muß erſtaunen über das innige Verhältnis zwiſchen der menſchlichen Seele und dem Naturleben. Daraus iſt die Naturpoeſie aller Völker hervorgegangen, und alle die bildlichen Erzählungen, die zwiſchen Mythus und Allegorie wechſelnd ſich bewegen, geben Zeugnis davon.

Das Volk treibt Aſtronomie, Phyſik und Geologie in ſeiner Weiſe, und über Fragen, welche die Naturwiſſenſchaft unbeantwortet läßt, weiß die ſo lange unbeachtet gebliebene Volksſage immer Auskunft zu geben. Für den Kenner enthält dieſe Antwort immer eine Wahrheit, wenn ſie auch nur eine poetiſche Wahrheit iſt.

Wir übergehen die vielen Sagen von Verſteinerungen und andern Denkmalen und erzählen einige, in denen wir Anklänge finden an gewiſſe Überlieferungen des Altertums, an Rieſen, Hölle und Vulkane, an den Babelsturm, an das goldene Zeitalter und die Sündflut.

1. Vor einigen Jahren hat man in Auſchwitz (Weſtgalizien) einen Zahn von ungeheurer Größe gefunden. Die Leute ſagen, das ſei der Zahn eines Rieſen. Nach dem dortigen Volksglauben lebten in uralter Zeit Menſchen von ungeheuerer Geſtalt, Größe und Stärke. Sie waren ſo groß, daß ſie meilenweite Sprünge machen konnten. Auch beſaßen ſie zu ihrer Größe eine verhältnismäßige Stärke. So z. B. gieng einſt ein junger Knabe eines Rieſen hinaus, und ſah eine Menge Bauern ackern. Er nahm ſie ſammt Pferden und Ochſen mit der größten Leichtigkeit in ſein Schnupftüchel, und zeigte ſie dem Vater. Siehe dieſe kleinen Würmlein! ſprach er. Der Vater befahl ihm aber, ſie wieder dort hin zu tragen, von wo er ſie genommen habe.

Gewaltige Bäume waren ihre Waffen. — Endlich wurden ſie, als ſie ſich einſt im Felde befanden, von einer Zauberin verzaubert. Überall wo ein Berg ſteht, liegt ein ſolcher Rieſe, und der Berg ſelbſt iſt nur der Helm des Rieſen, während ſein Körper tief in die Erde hineinreicht. Sie werden aber am Ende der Welt wieder empor kommen, und erſt die Menſchen, dann ſich ſelbſt verzehren.

2. Man glaubt dort ferner, daß die feuerſpeienden Berge nichts anders als Höllen ſeien. Ein ſolcher Berg iſt der Johannisberg bei Biala. Aus demſelben hat einer einmal Funken und Dampf ausſtrömen ſehen. Da grub er einen unterirdiſchen Gang in den Berg und ſchlich ſich des Nachts hinein. Er bemerkte ſchwarze Männer, die Menſchen brieten. Und als das Feuer erloſch, ſprach der Teufel zürnend: Ich rieche ſchon wieder eine Menſchenſeele. Da eilte der Bauer hinaus, aber ſeine Neugier trieb ihn am nächſten Tage wieder in den Berg. Als man ihn aber roch und aufſuchte, entfernte

er ſich wieder. Man meint nun, jedesmal wenn die Teufel Seelen verbrennen, ſo ſteige Rauch aus dem Berge. Durch Weihwaſſer u. a. hat man die Teufel endlich vertrieben und dieſe haben ſich nach Italien begeben.

3. Der Pradlſtein, auch Prallſtein (nördl. von Müglitz in Mähren) ſoll vor Zeiten ganz klein geweſen ſein. Er war von Räubern bewohnt, die einſt auszogen und nur ein Mädchen zurückließen. Dieſes ſah, wie der Teufel den Fels durch auflegen von Steinen erhöhte. Sie entdeckte dieß den Räubern und dieſe ſtörten den Teufel, ſo oft er an der Arbeit war. Noch liegen maſſenhafte Steine umher. Man ſagt, der Teufel habe eine Straße in den Himmel bauen wollen, und Umwohner ſagen von einem ſolchen Steine: Das iſt gewis ein Ziegel von des Teufels Himmelsſtraße.

(Aus Markersdorf in M.)

4. In Polna (Böhmen) lebte ein Burgherr, der ſich dem Teufel verſchrieben hatte. Die 10 Jahre waren verfloſſen, als bei dem Bergherrn die Hechſe aus dem Saarer Walde ſich meldete und ihm verſprach, ſie wolle ihn retten. Er muſte ſeinen Körper mit Wundertinktur einreiben. Dadurch trieb er den Teufel von dannen. Dieſer ſtürzte mit ſeinen Begleitern in einen Schlund, der ſich plötzlich geöffnet hatte; das große Becken füllte ſich mit Waſſer, und heißt bei dem Volke die Hölle (Peklo). [1])

5. Zu dieſer Pechhölle ſtimmt auch die Volksanſicht in Weſtgalizien. Die Strzygonie zerfließen in Pech, ſobald man an die Glocke ſchlägt. In Auſchwitz herrſcht nämlich folgender Glaube. Als Gott die Engel, die ſich gegen ihn empörten, vom Himmel herunterſtieß, fielen einige in's Waſſer, andere an's Land. Erſtere ſind die Waſſermänner, die andern ſind die Strzygonie oder die Männer ohne Köpfe; diejenigen welche in die Hölle fielen, ſind die Teufel. Die Strzygonie tragen die

[1] Vergl. Grimm Myth. 765.

Köpfe entweder unterm Arm, oder erſcheinen mit dem Kopfe und in weißen Hemden, am meiſten nahe bei Kirchen. Sie ſind durchaus bösartige Geiſter, Halbteufel. Von einem verwarloſten oder ſchlechten Menſchen ſagt man: Er geht wie ein Strzygon.

6. Als der Teufel einſt in die Gegend von Gitſchin (Böhmen) kam, wo früher ein Karthäuſer Kloſter ſtand, hat ihn der eine Stiefel gedrückt und ſeinen Gang erſchwert. Um ſich nun von dem Drucke zu befreien, hat er den Stiefel ausgezogen, umgekehrt und ausgeklopft. Durch den herausgefallenen Sand iſt der bei der Karthauſe befindliche Berg entſtanden, der ganz kahl iſt. (Aus Komotau.)

7. Als Gott mit Erſchaffung der Welt fertig war, blieb ihm noch ein Steinhaufen übrig. Da er denſelben auf Erden nicht zu verwenden wuſte, ſo that er die Steine in einen ungeheuern Sack und wollte ſie in das Meer werfen. Der Teufel aber ſah dieſes, und riß am Meere heimlich ein großes Loch in den Sack, ſo daß die Steine herausfielen. So entſtand der Karſt oberhalb Trieſt. (Aus Seſſana.)

8. Sagen über die Entſtehung der Gletſcher, wie ſie in den „Alpenſagen" mitgetheilt ſind, habe ich auch im Pinzgau getroffen, wo man eine herrliche Anſicht der Gletſcherwelt hat. Über das Wiesbachhorn hört man folgendes:

Vor uralten Zeiten waren zu Fiſchhorn bei Bruck und zu Kaprun im Schloſſe zwei reiche Grafen, und dieſen gehörten die Alpen auf dem Wiesbachhorne. Ein jeder von ihnen hatte gewis zweihundert Kühe, die ſie alle Sommer auf das Horn trieben und dort weideten („graſ't hampt"). Weil das Gras ſo gut und üppig war, ſo trug es ſich leicht aus, eine ſchöne Alphütte hinauf zu bauen. Dieſe war wie das gröſte und ſchönſte Bauernhaus zu Bruck oder Kaprun, und ſo daß 6 oder 8 Hirten und ein Senn immer dort waren. Obwol dieſe nicht ſparſam lebten, machten ſie doch ſo viel Schmalz und Käſe, daß die Grafen nicht wuſten wohin da-

mit; abkaufen wollte es ihnen niemand, und verſchenken wollten ſie es auch nicht. So ließen ſie oft viel verfaulen und warfen es dann in das Waſſer, und vieles gebrauchten ſie zu Dingen, daß es ſchade um die Gottesgabe war. Noch ärger machten es die Sennen; die haben oft gar die Milch in eine große Badwanne gegoſſen und haben ſich darin gebadet. So machten ſie es lange Zeit, aber Gott gedachte ſie zu ſtrafen. Mit der Zeit kam der Kaprunergraf, der mit dem Brialauergrafen Fehde hatte, bei einem Gefechte um, und ſein Sohn, ein ſtolzer, geiziger Mann erbte das Beſitztum ſeines Vaters. Dieſer junge Graf war ſchlechter als ſein Vater, denn dieſer hatte doch den Armen gegeben, jener aber trieb ſie mit ſeinem Hofhunde aus dem Schloſſe. Zur ſelben Zeit lebte zu Zell am See ein berüchtigter Zauberer, allgemein der Zauberer Jakob genannt. Dieſem war des Grafen Hartherzigkeit und Schändlichkeit ſchon lange ein Dorn im Auge geweſen, und hatte immer nachgedacht, wie er am Grafen Rache nehmen könnte. Einſt bot ſich Gelegenheit. Indem der Zauberer auf das Horn gieng um Kräuter zu ſuchen, kam er in die Nähe der Alphütte, und da er hungrig und durſtig war, gieng er in die Hütte, und bat den Sennen um Milch. Der Senn, der den Zauberer nicht kannte, wollte ſich mit dem altem Manne einen Spaß machen, brachte demſelben eine große Schüſſel voll Milch, und nachdem er genug hatte, ſagte er zu ihm: Warum iſſeſt du nicht alles? „Weil ich nicht mehr kann.“ Da nahm der Senn die Schüſſel und goß ihren Inhalt dem Zauberer über den Kopf und das Kleid. Jetzt wurde aber der beleidigte zornig, fieng an zu ſchwören, daß er alles zu Grunde richten werde. Der Senn lachte ihm in's Geſicht, und warf endlich den drohenden zur Thür hinaus. Der Zauberer wollte anfangs alles, das ganze Thal zu Grunde richten, aber auf dem Wege beſann er ſich, und nahm ſich vor, nur die Alpe, die Sennen und die Hütte zu vernichten, denn er wuſte recht gut, welch großen Schaden er dadurch dem Grafen verurſachte. Im Thale angekommen gieng

er zum Grafen nach Kaprun und ſagte ihm, daß er alle Thiere binnen drei Tagen vom Berge heim treiben ſolle, denn nach dieſer Zeit werde das ganze Wiesbachhorn und alles was dort lebe vernichtet, und aus den blühenden Triften ein Ferner werden, damit die Welt ſehe, wie Gott den Übermuth ſtrafe. Der Graf lachte und ſagte ſpottend: Machſt du das Horn zum Gletſcher, ſo mache es nur ſchön weiß, damit man es recht weit ſehen kann.

Kaum waren drei Tage vergangen, als ein furchtbares Donnerwetter aufſtieg, wie ſeit Menſchen gedenken keines geweſen. Die ſchwarzen Wolken hüllten das Wiesbachhorn drei lange Tage ein, und dann verſchwanden die Wolken, das Horn aber ſtund da, wie es jetzt ſteht, ganz weiß. Kein Sommer ſah den Ferner ſchwinden, ja er wurde immer mächtiger.

Seit jener Zeit beſtieg kein Chriſt den von Gott verfluchten Berg, bis einmal der Erzbiſchof von Salzburg, Fürſt Schwarzenberg, mit einigen den Verſuch machte. Sie erklommen mit vieler Mühe den Gipfel, pflanzten dort eine Stange auf, und gruben etliche Flaſchen Wein in den Schnee, für den, der ihn holen wolle. Der Wein war nicht lange dort, ſo ſtiegen muntere Burſchen hinauf und holten ihn.

An einem heißen Sommertage hört man öfters aus einem Firnriſſe ein ſchreckliches Geſchrei, gewis vom Melcher und den Hirten, welche noch nicht erlöſt ſind.

(Aus Alm im Pinzgau.)

9. Zwiſchen Alm, Zell am See und Taxenbach erhebt ſich der Hundsſtein (im Pinzgau). Am Fuße und bis zur halben Höhe iſt er mit großen Waldungen und Wieſen bedeckt, welche reichlich Holz und Viehfutter liefern. Von ſeinem Gipfel breiten ſich nach allen Seiten hin herrliche Alpenmatten aus. Dort wächſt u. a. auch jenes Wunderkraut, welches die Kraft hat Eiſen in pures Gold zu verwandeln. Noch andere Blümlein und Wurzeln, die zauberhafte Wunderkräfte beſitzen, keimen dort. Sie ſind verſteckt, und nur durch Zufall hat man ſie

entdeckt, doch weiß niemand ihren Namen und ihre Geſtalt, denn das ändert ſich alljährlich.

Der Gipfel des Berges hat eine Ebene; ein kleiner Teich, durch das Waſſer des ſchmelzenden Schnees gebildet, ſpiegelt ſich an der Sonne, und iſt der Aufenthalt zahlloſer Fröſche, die wenn ſie gerade am Charfreitag gefangen werden, in ihrem Kopfe ein Goldkügelchen haben, das ſo groß iſt wie ein Stecknadelkopf. Aber leider iſt es um jene Zeit nicht möglich auf den Berg zu gelangen. An der tiefſten Stelle des Teiches iſt ferner ein goldener Wagen, der aber nur durch eine goldene Kette herauf geholt werden kann. Da aber niemand ſo reich iſt, eine goldene Kette von ſolcher Länge und Stärke zu beſitzen, die nöthig wäre den Grund zu erreichen und den ſchweren Wagen zu heben, ſo wird derſelbe wohl bis zum jüngſten Tage im Teiche bleiben müſſen.

Der ebene Platz neben dem Teiche iſt der Ringplatz. Am Jakobustage jedes Jahres kommen dort die Männer der umliegenden Landgerichte zuſammen, und ringen um's Preh, d. h. um den Preis, welches Landgericht oder welche Gemeinde den ſtärkſten, gewandteſten Mann beſitze. Derjenige Mann, der jeden zu Boden wirft, heißt Hågmoa, und wird von ſeiner Gemeinde mit Frohlocken und Jubel in's Thal begleitet. Wehe dem, der den gefeierten Helden des Tages ſchmäht! Alljährlich gibt es dort große Raufereien; ja wenn an jenem Tage nicht gerauft wird, ſo fällt im nächſten Winter ſehr wenig Schnee, was ein großer Schade iſt. Der Hågmoa genießt, ſo lange er ſeinen Ruhm bewart, eine gewiſſe Hochachtung und ein Vorrecht bei allen öffentlichen Luſtbarkeiten ſeiner Gemeinde und ſeines Landgerichtes.

Einſt verſtiegen ſich die Kühe und die Ziegen eines Hirten, und er konnte nicht nahe genug zu ihnen gelangen, um ſie zurück zu treiben; er nahm daher Steine, und warf ſie auf das Vieh, das er dadurch zur Rückkehr zwang. Mit einem Male ſtund ein Mann neben ihm und ſagte: Wirf nicht die Steine weg, um das Vieh zu bekommen, die Steine

ſind mehr wert als die Kühe. Der Mann, der dieſes geſagt, war ein Venediger. Dieſe wuſten mehr als andere Leute, ſie hatten Bergſpiegel, das ſind ſolche Spiegel, die ihnen von Venedig aus das Innere der Berge zeigten, und die aus allem Gold machen konnten. (Aus Alm im Pinzgau.)

10. In alter Zeit lebte ein Rieſe mit ſeiner Frau und einem Kinde. Der Vater gieng auf die Jagd um ein Thier zu erlegen und der junge Rieſe gieng dem Vater entgegen, um ihm zu helfen.

Der Rieſe, welcher dieß nicht wuſte, verfolgte eben einen Hirſch, lief ſehr und bemerkte ſeinen Sohn gar nicht; er fiel auf dieſen und war augenblicklich tot. Die Frau des Rieſen ſuchte mit ihrem Sohne den Leichnam und begrub ihn. An der Stelle, wo der Rieſe gelegen, war eine tiefe Grube entſtanden, und die Frau gieng an den Rand dieſer Grube und weinte ſehr. Die Thränen fielen in die Grube und rannen weiter, und ſo entſtanden die Flüſſe.

(Aus Sebreinitz in Mähren.)

11. Über die Entſtehung des Wirbels und Strudels in der Donau hört man folgendes:

Des Teufels Großmutter beſuchte einſt die Erde und kam an die Donau. Sie befahl, daß man ihr einen Palaſt baue und fürſtlich einrichte, und bald ſtund derſelbe in voller Pracht da. Nun wollte aber auch die Höllenfürſtin, daß man ihr im Lande göttliche Ehre erweiſe. Das geſchah aber nicht, darum verſenkte ſie ihren glänzenden Wohnſitz in die Donau, die an der Stelle fortwährend ſchäumt und den Schiffen Gefahr bringt. Das ſoll ſo lange währen, bis der verſunkene Palaſt gänzlich zerſtört ſein wird. [1])

12. Am Ufer des Plattenſees lebte vor langer Zeit eine Bäuerin, welche eine ausgezeichnet ſchöne Ziegenherde beſaß; keine andere in der ganzen Umgebung trug ſo ſchöne Haare,

---

[1]) Ähnlich S. 14 in Ziska's Volksmärchen.

keine gab ſo gute Milch als dieſe. Das kam daher, daß ſie eine Wieſe am Ufer des Sees beſaß, aus welcher ein Kraut wuchs, welches den Ziegen dieſe Schönheit verlieh. Die Bäuerin war aber auch ſtolz auf ihre Herde, und behauptete ſtets, es gebe im ganzen Lande keine ſchönere als die ihrige. Um aber Gewisheit darüber zu erlangen, gieng ſie zu einer Hechſe, und befragte ſie. Die Hechſe antwortete, es gebe nur eine Herde, welche die ihrige an Schönheit übertreffe. Dieſe Herde, ſprach ſie, hat ſogar goldene Klauen und gehört einem Mädchen, welches mit derſelben noch heint in dieſe Gegend kommen wird. Und zwar wird ſie auf deiner Wieſe am See ihre Herde weiden laſſen. Darüber ward die Bäuerin ſo aufgebracht, daß ſie beſchloß das Mädchen um's Leben zu bringen und ſich der Herde zu bemächtigen.

Am andern Morgen gieng ſie hinaus zu der Wieſe, welche auf einer Landzunge war, die tief in den See hineinragte. Da ſah ſie die Herde mit den goldenen Klauen nahe am Ufer weiden, und das ganz in Ziegenfelle gekleidete Mädchen auf der äußerſten Spitze der Landzunge ſtehen. Von Habgier und Eiferſucht getrieben holte ſie jetzt ſchnell ihren Pflug, beſpannte ihn mit vier Ochſen und begann zwiſchen dem Mädchen und der Herde eine tiefe Furche zu pflügen. Als ſich darauf ein Sturm erhob, wollte das Mädchen zurück eilen, aber das eindringende Waſſer verſperrte ihr den Weg und überflutete die Wieſe, ſo daß ſie in den Wellen umkam.

Nun wollte die böſe Bäuerin die Herde wegtreiben, aber die Ziegen liefen, wie ſie den Tod ihrer Herrin ſahen, unaufhaltſam in den See ihr nach, ſo daß alle ertranken.

Alſobald verſank auch die ganze Wieſe, und das Waſſer ſchlug über ihr zuſammen.

Noch heut zu Tage findet man an den Ufern des Sees viele kleine Muſcheln, welche die Form von Ziegenklauen haben; das ſind die verſteinerten Hufe der Herde.

In ſtürmiſchen finſteren Nächten ſieht man die böſe Bäuerin hinter einem glühenden Pfluge, vor den vier Ochſen

mit feurigen Augen bespannt sind, die Wellen des Sees pflügen. Und das muß sie bis zum jüngsten Tage thun, zur Strafe für ihre Missethat.

Andere erzählen, an der Stelle des Sees sei früher ein Thal gewesen. Ein Hirt habe seine Ziegen unbarmherzig behandelt. Als er einst nach einer Ziege einen schweren Stein warf, entstund da wo der Stein niederfiel, ein solcher Wasserstral, daß das ganze Thal unter Wasser gesetzt wurde. So entstand der Plattensee.

Eine ähnliche Übelthat soll das entstehen des Neusiedler-Sees veranlaßt haben, von welchem das Volk glaubt, daß er mit der Donau in einer unterirdischen Verbindung stehe.

13. Bei Reihwiesen in Schlesien ist ein Teich, der Moosebruch genannt, von dessen Entstehung man folgendes erzählt: Ein Hirt, welcher das Vieh auf die Weide zu treiben hatte, bekam einmal nur ein Stück trockenes Brot als Mittagsmahl. Darüber zornig legte er dasselbe auf einen Baumstumpf, und schlug mit der Peitsche darauf, indem er rief: „Wenn ich von diesem Brot' nur etwas esse, so soll der Teufel mich sammt dem Vieh holen!"

Vom Hunger geplagt aß er endlich doch ein Stück davon. Er kaute aber noch an dem Bissen, als sich die Erde unter krachen und blitzen öffnete und ihn sammt dem Vieh verschlang. Kaum war dieses geschehen, als der Boden sich mit Wasser füllte. Das Volk erzählt, daß, wenn unvorsichtige Leute sich dem Teiche nähern und etwas in's Wasser werfen, der Hirt mit Bocksfüßen, und am ganzen Körper mit Haaren bedeckt, und mit Schlamm überzogen, erscheine und alles Vieh, das in der Nähe ist, in den Teich treibe. Der Teich selbst hat, wie man sagt, keinen Grund; er hat einen Abfluß in die Oppa, wird aber trotzdem nicht kleiner, und man vermuthet daher, daß er mit der Ostsee unterirdisch in Verbindung stehe.

14. Nach einer andern Überlieferung stand in der Nähe von Reihwiesen (unweit Freiwaldau) eine Stadt, Sündstadt

genannt. Dieſen Namen erhielt ſie daher, weil die Einwohner ſehr ſchlechte Leute waren und trotz allen Ermahnungen in ihrer Bosheit verharrten. Zur Strafe für dieſe Verſtocktheit ſollen ſie von Gott durch Feuer vertilgt ſein; die Stadt verſank und die Stelle wurde mit Waſſer angefüllt. Von den Einwohnern blieb nur der Sauhirt übrig, der zu Zeiten aus dem Teiche zum Vorſcheine kommt und die Herden, die in der Nähe weiden, in den Teich treibt, wodurch er den Landleuten vielen Schaden anrichtet. Er hat das Ausſehen wie verroſtetes Eiſen; wenn er aus dem Teiche herauskommen will, gibt er es vorher dadurch kund, daß er mit ſeinem Zauberſtocke den Schlamm umrührt, wodurch Dampf und Schwefelgeruch aus dem Teiche aufſteigt.

Wir haben hier die letzten, faſt unkenntlichen Trümmer kosmogoniſcher Mythen, die trotz der Beſonderheiten dennoch mit griechiſchen und aſiatiſchen auf gleichem Grunde beruhen. Merkwürdig iſt die weite Verbreitung der Sage von der großen Flut oder Sinflut. Dieſer Sagenkreis verdiente eine erſchöpfende Behandlung. Mit dem was Grimm (Myth. 541 ff.) mitgetheilt hat, wäre zu vergleichen: Müllenhoff, holſt. Sag. Seite 129 ff. Vernaleken, Alpenſagen Nr. 35. A. Humboldts Anſichten der Natur 1², 240.

II. Vom Teufel.

Wenige Vorstellungen aus dem Mittelalter haben so üppig fortgewuchert, als die von den Hechsen und vom Teufel. Erstere sind für die Mythologie von geringerer Bedeutung; der Teufel dagegen ist häufig aus der Verkehrung der heidnischen Götter und Riesen entstanden.

Um unnöthige Wiederholungen zu vermeiden, stellen wir nur die wesentlichen Züge aus den Volkserzählungen in Österreich zusammen; wenig bekannte Zeugnisse geben wir ausführlicher.

1. Über die bekannten Kennzeichen des Teufels berichtet die Sage folgendes.

Ein Bauer aus Schileiten in Steiermark war in Noth und verschrieb sich dem Teufel. Als aber die Zeit verstrichen war, wuste er den Teufel unter eine Windmühle zu bringen. Dadurch ist er ganz „scheelweankat" (schief) geschlagen, und die „Windpracker" (Windflügel) haben ihm die linke „Hackſen" abgehouen. Seit der Zeit muß der Teufel hinken. Es ist aber von ungefähr ein Roß daher gekommen, dessen Hackse sich der Teufel angesetzt hat; daher sein Pferdefuß. [1])

---

[1]) Grimm Myth. 945, 946.

2. In einem verfallenen Jagdschlosse im Walde unweit Ofen feiert der Teufel in jeder Neujahrsnacht seine Hochzeit, weil er mit einer Hechse immer nur ein Jahr lebt. Da erscheinen um Mitternacht Hechsen, ihnen folgen Kobolde auf weißen Pferden mit einem schwarzen Hahne. Dann kommt der Teufel mit seiner Gattin, beide auf Schimmeln reitend. Es wird ein Kreis geschlossen und der Teufel tanzt mit der Gattin, die er verlassen will, dreimal im Kreise herum. Ihm folgen die Kobolde, jeder mit der vor ihm stehenden Hechse tanzend. Hierauf besteigt die scheidende Gattin ihr Pferd, und entfernt sich. Der Teufel tanzt nun allein und besichtigt die anwesenden Hechsen. Dann wählt er eine aus und nachdem er dreimal mit ihr getanzt, muß ihr Kobold das Pferd und den Hahn abtreten. Endlich eilt alles von dannen, nur derjenige Kobold, dessen Tänzerin des Teufels Gattin geworden, muß bleiben und die Ruine bewachen, bis er im nächsten Jahre abgelöst wird.

3. In der Hölle vermisste man die Müller und Bäcker. Es wurden daher zwei Teufel abgeschickt um einige zu holen. Der, welcher den Müllern nachgieng, erkundigte sich, wie ein solcher aussähe. Man sagte ihm, sie seien weiß und in der Nähe eines Baches. Indem er suchte, bemerkte er einen weidenden Schimmel. Dem lief er nach, aber das Pferd schlug aus und traf ihn so gewaltig auf den Fuß, daß der Teufel zeitlebens hinken muß. Die Müller und Bäcker sollen noch heutiges Tags in der Hölle fehlen. (Aus Mödling, N. Ö.)

4. Der Teufel erscheint in verschiedenen Gestalten. Einem jungen Manne, der am Grabe eines Geizigen wachen sollte, erschien eine feurige Henne (vergl. S. 261 fg.); sie fieng an zu sprechen und verlangte den Leichnam. An manchen Orten in Nieder-Österreich ist er als schwarzer Hund erschienen.

5. Zahlreich ſind die Sagen über die Hahnkrat, die alles dämoniſche verſcheucht. [1])

Auf dem Steinfeld bei St. Pölten verlangte der Teufel die hübſche Tochter des Müllers. Wenn du, ſagte dieſer, in einer Nacht bevor der Hahn kräht, das ganze Steinfeld umackerſt, ſo iſt ſie dein. Noch war er nicht ganz fertig damit, ſo ahmte der Müller vom Schornſteine aus das krähen eines Hahnes nach. Aus Zorn zertrümmerte der Teufel die Mühle.

In Nalb (bei Retz in Nied. Öſterr.) weckte eine Frau den Hahn, indem ſie in die Hände klatſchte. Die Furchen, die der Teufel gemacht hatte, ſind am ſ. g. Teufelsberg noch ſichtbar.

In Komna (Mähren) ward dem Teufel die Bedingung geſtellt, daß er, um ein Mädchen zu heiraten, das Flüßchen Komenska nach entgegengeſetzter Richtung laufen mache. Man kaufte aber viele Hähne der Umgebung zuſammen und ſperrte ſie am Flüßchen in einen großen Käfich. Während kleine Männer Steine herbeitrugen, um das Werk auszuführen, kräheten die Hähne und der Teufel mit ſeinen Geſellen ward vertrieben. Die „Teufelsſchleuſe" iſt noch zu ſehen.

Bei Rožnau warb der Teufel um eine Müllerstochter. Dieſe forderte aber, daß der Bewerber auf dem Radož eine Mühle über Nacht erbaue. Der Teufel erwürgte vorher alle Hähne der Umgebung, nur einer entgieng ihm. Alles war fertig, zwei Mühlſteine ausgenommen. Da krähete jener Hahn und die Macht des Teufels war zu Ende. Die Mühlſteine ſind auf dem Berge noch vorhanden.

Von dem Teufelshügel bei Zlin erzählt man ähnliches.

Von der Teufelswand bei Langeck an der Donau erzählt man, daß der Teufel die Donau habe anſchwellen wollen.

---

[1]) Vergl. darüber Gr. Myth. 978. P. Caſſel, eddiſche Studien (Weimar 1856) 1, 47 ff.; in der Edda fiölsvinnsmál, Caſſel S. 146, etwas abweichend von Simrock's Edda 2. Aufl. S. 90. S. 8.

Und als er zu dem Zwecke die Mauer aufführte, krähete ein weißer Hahn dreimal, und am andern Tage ein schwarzer Hahn. Der Teufel sagte, er höre nicht auf, bis ein rother Hahn krähe. [1]) Da erschien am dritten Tage ein rother Hahn auf der Spitze des Kirchturms von St. Johann, und krähete dreimal. Nun muste der Teufel aufhören. Voll Zorn schoß er nach dem Hahne, der noch am Turme zu sehen ist.

Von der Teufelsmauer bei Hohenfurt an der Moldau erzählt man: Der Teufel wollte das Wasser auf das Kloster hinleiten, und auf einem Teufelssteine sitzend, trieb er die Arbeiter an. Das krähen eines weißen Hahnes machte keine Unterbrechung. Da krähete ein rother Hahn und der Teufel sagte: Rother Hahn, toter Hahn! und hieß sie eilen. Endlich krähete ein schwarzer; da sagte er: schwarzer Hahn, Himmelshahn! und alle liefen davon.

6. In Österreich gibt es eine Menge Teufelsbrücken und Teufelsmauern. Alle Bauten des Teufes sind zurückzuführen auf die Edda (Gylfaginning 42).

In Trautenau wird der Baumeister Stolstafel genannt.

In Zwettl erzählt man von einem Burgherrn Ulrich, der zur Strafe für seine Grausamkeit in einer Schlucht umkam. Man sieht ihn oft auf einem feurigen Eber reiten.

7. Ein Hahn mit verkehrtem Kamme, kleinen goldenen Sporen an den Füßen, lang herabhängenden Flügeln und mit neun feuerrothen Federn im Schwanze — das ist ein Spornhahn. Wie und wo ein solcher Hahn gefangen wird, ist ein Geheimnis, nur folgendes wenige ist bekannt.

In einer der Walpurgisnächte muß um 12 Uhr ein solcher Hahn in reinem Quellwasser seine Sporen und seinen Kamm waschen. Dabei verliert er seine ganze Kraft, und kann dann nicht wieder entfliehen. Jagt man ihn daher sehr

[1]) Nach der Wöluspa 34 ff. singt ein hochrother Hahn (fialar) im Vogelwalde und ein schwarzrother in den Sälen Hels.

raſch von dieſem Geſchäfte weg, ſo ſchnell aber, daß er nicht mehr Zeit hat reines Walpurgiswaſſer zu trinken, ſo kann man ihn fangen. Erreicht er aber auf ſeiner Flucht ein Waſſer, welches zu trinken ihm erlaubt iſt, ſo iſt es dann unmöglich ihn einzufangen, denn alſobald fliegt er hoch in die Luft, um ſich nie wieder ſehen zu laſſen. Hat man aber das Glück ihn zu fangen, ſo muß man ihm ſeinen rechten Sporn ausreißen, und an einer geweihten Schnur um den Hals hängen. Wenn der Hahn beide Sporen behält, ſo hat man ihn nicht in der Gewalt. Der Beſitzer desſelben kann nun zur Nachtszeit in weitentlegene Dörfer oder Städte reiten, ohne von jemanden geſehen zu werden, ſobald aber der erſte Hahn kräht, hat der Teufelshahn ſeine Kraft verloren. Beim Hahnreiten muß der reitende immer den goldenenen Sporn bei ſich tragen. — Auch dient dieſer Hahn zum tragen ſchwerer Gepäcke, die man ihm aufbürdet, und die er pünktlich und manchmal allein nach Haus bringt. Dieſer Eigenſchaft wegen trachten beſonders jene Leute nach ihm, welche auf Märkte ziehen. Außerdem iſt er geſucht, weil die Hühner des Beſitzers eines ſolchen Hahnes goldene Eier legen, wodurch ein ungeheuerer Schatz angeſammelt wird.

Eine andere Eigenſchaft dieſes Hahnes iſt, daß er über keinen verborgenen oder verzauberten Schatz fliehen kann, ſondern immer einen Umweg machen muß. Verfolgt man ihn nun, ſo trachtet man ihn über einen ſolchen Ort zu jagen, wo ein Schatz verborgen iſt. [1]) (Aus Mank in Nied. Öſterr.)

8. In Schleſien lebte vor vielen hundert Jahren ein Ritter, der hatte eine ſchöne und tugendhafte Gemahlin. Eines Tages erhielt er vom Herzoge den Befehl, daß er ſich ſogleich mit einer wichtigen Botſchaft nach dem Morgenlande auf-

[1]) Vergl. Kuhn norddeutſche Sagen 71. Der Reiter im Kyffhäuſer, Sage 247, 1.

machen müſſe. Darüber wurde der Ritter ſehr betrübt, weil er wuſte, warum man gerade ihn mit einer ſolchen Sendung beauftrage. Der Herzog hatte nämlich einen mächtigen Günſtling mit Namen Leutko, der ſchon ſeit langer Zeit die Gemahlin des Ritters gern geſehen hatte. Ungern nahm er Abſchied von ſeiner Gemahlin, die ihm unter vielen Tränen ſchwur, ihm ewig treu zu bleiben. Der Ritter nahm ein ſilbernes Kreuzlein, und ſagte zu ſeiner Gemahlin, ſie möge ſich nie bewegen laſſen, weder durch Liſt noch Gewalt, einem andern die Hand zu reichen, bis ihr nicht dieſes Kruzifix in die Hände komme, was ein ſicheres Zeichen ſeines Todes ſei. Er reiſete nun von Land zu Land, und er war kaum auf halbem Wege, ſo befiel ihn eine Krankheit, und er gab ſeiner Gemahlin davon Nachricht. Leutko ſpiegelte ihr nun den gewiſſen Tod ihres Gemahls vor, und äußerte den Wunſch ſie zu beſitzen; allein ſie ließ von ihrem Verſprechen nicht ab, und wies die Anträge Leutkos zurück. Unterdeſſen hatte der Ritter ſeine Krankheit überſtanden, ſeinen Auftrag getreulich ausgerichtet, und befand ſich, von Sehnſucht getrieben, auf der Heimreiſe. Als er gerade durch einen dichten Wald ritt, überfiel ihn bei einbrechender Nacht ein ſtarker Räuberhaufe, der überwältigte ihn, und brachte ihn nach einer benachbarten Seeſtadt, wo er als Sklave verkauft wurde. Sein Diener war entkommen, und reiſete gerades Weges nach Hauſe. Damit man ihn nicht zur Verantwortung ziehe, gab er vor, der Ritter ſei im Walde erſchlagen worden. Dieſe Nachricht benutzte Leutko ſogleich wieder, um neue Anträge zu machen. Der Ritter ſchmachtete nun drei Jahre in der Gefangenſchaft. Da erſchien ihm einſt im Traume ſeine ſchöne Gemahlin im feſtlichen Hochzeitsſchmucke, an der Hand Leutkos. Sie ſchritten dem Altare zu, auf deſſen Stufen der Prieſter zur Trauung bereit ſtund. Als der Ritter in großer Angſt erwachte, rief er: „O könnte ich nur bei Tagesanbruch in meinem Schloſſe ſein, ich wollte gern das Heil meiner Seele darum geben.“ Kaum waren die Worte geſprochen, als der Böſe

leibhaftig vor seinem Lager stund. Hinter dem Bösen war ein schwarzer Hahn von ungeheuerer Größe, der hatte einen blutrothen Kamm und schlug ungeduldig mit seinen Flügeln umher, während der Teufel sprach: „Ich bringe dich, noch ehe die Sonne aufgeht, auf diesem Hahn in deine Burg, wenn du mir deine Seele verschreibst.“ „Wohlan! sagte der Ritter nach langem Bedenken, ich gehöre dir, wenn du mich schlafend bis zum Tagesanbruch nach Hause bringst.“ Unter dieser Bedingung schloß der Böse mit dem Ritter den Vertrag ab, und dieser schwang sich auf den Rücken des höllischen Thieres, und schlummerte bald ein. Bei Anbruch des Morgens fieng der Hahn zu krähen an, worauf der Ritter erwachte, und zu seinen Füßen seine Burg in der Morgensonne glänzen sah. — Der Hahn, sagt man, war eine arme Seele, die wegen begangener Sünden dem Teufel dienen muste. Da der Teufel den Vertrag, den Ritter schlafend in seine Burg zu bringen, nicht eingehalten, so hatte er von nun an auch keine Gewalt mehr über seinen Hahn, der sich nun langsam zur Erde senkte. Kaum war der Ritter abgestiegen, so verschwand der Hahn plötzlich, und aus einem kleinen Nebelstreife ließ sich eine Stimme hören: Das hat dir Gott gerathen, daß du das Kreuzchen bei dir trugest; du hast eine arme Seele erlöset. Hiermit war auch diese Erscheinung verschwunden, und als sich der Ritter ein wenig erholt hatte, gieng er in seine Burg. Er fand seine Gemahlin, die ihm treu geblieben war, und zum Danke für seine wunderbare Rettung ließ er eine steinerne Säule errichten, die noch heutiges Tages steht, und die „Hahnenkrähe“ genannt wird. [1])

(Aus Spachendorf in Schlesien.)

9. In Jauernigg (österr. Schlesien) hatte sich jemand dem Teufel verschrieben, und als die Zeit um war, erhob sich ein starker Wind („als ob sich jemand gehenkt habe“) und

[1]) Vergl. Gr. Myth. 980. Den Zusammenhang und myth. Kern dieser Sagen s. in Schambach-Müllers Niedersächs. Sagen S. 389 ff.

ein fürchterliches Gewitter.[1]) In der Nähe war eine Schmiede; in später Nacht klopfte ein Herr beim „schwarzen Jakob“ an, er möge ihm doch seine sechs schwarzen Pferde beschlagen. Als die Arbeit beinahe zu Ende war, fiel dem Schmiede ein Nagel auf die Erde, und während er ihn mit dem Lichte suchte, gewarte er, daß der fremde Herr einen Pferdefuß hatte. Alsdann fuhr dieser mit dem Gespann fort, um sein Opfer zu holen.

10. Im „Krapfenwaldl“ bei Wien wünschte sich an einem Faschingtage[2]) ein Handwerksbursche Krapfen. Sogleich stund eine Schüssel voll vor ihm. Darüber erschrack er anfangs und als er weiter gegangen, begegnete ihm ein kleines schwarzes Männlein. Dieses trug ihm noch eine Schüssel voll an, wenn er ihm seine Seele verschreibe. Der Bursche wollte nicht glauben, daß er der Teufel sei. Darum sagte er zu ihm: „Werde groß wie ein Riese, klein wie eine Eichel.“ Und das Männlein verwandelte sich sogleich in einen Riesen und dann in eine Eichel. Als der Bursche das sah, steckte er die Eichel in ein Säckchen und trug es nach Grinzing in eine Schlosserwerkstätte, und hämmerte so lange darauf, bis das Männlein versprach seine Seele nicht zu fordern.

Seit der Zeit heißt man jenes Wäldchen „Krapfenwaldl.“

11. Unzählige Sagen gibt es, in denen der Teufel betrogen oder in die Falle gelockt wird.[3])

In den österr. Volkssagen, die ich gehört habe, hat der Teufel auch sehr viel in Mühlen zu thun; daher die Menge von Teufelsmühlen. Wir wollen nur weniges hier anmerken.

---

[1]) Die Kinder sagen dort: Petrus muß heute beim Kegelschieben verloren haben, daß er die Kugeln so stark in die Kegeln schiebt.

[2]) Um diese Zeit backt man in Wien und Umgebung die sogenannten Faschingkrapfen.

[3]) Über die Ausbreitung dieser Mythe s. Grimm, Märchen III. Band Seite 131—143.

Ein Invalide (bei dem Radhoſt in Mähren), ein ſtarker Müllerburſche (Kl. Zell in Ob. Öſterr.) ſpielen dem Teufel, der Nachts in der Mühle ſein Unweſen treibt, übel mit. Ein ſolcher Burſche ſpielte einſt mit ihm Karten und wollte ihn geigen lehren. Weil der Teufel aber zu lange Krallen hatte, legte er ſie in den Schraubſtock und verleidete ihm die Mühle.

Bei Spachendorf (öſterr. Schleſien) hatte ſich der Teufel in einer Mühle auf die Ofenbank gelegt. Da kam ein Schmied herein und fieng an zu geigen. Der Teufel horchte und äußerte Luſt, die Kunſt auch zu lernen. Der Schmied zwängte deſſen „Pratzen" aber ſo in den Schraubſtock, daß ſich der Teufel in der Mühle nicht mehr ſehen ließ.

12. In dem mähr. Dorfe Lideczko (Lidetſchko) bei Klobauk war vor vielen Jahren ein Wirtshaus. Der Wirt ſuchte die Gäſte dadurch zu locken, daß er jeden Sonn- und Feiertag einen Zimbelſpieler hielt, wobei dann die luſtige Dorfjugend ſich ergötzte und oft bis Mitternacht tanzte. Der Wirt hatte eine Dienſtmagd, die man im Dorfe unter dem Namen Roſalia kannte, und die durch ihre ungewöhnliche Schönheit allgemein bekannt war. Wenn ſie Abends ihre Arbeit beendet hatte, gieng ſie gleich in die Schenkſtube, um ſich, wie ſie ſagte, ſatt zu tanzen. Sie war gegen arme ſehr wohlthätig; es kam täglich ein alter Mann, dem Roſalia immer etwas von ihrem Eſſen gab, der auch die Stelle der Eltern vertrat, die ihr ſchon lange geſtorben waren. Widerfuhr ihr etwas unangenehmes, ſo war ihr erſtes, daß ſie es dem Alten klagte. Einmal hatten ſich alle Jünglinge verabredet mit ihr nicht zu tanzen. Alle Mädchen wurden zum tanzen gerufen, nur ſie nicht, und ſo muſte ſie bald das Tanzzimmer verlaſſen. Auch das klagte ſie dem Alten, und fügte hinzu, ſie wolle ſelbſt mit dem Teufel tanzen, wenn er käme. Es vergiengen kaum einige Augenblicke, als ein junger Mann, als Revierjäger gekleidet, in's Tanzzimmer eintrat, und Roſalia, als die ſchönſte, zum Tanz aufforderte. Es wurde nun getanzt, bis der Morgen graute, und der junge Mann ließ Gold und Silber

fliegen. Beim Abſchiede ſagte er zu Roſalien: Morgen Abend werde ich dich beſuchen. Am Morgen kam der Alte traurig zu ihr und als ihn Roſalia um die Urſache fragte, meinte er: Dieſer junge Mann gefällt mir nicht, denn das iſt kein gutes Zeichen, wenn man in einer Nacht ſo viel Geld verthut. Roſalia, ſprach der Alte, gib wohl acht, der iſt ein großer Herr und er könnte dir gefährlich ſein! Seid nicht böſe, entgegnete Roſalia, er kommt heut Abends, und ich werde euch überall mitnehmen, wohin ich auch mit ihm gehen ſollte. Der Abend kam heran, und als alle ſchliefen, zog Roſalia ihr Sonntagskleid an, und erwartete jenen Herrn, der ohne alles Geräuſch kam, ſie zu einem gedeckten Wagen führte, und in Eile das Wirtshaus verließ. Nun wurde an einem andern Orte getanzt, und erſt am Morgen kehrte Roſalia heim. So gieng das eine Zeit lang fort, bis der Wirt ſie aus dem Dienſte jagen wollte. Den Alten beſchwichtigte ſie, indem ſie ihm mittheilte, daß jener Herr ſie heiraten und alle ihre Wünſche dann erfüllen wolle; ſo lange ſie aber ledig ſei, dürfe er ihr bloß drei Wünſche erfüllen. Haſt du ſchon gewählt? fragte beſorgt der Alte. Ja, antwortete Roſalia. Das erſte was ich verlangte, war ein neues Kleid, und ein Pelz zur Trauung; zweitens eine Tanzunterhaltung für die Dorfburſchen, damit ſie ſehen, welch ſchöne Zimmer wir bewohnen werden; das dritte habe ich noch nicht gewählt; dazu gebt ihr mir euren Rath. Der Alte ſah zu Boden und dann ſprach er: Ich will dir rathen, doch du muſt meinen Rath auch befolgen. Du biſt in einer Schlinge, dieſer Junge kommt mir verdächtig vor; ſei daher vorſichtig, ich will dir behilflich ſein. Des andern Tages bekam Roſalia das Kleid und den Pelz, und am nächſten Tage ſollte die Tanzunterhaltung veranſtaltet werden. Die Dorfjugend war beiſammen, alles tanzte und beſonders zeichnete ſich Roſalia mit ihrem Verehrer aus. Unterdeſſen hatte ſich auch jener Alte in's Tanzzimmer geſchlichen um alles betrachten zu können. Es wurden Getränke in goldenen Bechern und Speiſen aller Art aufgetiſcht, unter anderm auch Krapfen

Das alles gieng aus dem Sacke des jungen Mannes. Die Mitternachtsſtunde war vorüber und Roſalia entfernte ſich in Begleitung des jungen Mannes und des Alten, während die lebensluſtigen Gäſte unerſättlich bis zum Morgen tanzten, wo ſie dann berauſcht einſchliefen. Roſalia legte ſich zu Bette, konnte jedoch nicht ſchlafen, denn ihre Gedanken waren mit anderen Dingen beſchäftiget. Als jene luſtige Geſellſchaft erwachte, fanden ſie ſich nicht in dem ſchönen Tanzſale, ſondern auf moraſtigem Boden; die Kelche, woraus ſie getrunken hatten, waren die Hufe krepierter Pferde, und die Krapfen waren zu Pferdemiſt verwandelt worden. Als ſie dieſes ſahen, waren ſie erboſt und beſchloſſen ſich an Roſalien zu rächen. Sie war aber unterdeſſen ſammt dem Alten verſchwunden. Dieſer hatte ſich endlich überzeugt, daß ſie in den Händen des Teufels war; er rettete ſie, indem er ſie verborgen hielt und ihr befahl vom Teufel als dritten Punkt folgendes zu verlangen: Wenn du willſt, daß ich deine Gemalin werde, ſo muß morgen bis zur Mittagsſtunde der Bach vor dem Dorfe gegen den Berg fließen. Der Teufel verlangte aber auch eine Gegenleiſtung; dieſe beſtand darin, daß Roſalia zu derſelben Stunde die Herzen von ſieben Brüdern bringen müſſe, ſonſt wollte der Teufel das Recht haben ſie mit in die Hölle zu nehmen. Du haſt mich her berufen, ſagte er, und deshalb habe ich Anſprüche an dich. Dann eilte er fort. Roſalia und der Alte berieten ſich, wo ſie etwa die ſieben Herzen hernehmen könnten. Des Abends begaben ſich beide vor das Dorf, um zu ſehen, wie weit die Arbeit des Teufels vorgeſchritten ſei. Da erblickten ſie eine unzählige Menge kleiner grau gekleideter Männer, die alle mähriſch redeten. Als die kleinen Leute den Alten und Roſalia ſahen, zeigten ſie mit den Fingern hin und ſagten: „Seht die Braut unſeres Herrn.“ Der Alte gieng näher und vernahm wie mehrere ſtritten. Der eine ſagte: Ich bin doch neugierig, ob wir die Arbeit früher beenden werden, als die Braut ihre Aufgabe gelöſt hat. Der andere meinte: Wir werden wohl früher fertig ſein, ehe das

arme Mädchen die Herzen von sieben Brüdern bekommt. Wenn sie aber vernünftig ist, wird sie sich schon zu helfen wissen. Die Wirtin, wo sie im Dienst war, hat sieben Hahnen und fünf Hennen; die Braut könnte die sieben Hahnen abstechen, und ihre Herzen bringen, und so würde unser blutdürstiger Herr die Wette verlieren. Als dieß der Alte vernommen hatte, eilte er schnell zur Rosalien und sagte: Du bist gerettet, komm ich will dir rathen. Rosalia eilte sogleich zur Wirtin, um die Hahnen zu kaufen. Sie gab vor, sie müsse ein Abendessen veranstalten, bei dem sie die Hahnen auftischen wolle. Sie wurden also geschlachtet, die Herzen auf einen Teller gelegt, und Rosalia brachte sie am folgenden Tage um 12 Uhr auf den Berg. Hier gieng bereits das Wasser gegen Berg, nur fehlten noch zwei Steine. Da schlug die 12. Stunde am Kirchturme des Dorfes. Rosalia legte dem Teufel die sieben Herzen vor, und dieser brüllte derartig, daß die zusammengestellten Steine der Mauer nach rechts und links auseinander flogen, und der Bach sein früheres Bett einnahm. Diese fehlenden Steine hatten jene von seinen Arbeitern zu besorgen, die hinken, so daß sie nicht schnell genug waren, um sie zur bestimmten Stunde herbeizuschaffen. Zur Strafe müssen sie durch eine Reihe von Jahren täglich um 11 Uhr Nachts am Berge erscheinen, und alle Steine und Erhabenheiten entfernen. Deshalb sagen auch die Bewohner: das ist der Berg, der von Teufeln gepflegt wird, und sie erlauben darum ihren Kindern nicht, denselben zu besuchen. Rosalia muste aus Lideczko flüchten, weil sie für eine Hechse erklärt ward. Sie lebte lange in der Höhle eines nahen Waldes, theilte heilsame Kräuter aus und wurde vom Volke „Rosalia, die steinerne Braut" genannt. [1])

13. Vor vielen Jahren lebte in Bechin (im südl. Böhmen) ein sehr geschickter Maler, welcher auf seine Kunst nicht

[1]) Einige Anklänge an die deutsche Faustsage. Obiges ist von einem mährischen Bettler erzählt.

ſtolz war, ſondern ein gottgefälliges Leben führte. Aus Frömmigkeit malte er auf die Thür der Vorhalle des Franziskanerkloſters und zwar auf den rechten Flügel die Mutter Gottes in all ihrer Schönheit, umgeben von himmliſcher Glorie, auf der linken Seite hingegen den Teufel in ſeiner ganzen Abſcheulichkeit. Die beiden Bilder machten eine ſolche Wirkung auf den Beſchauer, daß die vorübergehenden, den Teufel anſehend, ſprachen: Gott behüte mich! und ſchnell ſich gegen Maria wendend: gegrüßet ſeiſt du Königin! Bitte für uns arme Sünder. Das ſchreckhafte Bild des Teufels hatte viele Böſewichte zur Erkenntnis gebracht. Der Teufel machte darum Racheplane gegen den Maler. Der Winter kam herbei und mit ihm die freudenvollen Weihnachten. Unſer Maler genoß die Freude dieſes heil. Abends nur ſpärlich. Als er des Abends ſich zur Ruhe begeben hatte, erſchien bei der Bettſtatt der Teufel, um ſeinen Racheplan zu vollziehen. Der Böſe gab dem Schläfer einen böſen Traum ein. Es träumte ihm nämlich, als höre er die Glocken des Kloſters, die zur Mette läuten. Er erwacht, ſpringt vom Lager auf, kleidet ſich raſch an und wandert zur Kirche. Sobald er in's Freie tritt, hört das Schneegeſtöber auf, welches bereits den Boden mit einer dicken Schichte bedeckt hatte. Ohne etwas arges zu ahnen, ſetzt er ſeinen Weg fort. Indeſſen kommt es ihm wunderbar vor, daß eine feierliche Stille um ihn herum herrſcht und keine menſchliche Seele ſich blicken läßt, aber die meiſte Sorge verurſachten ihm die nicht erleuchteten Kloſterfenſter. Doch er geht vorwärts bis zur Kirchenthür und pocht und verſucht dieſe aufzumachen, allein vergebens, die Thüre bleibt verſchloſſen. Unverrichteter Sache kehrt er auf demſelben Wege nach Hauſe und legt ſich nieder, in der Abſicht wach zu bleiben, bis es Zeit ſei. Nach einiger Zeit hört er einen Lärm der immer näher kommt, und auf einmal ſieht er ſein Haus von bewaffneten umzingelt. Der erſchrockene Maler wollte hinaus eilen, da öffnete ſich die Thüre und ein Rathsherr trat mit drei andern Perſonen in das Zimmer und ſprach: die Gerechtigkeit

fordert, daß ich in euer Haus mit bewaffneter Macht eindringe, denn die Klosterkirche ist der geweihten Gefäße beraubt worden, und da wir im Schnee frische Fußstapfen fanden, so folgten wir ihnen und sie führten uns zu eurer Wohnung. Wisset ihr von diesem Raube, so gesteht es reumütig; thut ihr das nicht und wir finden die Sachen bei euch, dann helfe euch Gott. Der Maler rechtfertigte sich so gut er konnte, aber der Rathsherr wollte seinen Worten nicht glauben und befahl das ganze Haus zu durchsuchen. Jedoch vergebens, weder im Zimmer, noch am Boden und im Keller fand man etwas. Die Herrn wollten schon unverrichteter Sache zurückkehren, da führte sie der Maler zu einer Truhe, die früher ihrer Aufmerksamkeit entgangen war und sprach: Da habet ihr noch nicht gesucht. Ja er machte die Truhe selbst auf. Wer beschreibt aber seinen Schrecken, als er die heil. Geräthe darinnen sieht. Unter einem Hohngelächter ergreifen ihn die Männer, legen ihm Fesseln an und führen ihn in's Gefängnis. Nach einigen Tagen wird der Maler vor das Gericht gestellt und aufgefordert seine That zu bekennen. Er beharret aber darauf, daß er unschuldig sei und trotzdem daß er auf die Folter gespannt wird, bleibt er unerschüttert. Jedoch zum drittenmale grausam gefoltert, hat er keine Kraft mehr, um die Schmerzen zu ertragen und bekennt sich des Raubes schuldig, obwohl es ihm einen harten Kampf kostet. Der Maler wurde zum Tode durch den Strang verurtheilt. Als er den letzten Tag vor seiner Hinrichtung tief gebeugt war von dem Unglücke, krachte plötzlich die Thür und der Satan stund vor ihm und sprach höhnisch: Wenn du willst so erlöse ich dich. Der Maler sprach: Außer meiner Seele steht dir alles zu Gebote, sprich, was soll ich thun? Deine Seele verlange ich nicht, erwiederte der Teufel, die passt nicht für mich. Ich mache dir einen Vorschlag: wenn du mein Bildnis auf der Klosterthüre wegwaschen willst, so werde ich mich statt deiner hängen lassen. Mit Freude willigte der Maler ein, und der Teufel sprach: Geh nun nach Hause, schließe dich ein und

wenn morgen die Leute von der Hinrichtung zurückkommen, so nimm eine weiße Farbe, geh zum Kloſter und ſtreiche mit ihr über den linken Flügel. Darauf berührte der Teufel die Ketten, welche ſogleich dem Maler von Händen und Füßen fielen. Die Kerkerthür öffnete ſich und der unſchuldige war erlöſet. Der Satan wurde auch wirklich hingerichtet, ohne daß jemand wuſte, daß es der Maler nicht ſei. Der Prieſter rief dem Satan unter dem Galgen zu, er ſolle ſich bekehren und ſeine großen Sünden bereuen. Der vermeinte Maler gab keine Antwort und er ſchien tot. Als aber die Leute von der Hinrichtung nach Hauſe giengen, erſtaunten ſie, da ſie den Maler erblickten, wie er den Teufel an der Kloſterthüre mit weißer Farbe überſtrich. Einige eilten zum Galgen und ſahen da auf dem Stricke ein Bund Stroh hängen; andere fragten den Maler, wie es denn komme, daß er noch lebe. Dieſer erzählte ihnen nun die ganze Geſchichte mit dem Teufel. Von dieſer Zeit an malte er keinen Teufel mehr. [1])

Zuſatz (zu Seite 153 und 161 ff.).

Was dem Norden Hel, das ſcheint den ſüdlichen Germanen theilweiſe der Waſſermann zu ſein. Der deutſchen Mythologie iſt ganz entſchieden eine Waſſerhölle eigen, eine Feuerhölle ſcheint undeutſch. Der Waſſermann iſt der unerſättliche, ſeine Behauſung ein oreus esuriens (Grimm Myth. 291). Daneben beſteht die deutſche Vorſtellung von einem Zuſtande, den man ein Halbleben nennen könnte, ich meine die Idee der Entrückung und Verwünſchung. Einen Ort der Qual und Strafe kennt die deutſche Naturreligion noch nicht. (Vergl. Gr. M. 761). Das nordiſche Nebelheim nähert ſich unſerer deutſchen Waſſerhölle, inſofern jenes von rauſchenden Waſſern durchſtrömt iſt. Die Idee von einer Feuer- und Pechhölle ſcheint dem Orient und den Slawen anzugehören. Zu dem was wir S. 358 erwähnten, iſt noch

[1]) Sollte das Sprichwort „man ſoll den Teufel nicht an die Wand malen“ von ſolchen Mythen herrühren? Obiges hat eine Frau aus Bechin erzählt.

beizufügen, daß in Mähren (im Znaimer Kreiſe) ein Dörfchen Peklo heißt, und ein Stein die Höllenſtiege. Das Volk ſagt, ein Mann, der die Teufel betrogen und den ſie darum nicht in die Hölle aufnehmen wollten, ſei vor Peklo verſteinert worden.

Aus dem S. 153 ff. 161 ff. mitgetheilten und der folgenden Sage geht hervor, daß die in Haupts Zeitſchr. 9, 175 fg. beſprochene Waſſerhölle bei den ſüdlichen Stämmen ausgeprägter ſich findet als bei den nordiſchen.

Ein Bauer aus Haugsdorf (Nied. Öſterr.) gieng einſt zu dem Pulkau-Bache um ſich da zu baden, wo der Waſſermann ſchon viele Opfer verlangt hatte. Er glaubte an keinen Waſſermann und gieng ſorglos in die Tiefe. Da fühlte er, daß ihn jemand beim Fuße nach unten zog. Er konnte nicht widerſtehen, wurde immer tiefer gezogen, bis er durch ein Loch gelangte, das ſich dann wieder ſchloß. Als er zur Beſinnung kam, ſah er ſich in einem ſchönen Zimmer, deſſen Boden mit Fiſchaugen belegt war. Neben ſich erblickte er den Waſſermann, der redete ihn an: Fürchte dich nicht, deine Zeit iſt noch nicht gekommen, ich wollte dir nur deinen Unglauben nehmen. Darauf führte er ihn in ein Nebenzimmer, wo lauter Töpfe ſtunden. [1]) Eine Anzahl Töpfe waren umgeſtülpt, andere ſtunden nach aufwärts. Der Bauer fragte den Waſſermann was das bedeute, und dieſer ſagte, die umgeſtürzten Töpfe enthalten die Seelen der ertrunkenen, während die offenen dazu beſtimmt ſeien, ſolche aufzunehmen. Neugierig fragte der Bauer, ob auch für ihn ein Topf da wäre. Da zeigte ihm der Waſſermann einen offenſtehenden in der letzten Reihe und bemerkte, ſein Tod durch ertrinken werde erſt nach zehn Jahren erfolgen. Der Waſſermann öffnete einen andern Saal, wo Totengerippe an den Wänden lehnten. Die Wände des folgenden Zimmers waren mit Diamanten bedeckt, der Boden mit Gold und Silber. In der Mitte ſtand ein goldener Tiſch, auf welchem aller Art Fiſche ſchon gekocht und zubereitet lagen. Der Waſſermann forderte ihn auf ſich Gold zu nehmen und von den Fiſchen zu eſſen; darauf ermahnte er ihn, daß es Zeit ſei auf die Oberwelt zu gehen, indem der Morgen ſchon graue. Der Bauer gieng reich beladen zurück und gelangte durch das Loch auf die Oberwelt. Nach zehn Jahren ertrank der Bauer im Pulkau-Bache.

[1]) Vergl. S. 167 und 179.

Register.

(Die Ziffern weisen auf die Seiten.)

Aberglaube 315.
Ährenkönigin 310.
Adler 10.
Agnes 7 ff. 22.
Agnesbrünnl 6.
Alraun 253 fg. 258.
Alpgebet 273.
Andreasabend 285.
Anzeichen 352.
Arainl 262.

Banadietrich 41.
Bannung, in Fische 155 fg.
Barbarakätzchen 301.
Baßgeige begraben 294.
Baum 19.
Bäumeschatzen 290.
Begegnungen 352.
Berge, hohle 152.
Besenstehen 345.
Bettstaffeltreten 337.
Bienen 314.
Bleigießen 348.
Bleiwerfen 350.
Bock 87.
Brunnensehen 346.
Buchstaben 322.
Bucklicht 68 fg. 281.
Buschweibchen 242.

Christschau 289.
Christofelsgebet 36. 263.

Dodamon 69 ff. 279 ff.
(Farbe des D. 81 fg. 294 fg.)
Dibken 238.
Donner 316.
Donaufürst 164.
Drache 10.
Drei (Mädchen) 18.
Dreibeinig (Pferd) 35. 36. 38. 50.
Dreikönigsnacht 344.
Drud 268 fg.

Eber 370.
Eier 301.
Einäugig 24. 52. 83.
Elementargeister 159 fg.
Entrückung 108 ff.
Entzauberung 333 fg.
Erlösung 122 fg. 145. 148.

Farrenkraut 309.
Fenesleute 228.
Feuerberge 357.
Feuermann 273.
Fisch 59.
Flüsse entstanden 363.
Fonich 259 fg. 264 fg.

Galgen 145.
Galgenmännlein 259 fg.
Gangerl 232.
Geiger 67 ff. 75.
Geldwittern 137.
Gletſcher 359 fg.
Goldapfeln 334.
Grenzſteine 303.
Graupenſtoßen 332.
Hagmoa 362.
Hahn 116. 368 u. 373 (ſchwarzer).
Hahnkrat 71. 81. 369 ff.; Hahnruf 209.
Hahnſchlagen 303 ff.
Hans 27. 172.
Haſen, zwölf. 15.
Haſtrmann 161 ff. 177.
Hausgeiſter 235 ff.
Hechſenbrennen 306.
Hechſenſchießen 322.
Hehmann 241.
Heiraten 329 ff.
Helden, ſchlafend 108 ff.
Heldenhügel 108 ff.
Helle 89.
Henne, ſchwarz 261. 292.
„ feurig 368.
Hermann 21.
Hetſcherlberg 155.
Himmelsſtraße 358.
Hinken 36. 83.
Hirtenkönig 292.
Holke, Frau 23.
Holz, legen 340.
Hölle 358.
Hut (breiter) 11. 12. 27. 28. 30. 31. 34. 38. 228. 293. 316.
Jägerwieſe 11.
Johannisfeuer 307.
Kalb, gefleckt 193.
Karſt 359.
Kartenſpiel 149. 56 ff. (mit Geiſtern)
Kater, ſchwarz 138.
Katzen 26.
Kegelſchieben (mit Köpfen) 54.
Kerze (abgebrochen) 12.
Kind (im Berge) 129 ff.
Klag' 105.
Klee (4 blättr.) 312.
Kohlen 13. 17 fg.
Kopflos 47 ff. 52 ff. 275.
Kopf unter dem Arme 47 fg. 53 fg. 60.
Kornähren 311. 313.
Kornblumen 314.
Königsreiten 306.
Krampus 286.
Krapfenwaldl 374.
Krähen (des Hahns) 71. 81. ſ. Hahnkrat.
Kreuzweg 333 ff. 340.
Kupalo 309.
Leichenzug 347.
Leuchtenprob 332.
Lichtelſchwimmen 338. 348.
Linde 117.
Lieſen 325. 348.
Loß 323.
Loßen 317 ff.
Loſen geh'n 325 ff. 335.
Lotterie 4 fg. 353.
Luſen geh'n 331.
Maler und Teufel 379.
Mai 298 fg.
Mandragora 253.
Mantel (Wolkenmantel) 25 ff. 33. 34. 47.
Martin 62.
Mähen des Todes 71.
Mettenheu 290.
Miſtel 271.
Mühle 84 ff. 374 ff.
Naturanſchauung 356 ff.
Nebelkappe 217. 226.

Nikolaus 282 fg. 287.
Nummern 5.
Obakring 21.
Orakel 319.
Orant 225.
Oſterlamm 302.
Peklo 358.
Perun 308.
Pferd, weiß 322. 347.
„ ſchwarz 275. 374.
„ ſ. dreibeinig. ſ. Roß. ſ. Schimmel.
Pfinzdaweibl 293.
Plattenſee 363 fg.
Pöpelsträger 87 fg.
Putz 213.
Querre 215 ff.
Rauhnächte 324. 344.
Rieſen 14. 15. 59. 357.
Roß, weißes 23. 28. 33. 37. 81. 121.
„ feurig 52. 345.
„ goldenes 62. 280.
„ ein Huf mangelt 24.
ſ. Schimmel, Pferd.
Rune 322.
Ruprecht 282 fg.
Sackträger 88.
Salige 243 fg.
Schattenlos 341.
Schatzberge 122 fg.
Schimmel 14. 15. 25. 26. 39. 50. 62 fg. 73. 76. 79. 83. 111. 368. ſ. Pferd, Roß.
Schlüſſel (goldener) 10. 135. 149.
Schmeckoſtern 300 fg.
Schmied (beſchlägt Roſſe) 46. 93. 110. 139. 374.
Schnur (goldene) 299.
Schuhwerfen 349 ff.
Schwein 135.
Seele 311.
Senſe 282.
Sichel 294. 297.
Silveſterkönig 291.
Sinflut 366.
Sivering 21. 320.
Skrat 240.
Sonnengott 14.
Sonnehoppen 302.
Sonnwendfeuer 307.
Sunawendfeurmann 28. 62.
Spänerufen 339.
Spirifankerl 262.
Spornhahn 370.
Springwurzel 140 ff.
Stab 27. 28.
Stab blühet 118. 119 (ſ. auch Pfeiffers Selentroſt Nr. 94).
Sterne 352.
Strohkranzwerfen 349.
Sündſtadt 365 fg.
Tater 62.
Tatermann 205.
Thiere reden 291.
Thomas 325.
Thomasnacht 336 fg.
Teufel 367 ff.
Teufelsbauten 370.
Teufelskanzel 87.
Teufelsmühle 85. 374 ff.
Teufel betrogen 89 ff.
Teufel tanzt 368. 375.
Teufelchen 262.
Tod 65 ff. 280. 294.
„ Bild des T. 82.
Tod begraben 293.
Todtenritt 75 ff.
Todtentanz 66 ff.
Tod und Teufel 67. 83.
Todverkündend 104 fg.
Tragerln 258.
Träume 318 ff.
Trollen 227.

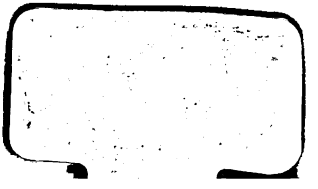
Truden 268.
Tunda 62.

Unternächte 237.
Überſchwemmung 154. 156.

Verwandlung 151. 154 fg.
Verwünſchung 122.
Vorzeichen 310 ff.

Wagen 55. 64. 83. 86. 94 (Wuotans) ff. 98 (ſchwerer). 275. 286.
„ feurig 335. 348.
Waldgeiſter 241 ff.
Warzen 314.
Waſſerjungfer 197.
Waſſergeiſter 161 ff.
Waſſermann als Pferd 185. 191.
„ als Fiſch 187.
„ als Huhn 189.
Waſſerhölle 153 fg. 155. 381.
Waſſer in Wein 290.
Waume 62.
Wechſelbalg 233 fg. 316.
Weingießen 351.
Weiß (halb) 145, allmählich 127. 82 (ſ. Roß.)
Weiße Frau 9. 12. 16 ff. 123. 136. 147.
Wiege 124. 136. 139. 140. 148.
Wieſen (grüne) 115. 119.
Wildfrauen 247 fg.
Wilde Jagd 40. W. Füa 43 fg.
Winter und Sommer 297.
Wirbel und Strudel 363.
Wunſchhorn 146 ff.
Wuotan 21. 23 ff. 24 (Wudil). 72 ff. 98 ff. 306.

Zauberreis vergeſſen 145.
Zaunſchütteln 339.
Zarodoj 254.
Zufall 354.
Zukunft 317.
Zwerge 206 ff. ſchwarze 212. 225
„ haſſen die Glocken 213. 215.
„ ſtelen Erbſen 213.
„ „ Kinder 225.
Zwölf Zahl 101 fg. 150.
Zwölf Paare 145. 146 fg.

Druckfehler.

Seite 65 Zeile 10 von unten lies larvae,
„ „ „ 5 „ „ „ in's,
„ 70 „ 13 „ „ „ ein einzelnes,
„ 81 „ 8 „ „ „ die Hahnkrat,
„ 97 „ 2 „ „ „ vor dem ſchwarzen,
„ 325 „ 18 „ „ „ 1063.